

SPRACHE DER GEGENWART

Schriften des Instituts für deutsche Sprache in Mannheim

Gemeinsam mit

Hans Eggers, Johannes Erben, Hans Neumann und Hugo Steger

herausgegeben von Hugo Moser

Schriftleitung: Ursula Winkelstern

BAND XIII

SPRACHE UND GESELLSCHAFT

*Beiträge zur soziolinguistischen Beschreibung
der deutschen Gegenwartssprache*

JAHRBUCH 1970



PÄDAGOGISCHER VERLAG SCHWANN
DÜSSELDORF

© 1971 Pädagogischer Verlag Schwann Düsseldorf

Alle Rechte vorbehalten · 1. Auflage 1971

Umschlagentwurf Paul Effert

Satz und Druck: Lengericher Handelsdruckerei, Lengerich

Einband: Schwann, Düsseldorf

ISBN 3 7895 0109 3

INHALT

Geleitwort	7
<i>Hugo Steger</i> , Soziolinguistik: Grundlagen, Aufgaben und Ergebnisse für das Deutsche	9
<i>Hermann Bausinger</i> , Subkultur und Sprache	45
<i>Roland Harweg</i> , Grammatik und Textkonstitution als sprach- soziologische Probleme	63
<i>Hans Glinz</i> , Soziologisches im Kernbereich der Linguistik. Skizze einer Texttheorie	80
<i>Hugo Moser</i> , Typen sprachlicher Ökonomie im heutigen Deutsch	89
<i>Eduard Beneš</i> , Fachtext, Fachstil und Fachsprache	118
<i>János Juhász</i> , Zum Normempfinden von Schülern und Studenten	133
<i>Siegfried Grosse</i> , Soziolinguistische Beobachtungen am Abendgymnasium	150
<i>Siegfried Jäger</i> , Sprachnorm und Schülersprache. Allgemeine und regional bedingte Abweichungen von der kodifizierten hochsprachlichen Norm in der geschriebenen Sprache bei Grund- und Hauptschülern	166
<i>Bernhard Engelen</i> , Zum Problem der rezeptiven Sprachbarrieren bei komplexen Strukturen	234
<i>Ludwik Zabrocki</i> , Lernschwierigkeiten mit sprachlichen Ursachen	245
<i>Heinz Kloss</i> , Die deutsche Sprache im Kreise der nahverwandten Sprachen und Halbsprachen	258
<i>Els Oksaar</i> , Das heutige Deutsch — ein Spiegel sozialer Wandlungen ..	279
<i>Ulrich Engel</i> , Bericht über das Forschungsunternehmen „Grundstrukturen der deutschen Sprache“	295
Dem Gedächtnis Jost Triers	323
Das Institut für deutsche Sprache im Jahre 1970	328

Geleitwort

Sprache und Gesellschaft — ein Problemkreis, der die primäre Funktion der Sprache berührt, Mittel der Kommunikation zu sein. Er ist neben den Untersuchungen des sprachlichen Systems verhältnismäßig spät, besonders unter dem Einfluß der sich entfaltenden Soziologie, Gegenstand systematischer wissenschaftlicher Beschäftigung geworden. Wenn man von den frühen, einseitigen Ansätzen im Bereich der Mundartforschung absieht, ist dies in Deutschland erst in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts der Fall gewesen; erst seit dieser Zeit bestimmten sprachsoziologische Betrachtungsweisen stärker die linguistische Forschung. Mit dieser Neuerung verbanden sich sprachpsychologische Tendenzen, wie sich denn überhaupt Soziologie und Psychologie, vor allem in der Form der Gruppenpsychologie, in dem hier angesprochenen Bezirk eng berühren.

Heute hat sich die Neigung, die Wissenschaft gesellschaftsbezogen zu betrachten, noch erheblich verstärkt; sie hat auch die zunächst auf die Beschreibung des sprachlichen Zeichensystems gerichtete neuere linguistische Forschung erfaßt. Unter der Bezeichnung Soziolinguistik versucht ein Zweig der Linguistik, die Beziehungen zwischen Gesellschaft und Zeichensystem zu untersuchen und dabei u. a. auch das Verhältnis von Freiheit und Zwang in der Benutzung vorhandener wie in der Entwicklung neuer sprachlicher Mittel zu überprüfen. Es bedarf kaum eines Hinweises darauf, von welcher praktischer Bedeutung Forschungen dieser Art sind: von der Erfassung und Lösung solcher Fragen hängt zu einem großen Teil die Sicherung der sprachlichen Kommunikation zwischen den sozialen und regionalen Gruppen ab, die wieder, wie leicht einzusehen ist, in unmittelbarer Weise mit den Problemen des sozialen Ausgleichs verknüpft ist. Ein Hinweis auf die seit einiger Zeit so aktuell gewordene Frage der Sprachbarrieren mag die Wichtigkeit solcher Problemstellungen schlaglichtartig beleuchten.

So war es naheliegend, daß soziolinguistische Probleme als Generalthema der Jahressitzung 1970 des Wissenschaftlichen Rates gewählt wurden. Die dabei gehaltenen und vorgesehenen Referate sind in diesem Band zusammengefaßt. Ein Beitrag von Hugo Steger geht den oben angedeuteten Fragen in grundlegender Weise nach und gibt eine Definition der Soziolinguistik als der Wissenschaft vom Sprachverhalten menschlicher Gruppen. Hermann Bausinger wendet sich gegen eine unbesehene Gleichsetzung von Sprach- und Sozialformen und erörtert die Relevanz des Begriffs der Subkultur für soziolinguistische Untersuchungen.

Andere Beiträge von Roland Harweg und Hans Glinz behandeln Fragen der Textkonstitution und des Textverständnisses unter sprachsoziologischen Gesichtspunkten. Auf der Grenze zur Sprachpsychologie bewegt sich ein Vortrag von Hugo Moser über Typen sprachlicher Ökonomie. Den für die sprachliche Entwicklung so wichtig gewordenen Beziehungen zwischen Fachsprache und Gemeinsprache wendet sich eine Untersuchung von Eduard Beneš zu.

Weitere speziellere Beiträge gelten Normfragen in der Praxis und Lernproblemen, so die Referate von János Juhász über das Normempfinden von Schülern und Studenten, von Siegfried Grosse über soziolinguistische Betrachtungen an Abendgymnasien und von Ludwik Zabrocki über Lernschwierigkeiten mit sprachlichen Ursachen. Zwei weitere Vorträge (Siegfried Jäger, Bernhard Engelen) wenden sich ausdrücklich dem Problem der Sprachbarrieren zu, während sich ein Beitrag von Heinz Kloss mit der Stellung der deutschen Sprache im Kreise der nahverwandten Sprachen und Halbsprachen befaßt.

Den öffentlichen Vortrag hatte Els Oksaar übernommen. Sie sprach dem Generalthema gemäß über „Das heutige Deutsch — ein Spiegel sozialer Wandlungen“. Damit wurde auch einem breiteren interessierten Publikum die wissenschaftliche wie die gesellschaftliche Bedeutung mancher soziolinguistischer Probleme vor Augen geführt.

Daß freilich die Erfassung und Lösung aller Probleme im Rahmen der Soziolinguistik noch in weiter Ferne steht, daß sich eben erst Teillösungen abzeichnen, das haben alle in diesem Band vereinigten Beiträge deutlich gemacht.

Die Herausgeber

Soziolinguistik
Grundlagen, Aufgaben und Ergebnisse für das Deutsche
Von Hugo Steger

- Inhalt: Einleitung
 Pragmalinguistik und Soziolinguistik
 Gesellschaft — Strukturbegriff der Sozialwissenschaft
 Theorie der Soziolinguistik
 Zentrum, Aufgaben und Grenzen der Soziolinguistik
 Konkrete Aufgaben, Methoden und Arbeitsbereiche
 der Soziolinguistik
 Steuerung des Sprachsystems durch soziale Gegebenheiten
 Steuerung der Sprachverwendung durch soziale Gegebenheiten
 Die konstitutive Funktion sozialer Rollen für die Sprachver-
 wendung
 Die konstitutive Funktion des sozialen Status für die Sprach-
 verwendung
 Einige Anmerkungen zum praktischen Wert einer Wissenschaft

*Einleitung*¹

Nicht selten koinzidieren in der Entwicklungsgeschichte der Wissen-
schaften wichtige Neuorientierungen mit einer quasi asketischen wis-
senschaftstheoretischen Situation, die gekennzeichnet ist durch extreme
Eingrenzung des empirischen wie theoretischen Erkenntnisinteresses,

¹ Peter Schröder, Forschungsstelle Freiburg, bin ich für die grundlegende Redak-
tion und seine Beiträge zu dem vorliegenden Aufsatz sehr dankbar. — Der Auf-

verbunden mit geschärftem Methodenbewußtsein bzw. gesteigerter Methodenreflexion.

In den Sprachwissenschaften dürfte eine Askese dieser Art konstitutiv gewesen sein z. B. für die Leistungen der Junggrammatiker, für neue Erkenntnisse in der Dialektologie durch Berücksichtigung ihrer Beziehungen zur Landeskunde, für die Arbeiten des klassischen amerikanischen Strukturalismus und besonders für die generative Transformationsgrammatik. Letztere beschränkt sich in ihrer linguistischen Theoriebildung auf die ‚langue‘, auf das Sprachsystem eines idealen ‚Sprecher-Hörers‘,

der in einer völlig homogenen Sprachgemeinschaft lebt, seine Sprache ausgezeichnet kennt und bei der Anwendung seiner Sprachkenntnis in der aktuellen Rede von solchen grammatisch irrelevanten Bedingungen wie

- begrenztes Gedächtnis
 - Zerstreuung und Verwirrung
 - Verschiebung in der Aufmerksamkeit und im Interesse
 - Fehler (zufällige oder typische)
- nicht affiziert wird.²

Diese Beschränkung ist insofern positiv zu bewerten, als sie im Simulationsprozeß des grammatischen Systems der Sprache ‚mentalistische Beimischungen‘ weitgehend kontrolliert und — nicht nur dadurch — den Blick für Differenzierungen geschärft oder erst ermöglicht hat, welche die allgemeinen Bedingungen des Funktionierens von Zeichensystemen natürlicher Sprachen besser als bisher beschreibbar und erklärbar machen.

Askese dieser Art bedeutet also einseitige Akzentuierung weniger Gesichtspunkte um vertiefter Erkenntnis willen. Sie läuft jedoch immer Gefahr, ihre Einseitigkeit zu dogmatisieren und damit die Sensibilität für außerhalb des gewählten Ausschnitts liegende Fragen und Methoden verkümmern zu lassen; und so korrespondiert die Tendenz zu einer sukzessive verfeinerten Theoriebildung im Bereich

satz wurde gegenüber dem Vortrag auf der Jahrestagung geändert; im einzelnen liegen zugrunde:

1. Vortrag auf der Jahrestagung
2. Seminar ‚Soziolinguistik‘ (Orientierungskurs, Methoden der Linguistik)
3. Sprachverhalten — Sprachsystem — Sprachnorm. Eine soziolinguistische Studie (demnächst in: Jb. d. Dt. Ak. f. Sprache u. Dichtung, Jg. 1970. Heidelberg 1971)
4. Soziolinguistik und sprachliche Bildung (unveröffentlicht).

² Chomsky, Noam: Aspects of the Theory of Syntax. Cambridge/Mass. 1965 (deutsch: Aspekte der Syntax-Theorie. Frankfurt a. M. 1969, S. 13).

der ‚langue‘ mit der Tendenz, die Beschäftigung mit der ‚parole‘, d. h. mit den konkret realisierten Sprechakten in ihrer sozialen, psychologischen, kulturellen und auch sprachlichen³ Kontextbedingtheit, zu vernachlässigen, wenn nicht gar zu unterlassen.

Schon Ferdinand de Saussure hat die theoretische Begründung für eine wissenschaftliche Disziplin geliefert, die sich mit diesem Bereich beschäftigen sollte.⁴ Um so erstaunlicher ist es, daß die Beziehungen und die „Verschränkung von Sozialstruktur, Kultur und Sprache, die zu den Grundeinsichten der philosophischen Anthropologie“ gehören, sowohl in die empirischen Sozialwissenschaften als auch in die Sprachwissenschaft als „weitgehend ungeklärtes Axiom eingegangen“⁵ sind.

Diese allgemeinen kritischen Anmerkungen zur Ausrichtung der für die Thematik zuständigen Disziplinen, insbesondere der Linguistik, kennzeichnen entsprechend die Situation in der deutschen Forschung. Auch der Einwand, z. B. die Weiserber-Schule oder die Mundartforschung hätten frühzeitig die Bedeutung der sozialen Komponente für ihre Arbeiten erkannt, kann die Gültigkeit der These nicht grundsätzlich in Frage stellen.

Die Sprachphilosophie Leo Weiserbers begründete und motivierte zwar mit der Hervorhebung des ‚muttersprachlichen Weltbildes‘⁶, das den Sprecher weitgehend determiniert, im Zusammenhang mit der inneren Form der Sprache die Berücksichtigung sozialer Kontexte im weitesten Sinne in der deutschen Sprachwissenschaft der dreißiger bis fünfziger Jahre. Doch läßt sich in diesem Zusammenhang kaum von der Grundlegung oder Begründung einer explizierenden und operablen Theorie zur wechselseitigen Bedingtheit von Sozial- und Sprachstruktur sprechen. Vielmehr handelt es sich um eine allgemeine kulturhistorische Hypothese, die aufgrund der politischen Isolierung der deutschen Wissenschaften — also gleichsam zufällig — in ihrer mentalistischen und kulturhistorischen Ausprägung lange Zeit die

³ Leistungsfähig ist die generative Transformationsgrammatik bisher bekanntlich lediglich innerhalb der Satzgrenzen.

⁴ Vgl. hierzu de Saussure, Ferdinand: Grundfragen der Allgemeinen Sprachwissenschaft. Berlin 1967, insbesondere die Ausführungen zu ‚Semeologie‘ und ‚Sozialpsychologie‘ S. 19.

⁵ Luckmann, Thomas: Soziologie der Sprache. In: König, René (Hrsg.): Handbuch der empirischen Sozialforschung Bd. II. Stuttgart 1969, S. 1051.

⁶ Vgl. z. B. Weiserber, Leo: Muttersprache und Geistesbildung. Unveränderter Neudruck. Göttingen 1941 (zuerst erschienen 1928).

deutsche Linguistik dominierte und vielfach bis heute ihrer Aufnahmebereitschaft gegenüber Methoden und Theorien der internationalen Sprachwissenschaften entgegenstand. Daß diese Ausrichtung der deutschen Sprachwissenschaft ebenfalls die Reflexion der linguistischen Seite in anderen Disziplinen maßgeblich beeinflußt hat, ließe sich m. E. z. B. anhand der erkenntnistheoretischen Abhandlungen von Jürgen Habermas nachweisen.⁷ Seine ursprünglich durchgehend mentalistische Konzeption von Sprache scheint ihm doch den Blick für eine adäquate Erfassung z. B. des Problems ‚soziales und sprachliches Handeln‘ verstellt zu haben.

Die Dialektologie hat ebenfalls bereits in den zwanziger und dreißiger Jahren in Ansätzen die konstitutive Funktion sozialer Gegebenheiten für sprachliche Schichten berücksichtigt; doch galt auch hier das Erkenntnisinteresse keineswegs der wechselseitigen Determiniertheit von Sprach- und Sozialstruktur. Vielmehr dienten die — zudem noch überaus global definierten — sozialen Daten als Kontrollinstanz, die gewährleisten sollte, daß ein möglichst archaischer Zustand der — wie man annahm — vom Aussterben bedrohten Mundarten in der Lautung, in den Formen und im Wortschatz konserviert wurde. Das Streben nach der Einheit der sozialen Maße wurde zu einer meist wenig reflektierten spezifischen Faustregel für die Mundartforschung.

Von welchen Voraussetzungen kann also eine soziolinguistische Fragestellung für das Deutsche ausgehen?

Für das Sprachsystem und die Unterscheidung von ‚langue‘ und ‚parole‘ hat im Gefolge der internationalen Linguistik auch die deutsche Sprachwissenschaft in den letzten Jahren endlich die Konsequenzen gezogen und sich auf den Weg einer rigorosen Methodensuche und Theoriebildung begeben, ein ‚Irrweg‘, wie so mancher Außenstehende glaubt, der in seiner inhaltsbezogenen Tradition gewohnt ist, an den ‚Fakten‘ die allein ‚interessierenden‘ und ‚gesicherten‘ Ergebnisse abzulesen, ungeachtet der Tatsache, daß er lediglich seine eigene Kompetenz reproduziert.

Aber nur eine relativ kleine Zahl von soziologisch interessierten Germanisten hat die theoretische und methodische Entwicklung der neue-

⁷ Vgl. Habermas, Jürgen: Erkenntnis und Interesse. Frankfurt a. M. 1968, z. B. die Kapitel „Diltheys Theorie des Ausdrucksverstehens: Ich-Identität und sprachliche Kommunikation“, S. 178 ff. oder „Selbstreflexion der Geisteswissenschaften: Die historische Sinnkritik“, S. 204 ff.

ren Sozialforschung rezipiert. Die überwiegende Zahl der germanistischen Arbeiten, die soziale Gegebenheiten reflektieren, ist den herkömmlichen Fragestellungen der ‚Sprachgeschichte‘, der Dialektologie, der Namenkunde sowie der Fach- und Sondersprachenforschung verhaftet, die weiterhin die Beziehungen zwischen Sozial- und Sprachstruktur als ‚ungeklärtes Axiom‘ voraussetzen.

Entsprechendes gilt für die Reflexion der linguistischen Komponente in soziologischen oder sozialpsychologischen Arbeiten, wenn sie überhaupt bedacht wird. — Arbeiten, die sowohl im soziologischen als auch im sprachwissenschaftlichen Bereich dem Erforderlichen genügen, liegen bisher kaum vor. Eine sinnvolle methodische und theoretische Vorreflexion hindert immer noch der Wille, mit dem ‚Material‘ auf jeden Fall zu ‚Ergebnissen‘ zu kommen, und seien sie in ihrer wissenschaftlichen Brauchbarkeit noch so fragwürdig. Die wohl historisch bedingte und verhängnisvolle Theoriefeindlichkeit der Germanistik dürfte auch hier verantwortlich sein.

Dieser Beitrag soll als Versuch aufgefaßt werden, Perspektiven aufzuzeigen, Probleme zu isolieren, Fragestellungen zu reflektieren, die in soziolinguistischen Arbeiten für das Deutsche bedacht werden sollten bzw. in Ansätzen bereits bedacht wurden.

Pragmalinguistik und Soziolinguistik

Angesichts des unterschiedlichen Charakters der in jüngster Zeit unternommenen Versuche, die oben beschriebene Forschungslücke zu schließen, erscheint es mir sinnvoll, sie zunächst grundsätzlich je nach ihrem Ausgangspunkt der Pragma- bzw. Soziolinguistik^{7a} zuzuordnen. Beide Richtungen gehen davon aus, daß in den natürlichen Sprachen der unterschiedliche kommunikative Einsatz der polyvalenten Sprachzeichen exakt aufgedeckt werden muß. Die Bedingungen und Regularitäten des Auftretens und der Kombination von Zeichen müssen studiert werden, und zwar in ihrer Abhängigkeit von der äußeren Situation, den intentionalen ‚Rollen‘ der beteiligten Sprecher auf der Basis ihres Sozialstatus und der Thematik, von der Redekonstellation also. Da in diesem Bereich der Text und seine Konstruktion sehr viel stärker in den Vordergrund rücken und sich Fragen der

^{7a} Vgl. zu Pragma- und Soziolinguistik auch S. 33 f.

redekonstellationsbedingten Abwahl aus dem Zeichensystem auch als Frequenzprobleme stellen, wird eine Theorie der Sprachverwendung sich von der des Zeichensystems prinzipiell unterscheiden müssen und erst in Form einer Metatheorie an die Theorie des Sprachsystems, die Grammatik, anzuschließen sein.

Pragmalinguistische Arbeiten fragen nun stets vom Sprachsystem und der Sprachverwendung aus in Richtung auf den ‚Sprecher-Hörer‘ oder auf konkrete Texte. Dabei werden unter dem Begriff ‚parole‘ auch außerlinguistische Faktoren wie etwa Situation subsumiert, ohne daß allerdings in letzter Konsequenz die Relevanz des gesamten sozialen wie psychologischen Kontextes reflektiert oder berücksichtigt würde. Zu nennen wären hier z. B. Wunderlichs⁸ Ansätze sowie die von Ungeheuer und seinen Mitarbeitern Richter und Weidmann in Angriff genommene Behandlung semantisch bedingter kommunikativer Konflikte bei Gleichsprachigen.⁹

Um eine Systematik bemüht sich die Pragmalinguistik teilweise mit dem Versuch, vorhandene Grammatikmodelle zu erweitern und/oder zu modifizieren (Wunderlich)¹⁰ oder aus der Modallogik abgeleitete formale ‚pragmatische Metasprache‘ den Bedingungen natürlicher Sprachen anzupassen (Montague, Schnelle, Wunderlich).¹¹

Pragmalinguistisch ausgerichtet sind desgleichen die Untersuchungen der Prager Schule (auch etwa Jakobsons)¹² zu funktionalen Stilen, allerdings vornehmlich im literarischen oder poetischen Bereich. Hier

⁸ Vgl. z. B. Wunderlich, Dieter: *Pragmatik, Sprechsituation, Deixis*. Papier Nr. 9. Universität Stuttgart. Lehrstuhl für Linguistik. Nov. 1968 (= mimeogr.). Demnächst in überarbeiteter Fassung in: Saarbrücker Beiträge zur Literaturwissenschaft und Linguistik. Vgl. ders.: *Die Rolle der Pragmatik in der Linguistik*. In: DU 22, H. 4, 1970, S. 5—41.

⁹ Richter, Helmut und Weidmann, Fred: *Semantisch bedingte Kommunikationskonflikte bei Gleichsprachigen* (mit einem Vorwort von Gerold Ungeheuer). Institut für Phonetik und Kommunikationsforschung Bonn (als Manuskript vervielfältigt) o. J.

¹⁰ Vgl. Anm. 8 und ders.: *Tempus und Zeitreferenz im Deutschen*. In: *Linguistische Reihe* 5, München 1970.

¹¹ Vgl. Anm. 10; Schnelle, H.: *Does Deixis Belong to Pragmatics?* Lehrstuhl für Linguistik. TU Berlin (als Manuskript vervielfältigt); Montague, Richard: *English as a Formal Language*. In: *Linguaggi nella Società e nella tecnica* (= *Saggi di Cultura Contemporanea* 87), 1970, S. 189 ff.

¹² Vgl. z. B. Garvin, Paul (Hrsg.): *A Prague School Reader on Esthetics, Literary Structure and Style*. Washington 1964; Jakobson, Roman: *Closing Statement: Linguistics and Poetics*. In: Sebeok, Thomas A. (Hrsg.): *Style in Language*. Cambridge/Mass. 1968, S. 350—377; Doležel, Lubomir: *The Prague School and the Statistical Theory of Poetic Language*. In: Kreuzer, Helmut und Gunzenhäuser, Rul (Hrsg.): *Mathematik und Dichtung*. München 1969, S. 275—293.

handelt es sich um eine konsequente Relativierung des dogmatischen Postulats einer rein innerliterarischen Methode, wie es von den frühen russischen Formalisten erhoben wurde: Das literarische System soll in seinen Relationen zu außerliterarischen Systemen definiert werden. Die Arbeiten der Prager Schule leiden jedoch darunter, daß sie keine systematische Trennung zwischen außersprachlichen und sprachlichen Aspekten leisten, ein Vorwurf, der z. B. auch dem textlinguistischen Versuch von Brinkmann¹³ zu machen wäre.

Andere Arbeiten, die ein pragmatisches Erkenntnisziel bereits im Titel formulieren — etwa Dieckmanns Buch ‚Sprache in der Politik‘ (1969)¹⁴ — gehören im Grunde mehr zur zweiten Richtung, welche ebenfalls die oben aufgezeigte Forschungslücke zu schließen beginnt: zur Soziolinguistik.

Die in diesem Aufsatz zur Diskussion stehende Soziolinguistik ist als selbständige Disziplin in Zusammenarbeit von Soziologen, Anthropologen, Verhaltensforschern und Linguisten besonders in Amerika weiterentwickelt worden. Ausgangspunkt ihrer Fragestellung ist jeweils stärker die soziale bzw. psychologische oder sozialpsychologische Seite des Untersuchungsfeldes.

Grundsätzlich wäre natürlich zu fragen, ob die hier theoretisch gegeneinander abgesetzten Verfahrensweisen der Soziolinguistik auf der einen und der Pragmalinguistik auf der anderen Seite im Rahmen einer angemessenen Theoriebildung überhaupt auseinanderzuhalten sind, zumal sich für das Problem ‚verbales und soziales Handeln‘ Interaktionsmuster doch weitgehend nur über das Medium ‚Sprache‘ erschließen lassen. Vielmehr erscheint es angebracht zu sein, bei jedem einzelnen Untersuchungsschritt jeweils vermittelnd in beide Richtungen zu fragen.

Viele Disziplinen nehmen so an der Schließung der Lücke teil, die zwischen den Bereichen der Sozialforschung und der Sprachforschung im engeren Sinne klappt, und es wird von Nutzen sein, zunächst einen Blick auf Theorie und Empirie in der modernen Sozialforschung zu werfen, zumal es sich hier um ein Gebiet handelt, das dem Linguisten noch weithin unbekannt ist.

¹³ Brinkmann, Hennig: Die Syntax der Rede. In: Satz und Wort im heutigen Deutsch (= Sprache der Gegenwart 1), Düsseldorf 1967, S. 74—94.

¹⁴ Dieckmann, Walther: Sprache in der Politik. Einführung in die Pragmatik und Semantik der politischen Sprache. Heidelberg 1969.

Gesellschaft — Strukturbegriff der Sozialwissenschaft
(Beschreibungseinheiten ‚Status‘ und ‚Rolle‘ — Theorie und Empirie)

Wie in der Linguistik so hat sich auch in der Soziologie der zunächst dogmatisch verfolgte strukturalistische Ansatz mit einer extremen Akzentuierung der Synchronie als inadäquat erwiesen. Auch hier hat die Statik der Strukturvorstellungen den Blick für die Prozeßhaftigkeit gesellschaftlicher Vorgänge verstellt und deren angemessene Erklärung in der Theorie sowie eine adäquate Beschreibung erschwert oder gar verhindert.

Erst die Relativierung des streng strukturalistischen Modells durch den sogenannten funktionalen Strukturalismus bzw. eine neo-evolutionäre Theorie bei Parsons¹⁵ und die Kritik am funktionalen Strukturalismus (der in der Behandlung des sozialen Wandels oder Konflikts immanent wohl doch noch von letztlich statischen Harmonievorstellungen ausgeht) scheinen sinnvollere Theoriebildungen zu ermöglichen bzw. bereits zu enthalten für eine angemessene Erklärung und Beschreibung sozialer Konflikte und des sozialen Wandels. Diese Kritik wurde u. a. geleistet durch die Kleingruppenforschung (Homans), durch das Komplementaritätsmodell Dahrendorfs oder durch dessen Einbeziehung von Herrschaftsformen und -strukturen in ein Erklärungsmodell.¹⁶

Wenn ich nun im folgenden einige Ansätze und mögliche Ausgangspositionen nenne, darf nicht vergessen werden, daß wir uns in dem hier zur Diskussion stehenden Bereich immer noch im Vorfeld der Aufstellung gesicherter und operabler Hypothesen bewegen.

‚Gesellschaft‘ kann mit Gurvitch verstanden werden als ein System strukturierter Gruppen, die sich in vielen ‚Schichten‘ und ‚Ebenen‘, d. h. sowohl horizontal als auch vertikal, ‚entfalten‘.¹⁷ Konstituiert wird es durch ein verwickeltes System von sozialen, also außersprachlichen und sprachlichen, Handlungen und Verhaltensnormen.

¹⁵ Vgl. z. B. Parsons, Talcott: *The Social System*. Glencoe/Ill. 1951; ders.: *Structure and Process in Modern Societies*. Glencoe/Ill. 1960.

¹⁶ Vgl. dazu Zapf, Wolfgang (Hrsg.): *Theorien des sozialen Wandels*. Köln/Berlin 1969; insbesondere: Zapf, Wolfgang: Einleitung, S. 11—32; Erster Teil: Strukturell-funktionale Theorie, Neo-Evolutionismus (mit Beiträgen von Parsons und Eisenstadt), S. 35—91; Zweiter Teil: Funktionalismuskritik, Herrschaft, Systemkonflikt (mit Beiträgen von Homans, Dahrendorf und Lockwood), S. 95—137.

¹⁷ König, René: *Gesellschaft*. In: König, René (Hrsg.): *Soziologie*. Das Fischerlexikon. Frankfurt a. M. 1967, S. 111.

Gurvitch hat konsequenterweise den Begriff der Struktur durch den der Strukturierung ersetzt, der zusammen mit den ergänzenden Begriffen der De- und Restrukturierung die theoretischen Voraussetzungen für eine Erklärung des sozialen Wandels und sozialer Konflikte erstellen soll. Hauptstrukturmerkmale sind dabei ‚Differenzierung‘ und ‚Schichtung‘, und Gurvitch zeigt, daß in den heutigen Gesamtgesellschaften der industrialisierten Welt „eine Mehrheit von Gruppenhierarchien um das Gleichgewicht in einer gegebenen Struktur kämpft“.

Damit erst wird das Strukturproblem auf die Gesellschaft ‚in actu‘ projiziert, d. h. auf die soziale Spontaneität, in der dauernd um Ordnung gekämpft wird, die in gleicher Weise spontan entstehend und ‚prekär‘ ist, indem neben der Strukturierung immerfort Destrukturierung und Restrukturierung stehen.¹⁸

Hier werden bereits engste Wechselbeziehungen zwischen Linguistik und Soziologie impliziert; daß aber auch der von Gurvitch vertretene strukturalistische Funktionalismus „noch weit entfernt ist von einem gesicherten Bestand der theoretischen Soziologie“¹⁹, betont Hempel wohl zu Recht.

Als statische und funktionale Grundeinheiten für die Beschreibung und Analyse dynamischer sozialer Prozesse und damit auch für die Soziolinguistik haben sich die Begriffe ‚Status‘ und ‚Rolle‘, wie sie u. a. auch Parsons verwendet, als brauchbar erwiesen. Im Begriff ‚Status‘ kommt zum Tragen, daß jeder Sprecher in seiner Stellung innerhalb des sozialen Gefüges gekennzeichnet ist durch gewisse stabile psychische und soziale Merkmale, die ihn auch sprachlich für eine bestimmte Zeit, beim Erwachsenen teilweise für sein ganzes Leben, prägen. Solche Merkmale sind z. B. Begabung, Intelligenz, Gedächtnisleistung, Geschlecht, Milieu (z. B. auch Sozialisationsbedingungen), Ausbildung, Beruf, Einkommen, Weltanschauung, Interessen, Loyalitäten, Prestige sowie auch der regionale Lebensraum. Auf der Grundlage dieser jeweils relativ (was die zeitliche Dimension betrifft) stabilen Merkmale jedoch finden wir jeden Sprecher ständig in sehr variablen sozialen Rollen agierend (z. B. Vater, Lehrer, Vor-

¹⁸ König, René: Struktur, ebd., S. 323; vgl. dazu aber auch die bereits erwähnte Kritik an der strukturell-funktionalen Theorie und ihren immanenten Harmonievorstellungen.

¹⁹ König, René, ebd., S. 323; vgl. auch Hempel, Carl G.: The Logic of Functional Analysis. In: Gross, Llewellyn (Hrsg.): Symposium on Sociological Theory, New York 1959.

gesetzter/Untergebener, Patient, Klient, Liebhaber). Dabei kann natürlich z. B. das Merkmal ‚Vater‘ wie viele andere auch einmal situativ eine Rolle determinieren, zum anderen jedoch konstant konstitutiv für den Status einer Person bzw. eines Sprechers sein. Das Rollenspiel innerhalb des Gesamtgesellschaftssystems muß in diesem Sinne definiert werden als ein eigenes kollektiv geregeltes Geflecht von sozialen und damit auch sprachlichen Handlungen und Verhaltensnormen. Bedenkenswert erscheint allerdings in diesem Zusammenhang die Kritik Dahrendorfs an den Begriffen ‚Rolle‘, ‚Status‘ und ‚Funktion‘ hinsichtlich ihrer Operabilität; eine Beschreibung auf der Basis dieser Begriffe liefere — so Dahrendorf — die „Integrationstheorie der Gesellschaft“.

Doch ist es irrig anzunehmen, daß die Beschreibung der Art und Weise, in der die Elemente einer Struktur zu einem gleichgewichtigen Ganzen verknüpft sind, uns als solche schon einen Ansatzpunkt zur Strukturanalyse von Konflikt und Wandel liefert. Insofern ist der Anspruch der sogenannten strukturell-funktionalen Theorie in der neueren Soziologie, eine allgemeine Theorie der Gesellschaft zu sein, nachweislich falsch.²⁰

Es muß weiteren theoretischen Überlegungen in Verbindung mit empirischen Untersuchungen vorbehalten bleiben, über die Verwendbarkeit und Operabilität der fraglichen Begriffe in einem Modell, das auch auf eine adäquate Erfassung von sozialen Konflikten und sozialem Wandel ausgerichtet ist, zu entscheiden.

Insgesamt sollte bedacht werden, daß sowohl in der Linguistik als auch in der Soziologie bisher lediglich die Beschreibung und Erklärung eines bestimmten für Beobachtungszwecke gleichsam eingefrorenen Zustands des in dauernder Wandlung befindlichen Systems bzw. des in diesem Sinne zufälligen Regelsystems für Sprache und Sozialverhalten einigermaßen sicher zu leisten ist und daß man sich der dabei entstehenden Unschärfen und Verfälschungen bewußt sein muß. Diese müssen mit anderen Methoden und Betrachtungsblickwinkeln ausgeglichen werden.

Es wird in diesem Zusammenhang notwendig, explizit einige zum Teil sicherlich triviale Anmerkungen zum Charakter der in dem zur Diskussion stehenden Bereich bisher nur möglichen und operablen

²⁰ Dahrendorf, Ralf: Zu einer Theorie des sozialen Konflikts, a. a. O. (Anm. 16), S. 111 (zuerst erschienen unter dem Titel: Toward a Theory of Social Conflict. In: The Journal of Conflict Resolution 2, 1958, S. 170—183).

Theorien zu machen: Begriffe wie ‚System‘, ‚Struktur‘ implizieren im linguistischen wie im sozialen Bereich abstrakte und theoretische Konstrukte, welche die Beobachtung, Beschreibung und Erklärung von ‚Fakten‘ in ihrem Zusammenhang ermöglichen sollen. Es bedarf dabei geeigneter (aus einem Vorverständnis abgeleiteter) Hypothesen, welche Einzelheiten aus verschiedenen Teilsystemen in funktionale und strukturelle Relation zueinander setzen. Diese Hypothesen können dann der Falsifizierungsprobe unterworfen werden, die jeweils zu einer Konsolidierung oder aber Aufgabe der alten und Bildung einer neuen Hypothese führt. Es kann nun — ähnlich wie in der Theorienbildung der neueren Linguistik — ein jeweils abstrakteres oder ein konkreteres Niveau gewählt werden. Letzteres trifft im weitesten Sinne für die Bildung soziologischer Theorien zu, die damit — etwa im Gegensatz zur allgemeinen Theorie der Gesellschaft im Sinne einer Geschichts- oder Sozialphilosophie — zu Aussagen begrenzter Natur führen, spezifische Aussagen über einzelne soziale Vorgänge machen und diese dann als Regularitäten zu generalisieren suchen. Es handelt sich also in aller Regel um Theorien mittlerer Reichweite.²¹ Theorien mittlerer Reichweite haben den Vorteil, daß sie mit einer begrenzten Zahl von empirischen Daten auskommen und damit in ihrem Rahmen relativ exakt formuliert werden können. — Im Bereich der Linguistik ist z. B. der klassische taxonomische Strukturalismus etwa in der Glinzschen Prägung der ‚Inneren Form‘²² eine solche Theorie mittlerer Reichweite, die für den Zweck einer auf eine Schulgrammatik gerichteten Auswahlsyntax beste Leistungen erbringt.²³

Auf der anderen Seite liegen die Gefahren solcher Theorien mittlerer Reichweite, d. h. ihre notwendige Labilität gegenüber Fehlschlüssen und gegenüber dem Postulat lediglich scheinbar evidenter Kausalzusammenhänge, auf der Hand. Infolge der beschränkten Zahl empirischer Daten werden häufig Faktoren aufeinander bezogen, die

²¹ Vgl. dazu Merton, Robert K.: *Social Theory and Social Structure*. Glencoe/Ill. 1957; aber auch: Zetterberg, Hans L.: *Theorie, Forschung und Praxis in der Soziologie*. In: König, René (Hrsg.): *Handbuch der empirischen Sozialforschung* Bd. I. Stuttgart 1967, S. 64—104.

²² Glinz, Hans: *Die innere Form des Deutschen. Eine neue deutsche Grammatik*. Bern/München 1965.

²³ Für weitergehende Ansprüche, etwa die Einbeziehung der Semantik, reicht dann jedoch die streng taxonomische Theorie nicht hin und ist inzwischen von Glinz auch erweitert worden; vgl. Glinz, Hans: *Deutsche Syntax*. Stuttgart 1967 (insbesondere S. 89 ff.).

in keinem unmittelbaren Zusammenhang stehen, sondern erst durch einen dritten oder vierten Faktor, der empirisch noch nicht realisiert worden ist, indirekt in eine Beziehung zueinander gesetzt werden können. Allgemein bekannt dürften in diesem Zusammenhang William S. Robinsons Beispiele für sogenannte ökologische Fehlschlüsse sein:

Wenn sich ein Stadtteil z. B. auszeichnet durch ausgeprägten Alkoholismus und andere Formen abweichenden Verhaltens einerseits und durch eine besonders hohe Zahl amtierender Pfarrer andererseits, so kann das nicht in dem Sinn gedeutet werden, als seien die Pfarrer die Ursache für die Trunksucht.²⁴

Man könnte hier auch die Feststellung des ‚Osservatore Romano‘ von Anfang März 1970 anführen, der in seiner Serie „Die Erotik bei der Eroberung der Gesellschaft“ schrieb:

Das Vorrücken der sexuellen Revolution traf mit dem der Sozialdemokratie zusammen. In den skandinavischen Ländern sind Sozialdemokraten die meisten Jahre an der Macht gewesen. In Britannien ist das Erlöschen aller Spuren einer viktorianischen Geisteshaltung mit dem Erfolg der Labour-Partei zusammengetroffen. Das Vordringen der Erotik in Deutschland steht in direktem Verhältnis zu dem Fortschritt der Sozialdemokraten (...). Wir möchten damit nicht sagen, daß notwendigerweise eine Verbindung zwischen der Sozialdemokratie und der sexuellen Liberalisierung besteht. Was wir jedoch sagen wollen, ist, daß die Sozialdemokratie noch nicht jene Revision von Idealen erreicht hat, deren sie anscheinend bedarf, und daß sie tatsächlich auch nicht sehr versessen darauf scheint.²⁵

Theorie der Soziolinguistik (Eine Skizze ihrer Methoden und Techniken)

Daß gerade im Bereich eines interdisziplinären Projekts, wie es die Soziolinguistik darstellt, die Anwendung von Theorien mittlerer Reichweite ein besonders hohes Maß an kritischer Absicherung und Methodenreflexion bzw. -bewußtsein erfordert, leuchtet ein; denn im Bereich der Soziologie allein z. B. handelt es sich bei den zu untersuchenden Strukturen und Handlungen, die sich aus zahlreichen Ein-

²⁴ König, René: Soziologische Theorie, a. a. O. (Anm. 17), S. 307; vgl. auch Robinson, William S.: Ecological Correlations and the Behaviour of Individuals. In: American Sociological Review 15, 1950.

²⁵ Zitiert nach der Frankfurter Rundschau vom 4. 3. 1970, S. 1.

zelmerkmalen und Merkmalskomplexen des physisch und psychisch prädisponierten Sozialwesens ‚Mensch‘ zusammenfügen, immerhin noch um unmittelbar vergleichbare, d. h. theoretisch gleichsam auf einer Ebene liegende ‚Fakten‘ und Zusammenhänge. Diese direkte Vergleichbarkeit entfällt jedoch, wenn wir die Bestandteile des sozialen Systems mit den Teilen des symbolischen Systems der Sprachzeichen in Beziehung zu setzen versuchen.

In der deutschen Sprachkritik²⁶ sind z. B. sehr oft bestimmte Wortschatzerscheinungen direkt motiviert worden mit der nationalsozialistischen Herrschaftsordnung.²⁷ Konstitutiv für diese Fehlschlüsse dürften gewisse ideologische Korrespondenzen zwischen den semantischen Implikationen der entsprechenden Wörter und nationalsozialistischer Ideologie gewesen sein. Tatsächlich läßt sich jedoch lediglich eine indirekte Verbindung unter Berücksichtigung soziologisch und sprachhistorisch viel weiter zurückliegender Daten herstellen: die Geschichte der deutschnationalen Bewegung, die Spätromantik, die Bürokratisierung und Technisierung im 19. Jahrhundert, die Jugendbewegung sowie die stark fortgeschrittene soziale Differenzierung und Arbeitsteiligkeit, Faktoren, die insgesamt bestimmte neue Stile hervorgebracht haben, welche dann eben teilweise von NS-Ideologen für ihren Bedarf okkupiert wurden.

Die genannten Beispiele dürften die Bedeutung der Theorie gegenüber der Empirie ausreichend deutlich werden lassen: Empirische Evidenz reicht nicht aus für die Annahme kausaler Zusammenhänge.

Irgendwelche Regelmäßigkeiten sagen noch gar nichts, bevor sie theoretisch durchleuchtet und in ein Koordinatensystem von Hypothesen eingefangen sind.²⁸

Gerade die Deutung ‚nationalsozialistischen‘ Wortschatzes, wie sie oben skizziert wurde, dürfte hinreichend gezeigt haben, wie schwierig es ist, sich im Hinblick auf die Erforschung der Beziehungen und Verschränkungen von Sozialstruktur und Sprache über die theoretischen Voraussetzungen und die geeigneten Methoden zu orientieren.

Ausgehen kann man von der bisher in jeden Versuch soziolinguistischer Hypothesenbildung als ungeklärtes Axiom eingegangenen

²⁶ Im weitesten Sinne handelt es sich dabei um erste soziolinguistische Arbeiten.

²⁷ Vgl. z. B. Klemperer, Victor: Die unbewältigte Sprache. Aus dem Notizbuch eines Philologen. LTI. Darmstadt 1966 (Neudruck); vor allem Wörter wie *vergasen* oder etwa die Funktionsverben.

²⁸ König, René: Soziologische Theorie, a. a. O. (Anm. 17), S. 308.

These von bestehenden Beziehungen und wechselseitigen Steuerungen von Sozialstruktur und Sprachzeichensystem. Vorgänge und Relationen dieser Art sind angesprochen, wenn z. B. Brown und Gilman von der jeweiligen Verwendung der Personalpronomina der 2. Person (*du, ihr; tu, voi; tu, vous; you, thou*) im Kommunikationsprozeß auf Macht- und Abhängigkeitsverhältnisse wie auf soziale Solidaritäten oder politische Anschauungen von Einzelnen und Gruppen schließen.²⁹ Nur in den Kategorien sozialer Verhaltensnormen oder Vereinbarungen kann erklärt werden, daß mich mein Geschichtsprofessor im ersten Semester mit *Herr Kollege* angedredet hat, es mir aber nie eingefallen wäre, nun meinerseits die gleiche Anredeform zu verwenden, oder daß es heute zum ‚Image‘ des ‚fortschrittlichen‘ Studenten gehört und dessen Selbstbestätigung dient, den *Herrn Professor* durch den *Herrn Steger* zu ersetzen. Es ließen sich noch beliebig viele Beispiele hinzureihen, in denen die Verwendung bestimmter Personalpronomina oder Anredeformen durch Geburt (Verwandschaft), durch das Amt oder aber durch Leistung u. ä. gesteuert wird. Soweit die Erscheinungen auf der sprachlichen Seite betroffen sind, d. h. Sprachsystem und -gebrauch, lassen sich in den oben angeführten Beispielen zwei grundsätzlich zu unterscheidende Typen erkennen: Die Pronomina sind als geschlossene Klasse grammatischer Kategorien in ganz anderer Weise Teil des symbolischen Zeichensystems der Sprache als die den offenen lexikalischen Systemen zuzurechnenden nichtpronominalen Anredeformen. Für beide Beispieltypen jedoch gilt, daß der Niederschlag der Sozialstruktur in den sprachlichen Zeichen und damit deren aktuelle Bedeutungen nur als Übersetzungsvorgang von sozialen Konventionen in diese sprachlichen Zeichen bzw. als deren Abrufung aus einem System zu erklären sind. Für diesen Übersetzungsvorgang scheint es eine Vermittlungsinstanz auf der Sozialseite zu geben, die ich vorläufig einmal — in Analogie zum Begriff ‚Sprachkompetenz‘ — ‚Sozialkompetenz‘ nennen will. Diese begriffliche Differenzierung soll der Tatsache Rechnung tragen, daß das Zeichensystem der Sprache eigene Erzeugungsprinzipien hat, eine autonome und stabile Symbolwelt darstellt und sich stets auf der Basis seiner eigenen Bauprinzipien ändert. Auf der anderen Seite verschlüsseln jedoch die Konventionen des sprachlichen Zeichensystems die sozialen Eingaben auf eine bisher weithin unbekannte Weise,

²⁹ Vgl. Brown, Roger und Gilman, Albert: The Pronouns of Power and Solidarity. In: Sebeok, Thomas A., a. a. O. (Anm. 12), S. 254.

so daß ohne die Berücksichtigung der vollen sozialen Kontexte, in denen Sprache produziert wird, ohne Kenntnis der Redekonstellation also, kaum Aussicht auf eine weitergehende Aufdeckung der Verschlüsselungsprinzipien, und damit der sozialen Kompetenz als der steuernden Instanz, zu erwarten ist.

Eine weitere notwendige Differenzierung auf der sprachlichen Seite, die bisher in soziolinguistischen Versuchen theoretisch nicht sauber oder aber gar nicht geleistet worden ist, muß getroffen werden: Das Sprachsystem und die es konstituierenden Zeichen haben eine Ausdrucksseite und eine Inhaltsseite. Es muß nun noch viel genauer erforscht werden, ob Sprachverwendung und -system nur auf dem Weg über die Ausdrucksseite — wie in den meisten soziolinguistischen Arbeiten bisher geschehen³⁰ — mit der Sozialwelt konfrontiert werden können. Es sollte genauso intensiv gefragt werden, ob nicht die Inhaltsseite enger mit der sozialen Kompetenz verbunden ist und sich infolgedessen mit ihr ändert, während die Ausdrucksseite erhalten bleiben kann. Beziehen wir in diese Ausführungen die These der wechselseitigen Steuerung von Sozial- und Sprachstruktur (Rückkoppelungen, ‚feed back‘) ein, so ergäben sich weitere mögliche Arbeitshypothesen in diesem Bereich: Der Mensch und damit auch die Sozialstruktur können durch Sprache determiniert werden, wobei gleichbleibenden Ausdrucksfiguren veränderte Inhalte zugeordnet werden können. Andererseits scheint es auch von der sozialen Kompetenz ausgehende Impulse zu geben, die bei gleichbleibender Inhaltsfigur eine Veränderung der Ausdrucksfigur bewirken; d. h. der Wortschatz ändert sich, die Bedeutungen bleiben.

Eine weitere wesentliche Differenzierung, die für ein sauberes Operieren im soziolinguistischen Bereich reflektiert werden muß, sei noch eingeführt: Es kann sich bei den zur Diskussion stehenden Beziehungen und wechselseitigen Steuerungen um Verschränkungen zwischen Sozialstruktur und Code, d. h. dem System, das aus dem aktuellen Sprachgebrauch der jeweiligen Gruppe zu abstrahieren ist und somit die potentiellen und systematischen Regularitäten der Erzeugung akzeptabler Sätze in dieser Gruppe betrifft, oder aber es kann sich um Verschränkungen zwischen Sozialstruktur und Selektions-

³⁰ Ich spiele hier z. B. auf frequenzielle Erhebungen im Bereich der Adjektive an; es kann sich aber auch um die Untersuchungen von sozial relevanten Selektionsprinzipien handeln, wenn z. B. für eine Inhaltsfigur zwei oder mehrere Ausdrucksfiguren zur Verfügung stehen.

prinzipien aus dem Code handeln, die sich in den tatsächlich produzierten Texten dokumentieren.³¹

Es bedarf wohl noch einiger Erläuterungen zum Begriff ‚Code‘ und den auf der Basis von Selektionsprinzipien aktualisierten Sprechakten oder Texten innerhalb eines sozialen Kontextes (‚Performanz‘), denn schließlich postuliere ich hier (für den Bereich der Soziolinguistik) eine Auffächerung der Begriffe ‚competence‘ und ‚performance‘ im Chomskyschen Sinne (bezogen auf eine Sprachgemeinschaft) als notwendige Voraussetzung für die Aufstellung sinnvoller Arbeitshypothesen in soziolinguistischen Projekten: Unter der Voraussetzung, daß eine bestimmte Zahl von Sprachträgern der gleichen durch soziale Gruppenzugehörigkeit oder ‚Subkultur‘ bedingten Sprechergruppe angehören, chiffrieren, dechiffrieren und korrigieren sie in sehr ähnlicher bis gleicher Weise. Daraus folgt einerseits, daß wir den realen Äußerungen, die sich in gesprochenen oder geschriebenen Sätzen z. B. der deutschen Hochsprache bei einem einzelnen Sprecher einer definierten Sprechergruppe niederschlagen, die virtuelle (potentielle) Fähigkeit dieses Einzelnen gegenüberstellen müssen, „eine endliche Menge von neuen ... Sprachzeichen ..., ... eine endliche Menge von Sprachzeichenkombinationen (Syntagmen ...) und ... eine unendliche Menge von ... Sätzen“ zu erzeugen, zu erkennen „und zu interpretieren, die ihn als Sprachbenutzer dieser definierten Sprechergruppe ausweisen“^{31a} (individuelle Kompetenz).

Sprecher und Sprache sind in besonderer Weise auf die Gesellschaft hin angelegt, so daß nur das sozial relevant ist, d. h. charakteristisch für die Kommunikationskonventionen in einer Gruppe, was die ganze

³¹ Zur Verdeutlichung einige Beispiele: Als der Dual, aus welchen sozialen Gründen auch immer, im Deutschen aufgegeben oder als *Ihr*, *Euch* durch *Sie*, *Ihnen* ersetzt wurde, waren dies Änderungen des Codes; wenn die Anrede *Herr Professor* aufgegeben wird, so ist dies eine Änderung des Sprachgebrauchs, d. h. der sozial gesteuerten Selektionsprinzipien, die keinen systematischen Hintergrund hat. — Das Textbeispiel des Wetterberichts mit seinen Teilen Wetterlage und Voraussage und sein Fachwortschatz konnte erst entstehen, als die entsprechenden sozialen und technischen Gegebenheiten vorlagen; syntaktisch und semantisch jedoch werden in ihm regelmäßig Teile des Sprachsystems zur Montage des Textes verwendet, die längst zum System gehören.

^{31a} Henne, Helmut, und Wiegand, Herbert E.: Geometrische Modelle und das Problem der Bedeutung. In: ZDL 36, 1969, S. 133; vgl. auch ebd., S. 132—136 zur „Differenzierung der Saussureschen Dichotomie von ‚langue‘ und ‚parole‘“. — Vgl. hierzu auch Coseriu, Eugenio: Sistema, norma y habla. Montevideo 1952; ders.: Sprache, Strukturen und Funktionen. XII Aufsätze zur Allgemeinen und Romanischen Sprachwissenschaft in Zusammenarbeit mit Hansbert Bertsch und Gisela Köhler (= Tübinger Beiträge zur Linguistik 2). Tübingen 1970.

Gruppe in ihren spezifischen virtuellen Sprachmöglichkeiten ausgrenzt, und diesen kollektiven Anteil kann man als das Sprachsystem einer Gruppe (*la langue*) bezeichnen.

Entsprechendes gilt für den kollektiv realisierten Teilbereich der Sprache einer Gruppe; wir setzen hier den Begriff der Gruppenperformanz ein. Sozial relevant ist dabei im obigen Sinn, was alle gemeinsam als akzeptable, d. h. als nicht zu sanktionierende Äußerungen innerhalb ihrer Gruppensprache verteidigen würden bzw. was an diesen Texten als gruppenspezifisch abgelesen werden kann. Ein letztes methodologisches Postulat sei den im Voraufgehenden angesprochenen notwendigen Differenzierungen und Aspekttrennungen noch hinzugefügt, das ob seiner Trivialität eigentlich nicht explizit formuliert zu werden brauchte, jedoch genannt werden muß, da es bisher in germanistischer Sprachforschung kaum reflektiert oder gar realisiert wurde: Beachtet werden muß eine saubere Trennung zwischen der Inbeziehungsetzung sozialer Daten mit objektsprachlichen Zeichen der natürlichen Sprachen und dem metasprachlichen Sprechen über diese Beziehungen.

Mit dem bisher in dieser Abhandlung unternommenen Versuch, zentrale Schwierigkeiten, notwendige Differenzierungen und zu berücksichtigende Aspekte bei der Theorie- und Hypothesenbildung im Bereich der Soziolinguistik aufzuzeigen, sollte gleichzeitig betont werden, daß die Anstrengungen der Code- und Pragmalinguistik bisher nicht ausreichen und stark intensiviert werden müssen, daß die Soziolinguistik keinesfalls auf die Theoriebildung einer immer noch verfeinerten ‚innerlinguistischen‘ Sprachbeschreibung auf allen Ebenen verzichten kann und daß es naiv wäre zu glauben, hier wäre ein Feld, wo noch ohne großen theoretischen Apparat gearbeitet werden könnte.

Den Anmerkungen zur Theorie- und Hypothesenbildung sollen nun einige Anregungen folgen zu Techniken und Kriterien, von denen sich Versuchsanordnungen und Aufdeckungsverfahren in soziolinguistischen Projekten, die auf empirischem Wege Wechselbeziehungen zwischen Sprach- und Sozialstruktur zu isolieren und konkretisieren bemüht sind, leiten lassen sollten. — Ich gehe dabei zunächst von einer Versuchsanordnung aus, die Steuerung von Sprache, d. h. von Texten, durch die soziale Kompetenz dokumentieren soll.

Im sozialen Bereich muß mit einer möglichst geringen Zahl von Variablen, im Idealfall lediglich mit einer, operiert werden, die dann

mit den stabil gehaltenen anderen Faktoren zu konfrontieren ist. Auf diesem Prinzip beruht z. B. die dialekt-geographische Methode, welche bei weitestgehender Einheit der sozialen Maße lediglich den Raumfaktor variierte. In der deutschen Sprachforschung ist freilich dieses zugrunde liegende Prinzip nicht hinreichend systematisiert worden, und daran ist die herkömmliche Umgangssprachenforschung gescheitert, da bei der gesprochenen Sprache außerhalb der Grundmundarten sehr viel komplexere Verhältnisse und Steuerungsvorgänge auf der sozialen Seite vorliegen und daher die einfache Variation des Raumfaktors — gar bei syntaktischen Beobachtungen — keine sinnvollen Ergebnisse erbringen konnte.

Grundprinzip muß also sein, daß möglichst viele der beteiligten Merkmale, die konstitutiv für den Sozialstatus eines einzelnen oder seiner Gruppe sind (Alter, Geschlecht, Intelligenzquotient, Ausbildungsgrad usw.) und möglichst viele Funktionen, welche die sozialen Rollen in der jeweiligen Situation determinieren (Vorgesetzter, Untergebener, gleichberechtigter Partner, Intention, d. h. z. B. Überredung, Werbung, Unterhaltung, Belehrung usw.) isolierbar und kontrollierbar gehalten werden. Erst dadurch werden die Korrelate auf der sprachlichen Seite vergleichbar, die dann ihrerseits mit spezifisch linguistischen Mitteln aufgeschlossen werden können (qualitative und quantitative Analyse im syntaktischen, semantischen, phonologischen, lexikalischen und paralinguistischen Bereich). Innerhalb dieser eigenen linguistischen Beschreibungsmethoden der Texterzeugung unter bestimmten sozialen Bedingungen spielt natürlich auch die Statistik eine entscheidende Rolle.³²

Umgekehrt können für die Beobachtung der Steuerung des Sozialverhaltens durch die Sprache entsprechende kontrollierbare stufenweise Veränderungen am Textaufbau und in der Wortwahl vorgenommen werden, welche dann mit jeweils nach ihren sozialen Merkmalen stabil gehaltenen und damit vergleichbaren Gruppen konfrontiert werden und auf diese Weise in ihrer Wirkung gemessen werden

³² Vgl. z. B. Oevermann, Ulrich: Soziale Schichten und Begabung. In: Zeitschrift für Pädagogik 6, 1966, S. 166—186; ders.: Schichtenspezifische Formen des Sprachverhaltens und ihr Einfluß auf die kognitiven Prozesse. In: Deutscher Bildungsrat, Gutachten und Studien der Bildungskommission Bd. 4. Begabung und Lernen. Stuttgart 1969, S. 297—355; ders.: Sprache und soziale Herkunft. Ein Beitrag zur Analyse schichtenspezifischer Sozialisationsprozesse und ihrer Bedeutung für den Schulerfolg. Berlin 1970; Roeder, Peter M.: Sprache, Sozialstatus und Bildungschancen. In: Sozialstatus und Schulerfolg, Pädagogische Forschungen Bd. 32, 1965.

können. Die der Massenkommunikation (Zeitung, Funk, Werbung) zugrunde liegenden Steuerungsprozesse und Wirkungsweisen könnten auf diese Weise simuliert und damit sichtbar gemacht werden.

In soziolinguistischen Projekten der genannten Art können und müssen die bereits in der empirischen Sozialforschung erprobten Aufdeckungstechniken angewendet werden; sie haben sich auch bereits als brauchbar erwiesen: Dies gilt für das mündliche und schriftliche Interview (Fragebogen), die Beobachtung (die sukzessive von unkontrollierter über teilnehmende zur kontrollierten Beobachtung fortschreiten sollte), Labortests, Skalierung, Einzelfallstudie, soziometrische Messung und auch das Gruppenexperiment.

Freilich relativiert sich, bedingt durch die bereits erörterten Schwierigkeiten in Theorie- und Hypothesenbildung bei der Konfrontation sozialer mit sprachlichen Strukturen, der Wert der genannten Techniken in der Soziolinguistik. Z. B. ist das Interview, das in der empirischen Sozialforschung am häufigsten praktizierte Verfahren, für die Soziolinguistik nur sehr bedingt brauchbar. Ich will nur ein Beispiel nennen, für das die Anwendung der schriftlichen oder mündlichen Befragung äußerst fragwürdig ist und zu erheblichen Ungenauigkeiten und Unschärfen der Ergebnisse führen muß:

Das hier einmal angenommene Projekt soll schichtenspezifische Textproduktionen in ihren sprachlichen Charakteristika isolieren und vergleichen, wobei dann innerhalb der einzelnen zu Testzwecken ausgewählten natürlichen sozialen Gruppen Faktoren wie Alter, Geschlecht, mögliche Sprechsituationen und Themen sowie die Rollenverteilungen innerhalb der Gruppen stabil, die Status- bzw. Schichtenzugehörigkeiten innerhalb der jeweiligen Gruppen jedoch variabel gehalten werden müssen. Schriftliche und mündliche Befragung (Interview) erweisen sich nun insofern als unbrauchbar oder fragwürdig, als sie selbst eine spezifische soziale Situation darstellen, für die wieder ganz bestimmte Rollenverteilungen, Erwartungsnormen usw. konstitutiv sind. Und eben diese Eigengesetzlichkeit der Interviewsituation in der Gruppen- oder Einzelbefragung wird die jeweils als Erzählung, als Bericht oder direktes Frage- und Antwortspiel realisierten 'Testtexte' in einer solchen Weise mitdeterminieren, daß von hier aus Schlüsse auf die natürlichen, d. h. im sozialen Kontext der Gruppe produzierten, Texte nur mit größtem Vorbehalt oder aber gar nicht möglich sind. Dies trifft selbst dann zu, wenn den jeweiligen Informanten nicht bekannt ist, daß die produzierten Texte für sprach-

wissenschaftliche Zwecke verwendet werden sollen, übrigens eine unabdingbare und häufig leider allzu wenig beachtete Voraussetzung in Arbeitsvorhaben der genannten Art.

Eine adäquatere Annäherung an eine Isolierung von Gruppensprachen dürfte die Technik der Beobachtung mit Hilfe eines geschickten Explorators sein, der in und mit der Gruppe lebt. Die kaum begonnene Erforschung der Gruppensprachen wird ganz wesentlich mit dieser Technik weiterarbeiten müssen. Da wir es hier mit wenig bekannten und noch nie systematisch erforschten Erscheinungen zu tun haben, wird die unkontrollierte Beobachtung noch lange eine bedeutende Rolle spielen, da diese dem Explorator nicht bereits auf einzunehmende Beobachtungsblickwinkel fixiert und damit bereits mögliche Ergebnisse antizipiert, sondern ihm gestattet, sich in seinen Perspektiven jeweils eng an den jeweiligen empirischen Gegebenheiten zu orientieren, also konsequent deduktiv zu operieren. Erst aufgrund zahlreicher Situationsprotokolle und Bandaufzeichnungen wird es möglich sein, erste Arbeitshypothesen zu formulieren, die dann sukzessive zu gezielter, und das heißt kontrollierter, Beobachtung führen können.

Dabei ist für den Soziolinguisten das Leben mit der jeweiligen Testgruppe nicht nur deshalb wichtig, weil nur dadurch die natürlichen sozialen Kontexte und Textproduktionsbedingungen angemessen simuliert werden können, sondern vor allem auch, weil erst der Erwerb des Gruppensprachsystems (d. h. die Teilhabe am jeweiligen Sprachspiel) durch den Explorator diesen in die Lage versetzt, das sprachliche Verhalten seiner Informanten adäquat zu beurteilen und zu entsprechenden Hypothesenbildungen zu kommen.

Freilich muß man bei der mehrfach explizierten Kompliziertheit der Erscheinungen stets damit rechnen, daß die Beobachtungen an den Gruppensprachen zu global bleiben oder daß sie sich auf Einzelheiten beschränken, zwischen denen kein systematischer Zusammenhang herzustellen ist. Schließlich ist der Versuch, die spezifischen Merkmale von Texten durch die soziale Kompetenz der jeweiligen Gruppe zu erklären, in jedem Fall problematisch, weil der Anteil unbewußter Normen von bewußter Selbstinterpretation oder Rollenokkupation nur schwer zu trennen ist, weil die Faktoren der Intentionalität bzw. der Motivationslage der einzelnen Sprecher kaum je exakt isolierbar sind und nicht zuletzt weil das wechselseitige Beeinflussen („feed back“)

von Beobachter und Beobachtungsobjekt jeweils nur annäherungsweise ausgeschlossen oder kontrolliert werden kann.³³

Noch mehr als das Interview leidet das Laborexperiment in der Soziolinguistik unter dem entscheidenden Nachteil, daß die Künstlichkeit der Situation die unbewußten Sprachabläufe verändern kann. Dies darf jedoch lediglich als kritischer Vorbehalt aufgefaßt werden, bietet doch das Laborexperiment als einzige Technik die Möglichkeit, die beteiligten Faktoren wirklich stabil zu halten und nur die einzige Variable zu isolieren. Gerade die Künstlichkeit der Situation also gewährleistet die Chance zu besonders sorgfältigen und überprüfbaren Beobachtungen. Man wird nur jeweils kritisch abwägen müssen, welche Variablen sich zum Laborexperiment eignen und welche nicht. Z. B. dürfte die Messung von schichtenspezifischen Emotionen, die durch Schlüsselreizwörter und bestimmte Codierungen ausgelöst werden (*Nazi, Faschist, Nigger, Homo, Kommunist* usw.) und dann durch Blutdruck- und Pulsmessungen, aber auch durch Protokolle festgehalten werden können, allein im Laborexperiment exakt genug darstellbar sein. Es wird dabei lediglich darauf ankommen, eine angemessene Situation zu simulieren, was jedoch mit Hilfe der Erfahrungen der Experimentalpsychologie ohne weiteres zu leisten wäre.

Auch Beobachtungen verschiedener sprachlicher Gebrauchsweisen bei veränderter Sprechintention lassen sich wohl im Labortest erfolgreich isolieren. Man läßt Testgruppen im Labor einen ablaufenden Film oder Stummfilm, einen Text, ein Spiel oder ein Kabarett für verschiedene Zielgruppen kommentieren oder referieren: z. B. für Nicht-anwesende, Anwesende, als Protokoll für Fremde, als Erzählung für gute Bekannte, für Fernsehzuschauer usw. Die Regularitäten der entstehenden Textsorten können dann mit linguistischen Methoden beschrieben und untereinander verglichen werden.

Nicht näher eingehen kann ich hier auf die Technik der sogenannten Inhaltsanalyse (‘Content Analysis’), die besonders bei der Untersuchung von Mitteln der Massenkommunikation eine größere Rolle spielt; mit ihr wird versucht, den ‘Inhalt’ von Äußerungen in ein unter theoretischen Gesichtspunkten aufgestelltes Kategoriensystem einzuordnen. Dabei wird von der Ausdrucksseite der Sprache abstrahiert

³³ Dies beeinträchtigt z. B. auch die Ergebnisse meines Aufsatzes, den ich 1964 über die Sprache einer studentischen Gruppe verfaßte; vgl. Steger, Hugo: Gruppensprachen. In: Zeitschrift für Mundartforschung 31, 1964, S. 125 ff.

und häufig die emotionale Dimension in ungerechtfertigter Weise vernachlässigt.

In der Linguistik ist dieses Verfahren heiß umstritten und weithin abgelehnt worden; es wäre in diesem Zusammenhang interessant, zu überprüfen, ob nicht zwischen Chomskys Begriffen der Kompetenz, der Tiefenstruktur, der Transformation sowie den damit verbundenen interpretativen Verfahrensweisen und den Methoden und Prinzipien der ‚Content Analysis‘ eine deutliche, lediglich oberflächlich verdeckte Verwandtschaft angenommen werden kann.

Von besonderer Bedeutung wird sich für soziolinguistische Beobachtungen aufgrund der extrem großen Datenmassen erweisen, daß man sich über Methoden und Kriterien bei der Erhebungswahl („sample“) orientiert: Will man z. B. Aussagen über den durchschnittlichen Anteil bestimmter Textsorten am Kommunikationsaufwand bestimmter Gruppen treffen, so ist es weder technisch noch zeitlich zu leisten, daß man den gesamten Sprachverkehr aller Gruppenangehörigen für eine Analyse dokumentiert. Wenn es aber gelingt, ein Verfahren zu entwickeln, das eine repräsentative Auswahl von Informanten der zu untersuchenden Sprechergruppen oder -schichten ermöglicht, so vermag man in diesem verkleinerten Modell einer Sprachgemeinschaft sehr wohl den durchschnittlichen Anteil von Textsorten (bzw. einer Textsorte) am Sprachverkehr gruppen- bzw. schichtenspezifisch zu bestimmen. Ich komme auf dieses Problem noch zurück, wenn ich von den Bemühungen der Freiburger Forschungsstelle des Instituts für deutsche Sprache berichte, in Hinblick auf den Unterricht des Deutschen als Fremdsprache den relevanten Kommunikationsaufwand in öffentlichen Situationen exakter als bisher auszugrenzen und daraus die Kriterien für die Auswahl kontextbezogener grammatischer Grundstrukturen und des Wortschatzes abzuleiten.

Zentrum, Aufgaben und Grenzen der Soziolinguistik

Die voraufgehenden Überlegungen zur Frage der Beziehungen und Verschränkungen zwischen Sozialstruktur und Sprache waren bewußt allgemein gehalten; es sollten ja zunächst Aspekte, Perspektiven, Voraussetzungen und Bedingungen sinnvoller Theoriebildungen in diesem Bereich sowie Anregungen zu möglichen Aufdeckungspraktiken in empirischen Forschungsvorhaben aufgezeigt werden. Es soll

nun in einem nächsten Schritt die Frage nach dem Zentrum und der Abgrenzung der Disziplin ‚Soziolinguistik‘ gestellt werden.

Die Soziologie hat in einer Vielzahl von Untersuchungen die Sprache lediglich als zusätzliche soziale Variable in ihre Modelle einbezogen, etwa wenn bestimmte sprachliche Gebrauchsweisen (z. B. die Verwendung der bereits erwähnten Personalpronomina) als Indikator für die Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe oder Schicht interpretiert werden. Will man z. B. Verbrechergruppen näher klassifizieren, so ermöglichen ihre Sprachgepflogenheiten (Wortschatz, Anteil am Rotwelsch, an bestimmten Mundarten usw.) eine zusätzliche Charakterisierung.

Analoges läßt sich auf der linguistischen Seite beobachten; z. B. Höflichkeitsverhalten, das grammatikalisiert wurde, etwa in den schon bemühten Personalpronomina (im ‚Duzen‘ und ‚Siezen‘ des Mittelalters), in den Respektsformen des Koreanischen oder Japanischen u. ä., drängt sich dem Grammatiker nur allzu leicht als fakultative grammatische Regularität auf, die in ihrer sozialen Verankerung für ihn unerheblich bleibt.

Hymes hat mit Recht betont, daß es sich dabei noch um rein inner-soziologische bzw. innerlinguistische Fragestellungen handelt, die noch nicht den Status der Soziolinguistik als eigener Disziplin begründen.³⁴

Eine soziolinguistische Fragestellung liegt erst dann vor, wenn die Relationen zwischen den jeweiligen sprachlichen Regularitäten und den sozialen Variablen im Bereich von Status und/oder Rolle zum eigenständigen Problem werden, also etwa das Sprachverhalten von Verbrechergruppen Gegenstand einer Untersuchung ist oder wenn die Frage gestellt wird, wie und wann verbale Mittel in das Ehrerbietungszeremoniell eingehen und so eine vergleichende Beobachtung über die gegenseitige Abhängigkeit der beiden Bereiche möglich wird.³⁵

Hymes war es auch, der darauf hingewiesen hat, daß darüber hinaus auch eine Soziolinguistik nicht genügen kann, die lediglich Korrelationen zwischen sozialen (und psychologischen) Variablen, sozialem Status und sozialer Rolle auf der einen und sprachlichen Variablen etwa im Bereich der grammatischen Systeme, der Textsorten oder des

³⁴ Vgl. Hymes, Dell: Why Linguistics Needs the Sociologist. In: Social Research 34, 1967, S. 632—647, insbesondere S. 638.

³⁵ Vgl. ebd., S. 638 f.

Wortschatzes auf der anderen Seite rein statistisch und distributiv beschreibt. Die Distribution von Textsorten oder Gruppensprachsystemen in Relation zu entsprechenden Gesellschaften und gesellschaftlichen Subkulturen allein sagt wenig aus; es kommt vielmehr darauf an, die Regularitäten, Schablonen, Anlässe und Folgen, die sich im Sprachgebrauch dokumentierenden Interaktionsmuster und die konstitutiven sozialen und psychologischen Bedingungen (Rollen, Intentionen, Motivationen, Erwartungsnormen etc.) eben auch in ihrem dynamischen Zusammenspiel aufzudecken und vor allem zu erklären.³⁶

Es ist deutlich, daß im Zuge einer angemessenen Theoriebildung in der Soziolinguistik die bis heute fast ausschließlich vorhandene reine Beobachtungsadäquatheit oder allenfalls Beschreibungsadäquatheit überführt werden muß in eine Erklärungsadäquatheit. Hierfür können die Erkenntnisse der Linguistik über die drei Stufen angemessener Theoriebildung durchaus auf die Soziolinguistik übertragen werden. Für meine weitere Argumentation wird es erforderlich, die bereits erwähnten Begriffe ‚Soziale Kompetenz‘ und ‚Linguistische Kompetenz‘ in ihrem Verhältnis zueinander zu präzisieren: Die aus den Bedingungen der Sozialstrukturen mit all ihren relevanten Faktoren und Merkmalen einschließlich Ethik, Religion, Recht ableitbaren Verhaltensnormen will ich als vorsprachliche, außersprachliche und eben teilweise auch sprachliche ‚soziale Kompetenz‘ auffassen, die dann auch die sprachlichen Planungsstrategien und Erwartungsnormen steuert. Die soziale Kompetenz hätte dann in der ‚langue‘ ein ins symbolische Zeichensystem umgesetztes Pendant als linguistische Kompetenz, wobei die Zeichen des sprachlichen Systems bereits die sozialen (und psychischen) Eingaben verschlüsselt enthalten.

Ist diese definitorische Abklärung akzeptiert, so läßt sich auf ihrem Hintergrund das eigentliche Erkenntnisinteresse der Soziolinguistik formulieren: Sie ist um die Aufdeckung der gruppenspezifischen Kompetenzen, d. h. der sozialen Verhaltensnormen, bemüht, die als Planungsstrategien und Erwartungsnormen den Aufbau des syntaktischen und semantischen Systems und des Lexikons determinieren. Verhaltensnormen und Planungsstrategien steuern damit einerseits die Ausbildung von Codes und Subcodes (Gruppensprachsysteme) so-

³⁶ Vgl. in diesem Band H. Bausinger: Subkultur und Sprache, S. 45 ff., der diese Problematik intensiver erörtert.

wie die statusabhängigen Sprechweisen und andererseits auch die Selektion von Systemteilen und Lexikoneinheiten beim regulären Auftreten von Elementen und Elementenverbindungen und bei der Montage charakteristischer Textsorten, z. B. in der Konversation, im Brief, im wissenschaftlich argumentierenden Vortrag oder in der Drohrede.

Unter diesem Aspekt sind dann umgekehrt auch die Probleme der Sozialisation des Kindes durch Sprache zu sehen, das damit, indem es in die sprachliche Gruppennorm eingeformt wird, automatisch zu Reproduktion und Stabilisierung der jeweiligen Gruppenstruktur beiträgt. In diesen Zusammenhang gehört ebenfalls das Phänomen der sozialen Kontrolle aller Gruppenangehörigen. Sie manifestiert sich in der Einschätzung, im Sanktionieren oder Akzeptieren sprachlicher Leistungen bzw. Fehlleistungen in Orthographie, ‚korrekter‘ Sprachverwendung (präskriptive Norm), Verwendung von restringiertem oder elaborierten Code, und zwar auf der Basis des entsprechenden Gruppensprachsystems und der textsortenkonstituierenden Prinzipien, gemessen jeweils an der gültigen und akzeptierten Gruppennorm.

Mit der oben angesprochenen Zielsetzung wird aber auch die Chance eröffnet, neue Beziehungen im Sprachsystem selbst aufzudecken; denn wenn die meisten Linguisten annehmen, daß Sprache eine immanente Struktur besitzt, die der Linguist ‚nur‘ aufdeckt, daß also die Sprache nicht einem ungeordneten Haufen von Einheiten entspricht, für die der Linguist die passende Strukturbeschreibung erst verfertigt, so müssen Beziehungen zwischen den Gruppennormen als den sozialen Kompetenzen und der linguistischen Kompetenz bestehen, die es aufzudecken gilt.

Eine weitere Spezifizierung und auch Steigerung der Anforderungen an eine genuine Soziolinguistik — ebenfalls schon von Hymes formuliert — bildet das Postulat, daß ihr Blick von der sozialen Matrix aus zur Sprache gehen müsse und nicht umgekehrt. Diese Forderung basiert auf der Grundansicht, daß der Sprache produzierende Mensch, der immer aus einer Gruppe heraus oder in einer Gruppe kommuniziert, von einer eigenständigen Soziolinguistik als der Schöpfer, Benutzer, Tradent und Veränderer der Sprache bei diesen Tätigkeiten beobachtet werden muß. Wird dagegen in einer Untersuchung vom Sprachsystem oder dem Text als einem fertigen Produkt ausgegangen, so reduzieren sich die Erkenntnismöglichkeiten auf das bloße Beschreiben von Korrelationen zwischen Sozial- und Sprachstruktur.

Genau in diesem Punkt, d. h. in den beiden diametral entgegengesetzten Ansätzen, unterscheiden sich — wie bereits erwähnt^{36a} — Soziolinguistik und Pragmalinguistik, und ich glaube, die letztlich begrenzten Erkenntnismöglichkeiten der Pragmalinguistik in dem zur Diskussion stehenden Bereich deutlich aufgezeigt zu haben.

Die aus dem bisher Gesagten und Erörterten folgende Behauptung, daß letztlich jegliche sprachliche Äußerung sozial bedingt ist bzw. als soziales Verhalten interpretiert werden muß, ist jetzt trivial. Programmatisch für die Soziolinguistik läßt sich sagen, daß es gelten muß, das vielschichtige, normativ wirkende System der sozialen Vereinbarungen, wie sie sich in den sprachlichen Codes dokumentieren, und die Verwendungsweisen der Codes mit möglichst vielen dafür konstitutiven Bedingungen und Regularitäten als synchrones Funktionsgefüge zu beobachten, zu beschreiben und zu erklären, einschließlich der Faktoren, die für die dynamisch-prozeßhaften Veränderungen dieses Funktionsgefüges eine Rolle spielen.

Wenn nun Sprache als Erzeugnis des geselligen Tieres ‚Mensch‘ sich primär und zum größten Teil auf das Sozialverhalten menschlicher Gruppen richtet und in gleicher Weise durch dieses determiniert ist, so läßt sich ebenfalls sagen, daß auch für den einzelnen, der ja individueller Träger von Sprache ist und der von Sprache beeinflusst wird, angenommen werden muß, daß seine Eigenschaften und Verhaltensweisen grundsätzlich gruppen- bzw. gesellschaftsbezogen sind, und zwar eben aufgrund ihrer weitgehenden Determiniertheit durch die Sprache.

Damit soll nicht ausgeschlossen werden, daß den gruppenspezifischen Normen individuelle Abweichungen aufgeprägt werden, die jedoch jeweils nur auf der Basis oder vor dem Hintergrund der jeweils gültigen bzw. akzeptierten Regularitäten und Vereinbarungen eines Codes (Gruppensprachsystems) formuliert bzw. verstanden werden können. Die Grenze für die Berücksichtigung individueller Sprechereigenschaften in der Soziolinguistik wird dabei durch den Bereich der Sprachpathologie gesetzt.

Ich hoffe, mit den vorausgehenden Erörterungen den interdisziplinären Bereich der Soziolinguistik³⁷ auch gegenüber den Disziplinen der Linguistik, Pragmalinguistik, Soziologie, Sozialpsychologie, Psy-

^{36a} Vgl. das Kapitel „Pragmalinguistik und Soziolinguistik“, S. 13 ff. in diesem Aufsatz.

³⁷ Oder auch: Psycholinguistik von Gruppen bzw. Etholinguistik.

chologie und Ethologie — wenn auch teilweise nur indirekt — relativ scharf abgegrenzt und damit den Rahmen skizziert zu haben, innerhalb dessen jetzt konkrete Aufgaben und die Methoden, mit denen diese Aufgaben geleistet werden können, sowie differenzierte Arbeitsbereiche innerhalb der Soziolinguistik formuliert werden können.

Konkrete Aufgaben, Methoden und Arbeitsbereiche der Soziolinguistik

Mit dem bisher Erörterten sowie den angeführten Beispielen dürften bereits die Hauptblickrichtungen der Soziolinguistik sichtbar gemacht worden sein. Sie lassen sich mit den folgenden Sätzen programmatisch formulieren:

1. Sozialgefüge und Sozialverhalten steuern, d. h. entwerfen, tradieren und verändern auch das Sprachsystem und seine Verwendungsweisen.
2. Sozialgefüge und soziales Verhalten werden umgekehrt auch vom Sprachsystem und seinen Verwendungsweisen gesteuert.
3. Die Soziolinguistik muß — sollen hinreichend strenge Aussagen möglich werden und relativ gesicherte und operable Hypothesen erarbeitet werden — zunächst als synchrone Wissenschaft an gegenwärtigen Gesellschaften und Sprachen betrieben werden.
4. Die Prozeßhaftigkeit aller gesellschaftlichen Vorgänge, das Vorhandensein von Gedächtnis sowie die relative Stabilität des Zeichensystems und der sozialen Rollen und Verhaltensmuster jedoch geben der Soziolinguistik (wie auch der Linguistik) grundsätzlich eine historische Komponente.

Um einer sauberen Terminologie und Begriffsbildung willen schlage ich in diesem Rahmen vor, die historische Soziolinguistik ‚Sprachgeschichte‘ zu nennen und die historische Linguistik ‚historische Grammatik‘, und zwar verstanden als die Geschichte der internen Sprünge in der Veränderung des Zeichensystems.

Es soll nun zum Abschluß versucht werden, auf der Basis der in den obigen Sätzen formulierten Perspektiven der Soziolinguistik, die Hauptarbeitsaufgaben dieser Disziplin in einer systematischen Ordnung kurz zu skizzieren und dabei die Wahl geeigneter Forschungstechniken mit einzubeziehen. Auf vorhandene Ergebnisse für das Deutsche werden jeweils knappe Hinweise gegeben; Vollständigkeit

ist hier jedoch nicht angestrebt und kann auch in diesem Rahmen nicht geleistet werden.

1. Steuerung des Sprachsystems durch soziale Gegebenheiten

Die Grundhypothese, das gesamte System sei, soweit es nicht auf physiologische Gegebenheiten zurückzuführen ist, sozial bedingt, ist ebenso trivial wie schwer verifizierbar. Es ergeben sich dabei die folgenden Fragen: Ist der sogenannte restringierte Code bestimmter sozialer Gruppen oder Schichten tatsächlich ein Code (Gruppensprachsystem), also ein Subcode der jeweiligen gesamten Sprachgemeinschaft, oder liegen in der Restriktion lediglich Begrenzungen der Selektionsprinzipien beschlossen, so daß es sich lediglich um Probleme des ‚Stils‘, der ‚Textsorten‘ und damit letztlich der Sprachverwendung handelt, nicht jedoch um Fragen eines Codes, d. h. eines Systems? Für eine Sprachpädagogik, d. h. für die therapeutische Behandlung von Kommunikationshemmungen, für kompensatorischen bzw. emanzipatorischen Sprachunterricht ist die jeweilige Beantwortung dieser Fragen notwendige Voraussetzung für sinnvolle praktische Arbeit.

Geklärt werden muß also das Verhältnis von ‚langue‘ zu ‚parole‘, von Sprachsystem einer Gruppe zur Gruppenperformanz; d. h. es müssen die passiven von aktiven Potenzen der Sprecher der jeweiligen Gruppe oder Schicht isoliert werden. Diese notwendige Differenzierung stellt natürlich an die Soziolinguistik erhebliche theoretische und empirische Anforderungen, denen jedoch — wie ich glaube — entsprochen werden muß und auch kann.

Das geeignete Versuchsfeld scheint mir hierfür, solange es noch an größeren Erfahrungen mangelt, die kleine Gruppe zu sein. Dort sind Sozialstatus und soziale Rollenverteilung noch hinreichend genau für alle Gruppenmitglieder zu beobachten; die Interaktionsmuster in sozialer und sprachlicher Hinsicht sind relativ überschaubar, und dementsprechend dürften auch in diesem eng definierten Rahmen die Beziehungen zwischen den sozialen Gegebenheiten und dem Sprachsystem, z. B. dem phonologischen System oder dem Lexikon, relativ genau beschreibbar sein. Von hier aus ist dann der Versuch zu unternehmen, das jeweils beschriebene Gruppensprachsystem gegenüber den Codes anderer Gruppen abzugrenzen. Die Interferenzen zwischen dem Gruppensystem und anderen Systemen, z. B. der Hochsprache und anderen Gruppensprachsystemen, an denen einzelne Gruppen

teilhaben, werden auf diese Weise erkennbar und können beschrieben werden.

In diesem Rahmen werden sich Möglichkeiten für eine erneuerte Dialektologie anbieten: Sie kommt ins Spiel, wenn nach der deutschen Hochsprache als überregionalem System in ihrem Verhältnis zu den zahlreichen Subcodes in Gruppen- und Fachsprachen, aber auch zu den verschiedensten regionalen Dialekten, Mundarten oder städtischen Umgangssprachen (Stadtmundarten) in ihren sozialen Implikationen gefragt wird. Bei der Bestimmung dieses Verhältnisses sollte von der Hypothese ausgegangen werden, daß alle einzelnen sozial-spezifischen Kompetenzen der Sprecher der deutschen Teilsprachen und Dialekte gemeinsam ein Merkmal aufweisen, das als ‚Loyalität‘ gegenüber einer Hochsprache bezeichnet werden kann.

Geht man über Projekte hinaus, die zunächst lediglich verschiedene Gruppensprachsysteme auf ihre sozialen Bedingungen hin beschreiben, analysieren und untereinander vergleichen, so stellt sich die Frage nach Beziehungen zwischen gesamtgesellschaftlichen Strukturen und dem Gesamtsystem einer Sprache. In diesem Bereich ist vorerst mit keinen empirisch überprüfbaren Aussagen zu rechnen, da Hypothesen über irgendwelche Regularitäten der Umsetzung sozialer Strukturveränderungen im Sprachsystem noch in keiner Weise verfügbar sind.

2. Steuerung der Sprachverwendung durch soziale Gegebenheiten

Die Analyse des aktuellen Sprachgebrauchs in seiner Abhängigkeit von sozialen Rollen bzw. sozialem Status dürfte insgesamt weniger problematisch sein als die oben diskutierten aufzudeckenden Korrelationen zwischen Sprachsystemen und sozialen Gegebenheiten. — Mit der Nennung der Begriffe ‚Status‘ und ‚Rolle‘ sind gleichzeitig zwei grundsätzlich unterschiedliche Versuchsanordnungen impliziert:

2.1 Die konstitutive Funktion sozialer Rollen für die Sprachverwendung:

Die Informanten in diesem Typ von Versuchsanordnung sind Sprecher eines vom Sozialstatus her homogenen Bevölkerungsausschnitts; zumindest jedoch muß gewährleistet sein, daß diese Sprecher über ein weitgehend identisches Regelsystem und Lexikon verfügen, das sie befähigt, in bestimmten Rollen und in bestimmten Situationskontex-

ten diese relativ analog und akzeptabel zu verbalisieren, abgesehen von individuellen Abweichungen.

Diese durch Rolle und Situation gesteuerten sprachlichen Produkte nenne ich ‚Textsorten‘. Die Hypothese ist nun, daß den durch Rolle und Situation (Redekonstellation) definierten unterschiedlichen Textsorten (die ich hier nur intuitiv z. B. ‚Gespräch‘, ‚Diskussion‘, ‚Erzählung‘, ‚Reportage‘, ‚Vortrag‘ nennen will) spezifische Korrelate auf der Zeichenseite zugeordnet werden können. Es geht also bei den Textsorten um sogenannte ‚funktionale Stile‘. Dabei handelt es sich auf der Zeichenseite um sozial und situativ gesteuerte Selektionen aus dem System und entsprechende Regularitäten, d. h. auch solche, welche den Satz übergreifen. Für die Klassifizierung der Textsorten kommt somit auch der Statistik eine entscheidende Rolle zu. Aufgabe der Zeichenlinguistik ist es, auf interpretativem Wege geeignete zählbare (und das heißt untereinander vergleichbare) Einheiten zu segmentieren, wobei natürlich auch die Semantik eine entscheidende Rolle spielen muß.

In der Freiburger Forschungsstelle des Instituts für deutsche Sprache sind wir durch umfangreiche statistische Zählungen³⁸ im syntaktischen Bereich vorläufig in der Lage, Klassifizierungen von Textsorten gesprochener Sprache relativ exakt vorzunehmen, bei denen soziale Rollen und bestimmte thematische Bindungen jeweils zusammenwirken.³⁹ Einzeltextsorten allerdings werden erst unter Zuhilfenahme semantischer Kategorien und z. B. Wortbildungskriterien genauer klassifiziert werden können.

Die vornehmliche Schwierigkeit ist in jedem Fall, die sozialen Rollen und ihre Verteilungen in einer Situation hinreichend exakt zu isolieren; denn nur dann können die Korrelate auf der Zeichenseite, für die sie konstitutiv sind, in ihrer charakteristischen Funktionalität erfaßt werden. Z. B. Jakobson in seinem ‚Statement: Linguistics and Poetics‘⁴⁰ hat es sich zu leicht gemacht, wenn er gleich rein interpre-

³⁸ Umfangreich nicht nur hinsichtlich der Textmenge, sondern auch hinsichtlich der zugrunde gelegten Merkmale auf der sprachlichen Seite; es handelte sich hier noch um erste experimentelle Proben, die auf rein formalem Wege dann auch grobe Gruppierungsmöglichkeiten von Texten ergaben, jedoch nicht ausreichen, um tatsächlich mit linguistischen Mitteln Textsorten zu klassifizieren.

³⁹ Auf die für den Fortgang der Untersuchungen entwickelte außerlinguistische Typik, die nach den unterschiedlichsten Faktoren wie Sprecherzahl, Öffentlichkeitsgrad, Argumentativität oder Assoziativität der Themenbehandlung, Situationsverschränkung usw. differenziert, kann ich hier nicht weiter eingehen.

⁴⁰ Vgl. den in Anm. 12 zitierten Aufsatz.

tativ Ereignisse auf der Textseite mit den psychologischen und soziologischen Merkmalen ‚emotive‘, ‚referential‘, ‚phatic‘, ‚conative‘⁴¹ belegt, ohne die sozialen Rollen analysiert zu haben, in denen ja diese Merkmale als psychische und soziale Konstellationen angelegt und die für diese Merkmale konstitutiv sind. — Erst wenn man also die sozialen Rollen kennt, wird man über die ihnen entsprechenden Regularitäten auf der Textseite Aussagen treffen können. Auch hier spielt das ‚Übersetzungsproblem‘ aus dem sozialen und situativen Kontext in das sprachliche Symbolsystem die entscheidende Rolle.

Ich komme nun auf das bereits angedeutete Projekt der Freiburger Forschungsstelle zurück: Es geht darum, als Grundlage für den Unterricht des Deutschen als Fremdsprache, an Situationen und Rollen orientierte linguistische Beschreibungen von gesprochenen Texten zu liefern, die von hochsprachlichen Sprechern produziert werden, d. h. von geübten Sprechern, die aufgrund ihres Sozialstatus (Beruf, Mobilität, IQ [formale Bildung], Ausbildung, Gruppenzugehörigkeiten, Interessen usw.) in der Lage sind, die relevanten Situationen und Rollen adäquat und überregional akzeptabel zu verbalisieren. Diese Informantenauswahl soll den für die hier zur Diskussion stehende Versuchsanordnung erforderlichen homogenen Bevölkerungsausschnitt garantieren. Zur Kontrolle wird zusätzlich ein Sozialdatenfragebogen eingesetzt werden. Voraussetzung für die Durchführung des Projekts ist natürlich die Erstellung eines Korpus von Texterzeugnissen des angesprochenen Bevölkerungsausschnitts. Bei der ungeheuren Menge des produzierten Textmaterials steht von vornherein fest, daß weder alle innerhalb dieser großen Zielgruppe produzierten Texte fixiert noch alle betroffenen Sprecher erfaßt werden können. Eine sorgfältige Auswahl von Sprechern und Texten für ein für den aktuellen Sprachgebrauch der Zielgruppe repräsentatives Korpus muß getroffen werden. Um jetzt die Anteile der einzelnen durch soziale und situative Faktoren definierten Textsorten am Korpus zu bestimmen, bedarf es einer detaillierten Analyse des Kommunikationsrahmens, die die Frequenz dieser Textsorten innerhalb des Kommunikationsaufwandes der Zielgruppe feststellt. Aus diesem Teilabschnitt der Freiburger Arbeiten möchte ich einige Überlegungen zur Diskussion stellen:

Wir gehen davon aus, daß wir in einem repräsentativen Ausschnitt von ca. 2000 VPs der relativ homogenen Bevölkerungsschicht ‚geübte Sprecher‘ eine Erhebung vornehmen, bei der einen Tag lang

⁴¹ Vgl. den in Anm. 12 zitierten Aufsatz S. 357.

sämtliche über zwei Minuten dauernden Gesprächssituationen (sowie Thema, Intention usw.) durch die VPs selbst notiert werden; die Techniken der Beobachtung und des Experiments müssen für diese Erhebung ausgeschlossen werden; aber man kann für die hier angesprochenen Informanten voraussetzen, daß sie durchaus in der Lage sind, selbständig mit dem Fragebogen zu arbeiten, daß es also nicht erforderlich ist, mit mündlichen Interviews zu operieren. Dieses Verfahren wird jedoch praktiziert werden müssen, wenn ein Textsortenmodell für andere Bevölkerungsausschnitte erstellt werden soll. — Um zu gewährleisten, daß alle Tage der Woche mit möglicherweise periodisch wechselnden Situationsbündeln erfaßt werden, soll auf den Fragebögen noch angegeben werden, welcher Tag beobachtet wurde. Eine bereits durchgeführte Nullserie läßt für einen Sprecher der Zielgruppe pro Tag durchschnittlich 30 längere unterschiedliche Sprechsituationen erwarten. Für jede dieser Situationen wird ein gesonderter Fragebogen ausgefüllt. Zusätzlich soll der Faktor der Zufälligkeit des gerade gewählten Beobachtungstages noch kontrolliert werden, indem jeder Informant einen weiteren Bogen ausfüllt, in dem er Angaben allgemeinerer Art zu seinem Kommunikationsverhalten über einen längeren Zeitraum einträgt.

Auf der Basis der zu erwartenden 60 000 von den 2000 Informanten erstellten Fragebögen⁴² läßt sich dann der durchschnittliche Anteil der einzelnen Sprechsituationen in der angesprochenen Zielgruppe erschließen und somit ein verkleinertes Modell ihrer Textsortenerzeugung bzw. ihres Textsortenverbrauchs aufstellen. — Auf der Grundlage dieser Erhebungen kann ein repräsentatives Korpus von Textsorten der angesprochenen Zielgruppe, das anderwärtig nur in Einzeltexten gesammelt werden kann, erstellt werden, das dann die Grundlage bildet für die angestrebten kontextbezogenen linguistischen Beschreibungen und Frequenzerhebungen im Bereich der Syntax und des Lexikons, in diesem Fall für eine pädagogische Grammatik des Hochdeutschen für den Fremdsprachenunterricht.

2.2 Die konstitutive Funktion des sozialen Status für die Sprachverwendung:

Versuchsanordnungen, die Korrelationen und Steuerungsvorgänge zwischen sozialem Status und aktuellem Sprachgebrauch isolieren

⁴² Im Rahmen des gegenwärtig in Freiburg laufenden Projekts wird aus zeitlichen, technischen und finanziellen Gründen zunächst jedoch nur eine im Umfang begrenzte Pilotstudie durchgeführt werden können.

wollen, müssen natürlich die jeweiligen sozialen Rollen stabil halten. Im Gegensatz zu ‚rollenabhängigen Textsorten‘ könnte man hier vielleicht von ‚statusabhängigen Sprechweisen‘ reden.

Es geht also letztlich darum, die unterschiedlichen Realisierungen von nach jeweiliger Rolle und Situation vergleichbarer Textsorten durch Sprecher von unterschiedlichem sozialem Status oder unterschiedlicher Schichtenzugehörigkeit zu beschreiben und zu analysieren. In der Analyse wird es dabei nicht nur um rein sprachliche Korrelate gehen müssen, sondern auch um Kriterien wie Verschränkung von Text und Situation, Einsatz außersprachlicher Mittel zur Kommunikation, Abstraktheits- bzw. Konkretheitsgrad der sprachlichen Produkte, d. h. Grade der Abhängigkeit der sprachlichen Produkte und ihrer Kommunikabilität von außersprachlichen Merkmalen. Weiterhin kann eine Analyse der Verfügbarkeit über spezifische nach Rolle und Situation definierte Textsorten bei den einzelnen Sprechern Aufschluß über statusabhängigen aktuellen Sprachgebrauch liefern.

Auch für Versuchsanordnungen dieses Typs ist wieder mit der bereits erwähnten Schwierigkeit einer Abgrenzung von Codeproblemen gegenüber Verwendungsproblemen zu rechnen, die — wie ebenfalls schon erwähnt — für sinnvolle sprachtherapeutische oder -politische Entscheidungen im Bereich des schichtenspezifischen oder statusabhängigen Sprechens, d. h. auch für die Erfassung und Beseitigung von möglichen Sprachbarrieren⁴³, gelöst werden müssen. — Zu diesem Gebiet liegen ja bekanntlich bereits einige Untersuchungen für das Deutsche vor; es sind zu nennen vor allem die Arbeiten von Oevermann⁴⁴, aber auch die von Roeder⁴⁵ und Reichwein⁴⁶, wenn auch bei letzteren methodisch und theoretisch erhebliche Mängel konstatiert werden müssen. Angeregt wurden diese Arbeiten von Lawton⁴⁷ und Bernstein.⁴⁸ Gerade Bernstein scheint in letzter Zeit einen erfolg-

⁴³ Ich bin mir dabei bewußt, daß der Begriff ‚Sprachbarrieren‘ beim gegenwärtigen Stand der Forschung höchst hypothetischen Charakter besitzt; ihn vorläufig einmal anzunehmen, halte ich nichtsdestoweniger für legitim, auch wenn er bisher in keiner Weise befriedigend operationalisiert werden konnte.

⁴⁴ Vgl. die in Anm. 32 aufgeführten Arbeiten.

⁴⁵ Vgl. die in Anm. 32 aufgeführten Arbeiten.

⁴⁶ Vgl. Reichwein, Regine: Sprachstruktur und Sozialschicht. Ausgleich von Bildungschancen durch ein künstliches Medium. In: Soziale Welt 18, 1967, S. 309—330.

⁴⁷ Vgl. Lawton, Denis: Soziale Klasse, Sprache und Erziehung. Düsseldorf 1970 (englisch: Social Class, Language and Education. London 1968).

⁴⁸ Bernstein, Basil: A Public Language: Some Sociological Implications of Linguistic Form. In: British Journal of Sociology 10, 1959, S. 311—326; ders.: Soziokulturelle Determinanten des Lernens. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und

versprechenden Ansatz zu verfolgen, indem er statusabhängige Textproduktion, Redeweisen und statusabhängiges Kommunikationsverhalten durch experimentelle Erforschung der Sozialisationsbedingungen bestimmter Sprechergruppen zu motivieren, beschreiben und in ihren sozialen Konsequenzen zu bestimmen versucht.

Ich habe mich für diesen Punkt bewußt auf eine systematische Einordnung von möglichen bzw. durchgeführten Projekten beschränkt und verweise unter anderem auch auf den Beitrag von S. Jäger⁴⁹ und die eingehenden Ausführungen von H. Bausinger⁵⁰ zum Thema ‚Subkultur und Sprache‘.

Damit habe ich zwei bzw. drei zentrale Bereiche und Erkenntnisrichtungen soziolinguistischer Arbeitsvorhaben genannt (1; 2.1; 2.2). Es folgen jetzt der Vollständigkeit halber knappe thematische Hinweise auf weitere mögliche Zielsetzungen der zur Diskussion stehenden Disziplin, die z. T. in vorliegenden Arbeiten bereits verfolgt wurden, hier jedoch nicht ausführlicher erörtert werden konnten oder sollten. — Weitere Arbeiten und Zielsetzungen, denen das Attribut ‚soziolinguistisch‘ zukommt, wären:

3. *Die Frage nach der Sprachloyalität*: Ich verweise hier lediglich auf die von Fishman in seinen Sammelband aufgenommenen Beiträge zu diesem Thema.⁵¹

4. *Fragen der Mehrsprachigkeit und der Sprachmischung*: Hier ist auch in Deutschland in der Leipziger Schule gearbeitet worden, die jedoch vorwiegend historisch ausgerichtet war. Das gleiche gilt für die deutsche Prager und die Wiener Schule. Es liegen jedoch auch Untersuchungen zu gegenwärtigen Sprachmischungen für den amerikanischen oder z. B. für den Schweizer Raum vor. Zur Orientierung

Sozialpsychologie, Sonderheft 4, 1959, S. 52—79; ders.: Language and Social Class. In: British Journal of Sociology 11, 1960, S. 271—276; ders.: Social Structure, Language and Learning. In: Educational Research 3, 1961, S. 163—176; ders.: Social Class, Linguistic Codes and Grammatical Elements. In: Language and Speech 5, 1962, S. 221—240; ders.: Elaborated and Restricted Codes: Their Origins and Some Consequences. In: Gumperz, John J. und Hymes, Dell (Hrsg.): The Ethnography of Communication, Sonderheft des American Anthropologist 66, H. 6, 1964, S. 55—69.

⁴⁹ Vgl. den Aufsatz von S. Jäger: ‚Sprachnorm und Schülersprache‘ in diesem Band S. 166 ff.

⁵⁰ Vgl. den Aufsatz von H. Bausinger: ‚Subkultur und Sprache‘ in diesem Band S. 45 ff.

⁵¹ Vgl. Fishman, Joshua (Hrsg.): Language Loyalties in the United States. Den Haag 1966.

will ich hier nur auf das wohl für Projekte dieser Art richtungweisende Buch von Weinreich ‚Languages in Contact‘ verweisen.⁵²

5. *Fragen der Sprachnorm und der Sprachnormierung*⁵³: Unter dem Aspekt der Funktionen, Wirkungsweisen und der Bedingungen des Zustandekommens von natürlichen und präskriptiven Normen und Normierungen (gruppen- oder gesamtgesellschaftsbezogen) gilt es, Probleme der Sprachbarrieren, der sozialen Kontrolle sowie der Möglichkeiten kompensatorischen bzw. emanzipatorischen Sprachunterrichts aufzudecken.

6. *Fragen der Sozialisation durch Sprache*: Hier geht es um eine Untersuchung, in welcher Weise Gruppensprachsysteme bzw. gruppenspezifisches Kommunikationsverhalten das Sozialverhalten determiniert und mögliche soziale Mobilität ermöglicht oder aber verhindert, d. h. strukturstabilisierend wirkt.⁵⁴

7. *Soziolinguistik als Sprachgeschichte*: Für diesen Bereich gelten letztlich die gleichen Kriterien wie für soziolinguistische Untersuchungen, die für gegenwärtige Gesellschafts- und Sprachsysteme durchgeführt werden, wenn auch überlieferungsbedingt lediglich jeweils beschränkte Ausschnitte der Beziehungen zwischen Sprache und Gesellschaft einsehbar sind und eben aufgrund der fehlenden empirischen Daten die hermeneutischen Verfahrensweisen der Geschichtswissenschaften angewendet werden müssen. — Damit ändert sich jedoch nichts an dem bereits aufgestellten Postulat, jede Sprachgeschichte habe soziolinguistisch orientiert zu sein. Ergebnisse der historischen Soziolinguistik oder Sprachgeschichte können dabei als Erfahrungen im Selbstverständnis einer Gesellschaft oder Kultur aktualisiert werden.

Einige Anmerkungen zum praktischen Wert einer Wissenschaft

Ich halte die Frage an die Wissenschaften nach ihrem praktischen Nutzen, die ich hier an die Soziolinguistik stellen möchte, für grund-

⁵² Weinreich, Uriel: *Languages in Contact* (= *Publications of the Linguistic Circle of New York* 1). New York 1953.

⁵³ Ich verweise hier auf einen von mir 1970 vor der Akademie für Sprache und Dichtung in Stuttgart gehaltenen Vortrag, in dem ich mich eingehend mit diesen Fragen auseinandergesetzt und — wie ich glaube — einiges zur Klärung des Begriffs ‚Sprachnorm‘ beigetragen habe (erscheint demnächst: *Sprachverhalten — Sprachsystem — Sprachnorm. Eine soziolinguistische Studie*. Vgl. Anm. 1).

⁵⁴ Vgl. die in Anm. 48 angeführte Literatur und: Bernstein, Basil: *A Sociolinguistic Approach to Socialization: With Some Reference to Educability*. In: Gumperz, John J. und Hymes, Dell (Hrsg.): *Directions in Sociolinguistics*. New York (erscheint demnächst).

sätzlich berechtigt. Der praktische Wert einer Wissenschaft kann nun konkreterer oder aber weniger konkreter Natur sein, wobei es über den letzteren Fall (Schulung von Beobachtungs- und Unterscheidungsvermögen, Denktraining, Heranbildung und Schärfung kritischer Fähigkeiten usw.) kaum zu Meinungsverschiedenheiten kommen dürfte. Ich will hier deshalb lediglich auf den ersten Fall, den direkten oder konkreten Wert einer Wissenschaft, hier der Soziolinguistik, für eine Gesellschaft eingehen.

Zum konkreten Nutzen solcher Beschäftigung mit Sprache gehört gewiß, daß die sprachlichen Normen und Normierungsvorgänge sichtbar und in ihren sozialen Konsequenzen und Bedingtheiten bewußt gemacht werden können.

Ich gehe nun davon aus, daß es, auch wenn keine Ministerien und kaum andere Institutionen direkt verantwortlich sind, in allen Gesellschaften eine Art sprachliche Außen- und Innenpolitik gibt, die sich z. B. in totalitären Herrschaftsformen als Sprachenkampf nach außen und als autoritäre und doktrinäre Sprachregelung nach innen manifestiert. — In den sogenannten offenen Gesellschaftsformen liegt die Sprachpolitik in Händen legitimerter oder nicht legitimerter rivalisierender Gruppen, den Schulen und Sprach- oder Sprachpflegevereinen. Eben diese Gruppen und Institutionen tendieren dazu, ihrer eigenen Sprachverwendung oder Kompetenz absolute, d. h. für alle Gruppen und Schichten postulierte Gültigkeit beizumessen und diese Kriterien auch — häufig mit sozial diskriminierenden Implikationen — offiziell (in Schulen) oder weniger offiziell (in anderen Institutionen) anzuwenden.

Durch soziolinguistische Untersuchungen gewonnene Erkenntnisse könnten für diesen Bereich nicht nur bewußtseinsbildend wirken, sondern darüber hinaus die Grundlagen erstellen für sinnvolle sprachpolitische Entscheidungen für die Organisation des Bildungs- und Ausbildungswesens. Die These sollte jedoch nicht zu der Annahme verleiten, soziale Diskriminierungen bzw. nicht bestehende Chancengleichheit ließen sich allein und primär mit Hilfe von sprachkompensatorischen oder -emanzipatorischen Programmen egalisieren. Sprachpolitik kann hier zwar eine wesentliche, aber immer nur ergänzende Funktion innerhalb von gesellschaftspolitischen, und damit meine ich vor allem sozioökonomischen, Maßnahmen einnehmen.

Subkultur und Sprachen

Von Hermann Bausinger

In seinem grundlegenden und perspektivenreichen Überblick über die Sprachsoziologie bezeichnet Thomas Luckmann „die Verschränkung von Sozialstruktur, Kultur und Sprache“ als „ein weitgehend ungeklärtes Axiom“, vor dem man sich zwar verbeuge, das aber bisher nicht präzise analysiert sei.¹ Luckmann bezieht sich mit dieser Feststellung auf die „Lehrbücher der Soziologie und Kulturanthropologie“, aber die deutsche Linguistik läßt sich getrost hier anschließen; auch sie neigt auf diesem Feld entweder zu „historischer Kasuistik“ oder „zu einem Funktionalismus, der mit der Feststellung der funktionalen Abhängigkeit von Sprache, Kultur und Sozialstruktur nicht nur anfängt, sondern auch damit aufhört“.²

Für die Versäumnisse lassen sich eine Reihe erklärender Gründe — und wenigstens zum Teil auch Entschuldigungen — anführen. Der allgemeinste ist die aus idealistischem Erbe erwachsene starre wissenschaftssystematische Trennung zwischen Geisteswissenschaften und Sozialwissenschaften, die nur sehr allmählich überwunden wird. Mittelbar hängt damit die betonte Ausrichtung der Sprachwissenschaft auf den allgemeinen Sprachbesitz zusammen, die sich auch noch in harmlos-kleinträumigen Untersuchungen in der Form von Generalisierungen (z. B. „des“ örtlichen Dialektes) und im verführerischen Zwang einer Als-ob-Systematik spiegelt. Zwar wird neuerdings stärker hervorgehoben, daß linguistische Einsicht letztlich immer „auf der Analyse konkreter Sprechakte“ beruht³, zwar orientiert man sich mehr und mehr an der Perspektive des Sprechers⁴ und damit am

¹ Luckmann, Soziologie, S. 1051.

² Ebd., S. 1070.

³ Bierwisch, Stand und Probleme, S. 256.

⁴ Vgl. hierzu die Arbeiten von Eugenio Coseriu.

Sprachbewußtsein⁵; aber der Sprecher ist — wenn auch nicht im strikten Chomskyschen Sinne — in etwa doch immer „ideal speaker“⁶, und nur selten wird die Frage gestellt, wie allgemein der allgemeine Sprachbesitz ist, und ob die Vorstellung nur-akzidenteller Bedeutungen nicht die Systeme in ihrer Geschlossenheit denunziert. Im allgemeinen sind die Niederungen der paroles noch immer eine Durchgangslandschaft, welche lediglich den Stoff liefert, der ohne Rückstand durch strukturelle oder sonstige Formalisierung verzehrt wird.

Ein wesentlicher Grund für das angedeutete Manko liegt aber vor allem in der Differenziertheit und damit Schwierigkeit des Problems. Die Kovariation sozialer und sprachlicher Daten steht außer Frage⁷; aber simple Gleichsetzungen bestimmter Sozial- und Sprachformen sind dadurch obsolet geworden, daß die beiden Seiten sich sowohl in der realen Entwicklung wie in den Deskriptionsmöglichkeiten immer stärker verästeln. Der Beruf, dem früher in sprachsoziologischen Hinweisen hohe Repräsentanz zukam⁸, steht heute als eine soziale Variable neben vielen andern: Alter, Geschlecht, Generation, Klasse, Schicht, Einkommen, Wohnort, Mobilität, Schulbildung — und so fort. Aber auch auf der Seite der sprachlichen Indikatoren sind die Beschreibungsmöglichkeiten (und das heißt fast immer auch: -notwendigkeiten) vielfältiger geworden: zu den gewissermaßen klassischen Variablen phonetischer, lexikalischer und syntaktischer Art und den weniger klassischen, aber wichtigen „konstitutiven Faktoren“⁹ sind noch weitere Indikatoren, etwa kinetischer, expressiver, paralinguistischer Art getreten. Eben diese Auffächerung und Verfeinerung auf beiden Seiten macht die Zuordnung immer schwieriger, zumal da es sich ja keineswegs um getrennte Schubfächer handelt, sondern um Größen, die ihrerseits wieder kovariant und auch keineswegs stabil sind.

Die verschiedenen sprachlichen Dimensionen überschneiden sich auf mannigfache Weise; diatopische, diastratische und diaphasische Ele-

⁵ Vgl. Gauger, Wort und Sprache.

⁶ Zu fragen wäre, ob nicht der immer wieder beschworene „educated speaker“ oft lediglich die zögernd konkretisierte Multiplikation des „ideal speaker“ ist — also eine bedenkliche Reduktion der Sprachwirklichkeit.

⁷ Bright, Introduction, S. 11.

⁸ Diese Repräsentanz war auch früher nur teilweise gerechtfertigt. Vgl. Bausinger, Bemerkungen, S. 299.

⁹ Vgl. Zwirner / Maak / Bethge, Vergleichende Untersuchungen.

mente der Sprache existieren nicht unabhängig voneinander, und der Zusammenhang ist kaum einmal so, daß er mit Hilfe rasch homologisierender Modelle richtig gefaßt würde. Zwar versucht man beispielsweise bei der Untersuchung von Stadtmundarten, einfache Relationen zwischen bestimmten sozialen Schichten und bestimmten Wohnbezirken herzustellen, wie etwa zuletzt in der Arbeit Bruno F. Steinbrückners über Linz¹⁰; aber solche ökologischen Modelle lassen sich nur durch erhebliche Verkürzungen der Realität erreichen. In diesem Zusammenhang ist auch an die Misere nicht nur des Terminus „Umgangssprache“, sondern auch der Erörterungen zur Umgangssprache zu erinnern; diese Misere ist zu einem nicht ganz kleinen Teil darin begründet, daß man immer wieder vergeblich versucht, soziale und räumliche Perspektiven in dem Begriff zur Deckung zu bringen.¹¹

Schließlich ist zu erwähnen, daß weder das Individuum noch die Gruppe einen festen Bezugspunkt für die Fixierung sprachlicher Sachverhalte darstellen. Zwar läßt sich heuristisch „Sprachgruppe“ als Gruppe mit nur ihr gemeinsamer Kommunikation definieren, wie es Henne und Wiegand (im Umkreis ihrer Differenzierung der Opposition Kompetenz / Performanz) getan haben¹²; aber mißt man den Begriff an der Wirklichkeit, so wird deutlich, daß er eine fast ‚punktuelle‘ Setzung ist; die Frage, ob es solche „Sprachgruppen“ als beständige Einheit gibt, muß weitgehend verneint werden. Dabei ist der Begriff in doppelter Weise zu relativieren. Einmal ist zu fragen, in welcher Relation er zur Gesamtgesellschaft steht, und im Blick auf die Gegenwart wäre dann wohl deutlich zu machen, „wie gleichgültig der Rekurs auf die ‚Gruppe‘ gegenüber dem auf die Industriegesellschaft ist“¹³ — Sprachgruppe wäre dann eine mehr oder weniger zufällige Beobachtungseinheit, deren Wesen aber nur vom Horizont des gesellschaftlichen Ganzen her bestimmbar ist. Dies klingt nur abstrakt: die Konkretisierung bietet das Phänomen der Massenkommunikation, die in ihrer massiven Dauerpräsenz den Gedanken selbständiger, gewissermaßen wahrhaft ‚primärer‘ Kommunikation mehr oder weniger ad absurdum führt.¹⁴ Aber auch wer dieser Per-

¹⁰ Steinbrückner, Stadtsprache und Mundart.

¹¹ Bausinger, Bemerkungen, S. 295. Zur allg. Problematik der Umgangssprache vgl. Moser, „Umgangssprache“; Cordes, Zur Terminologie; von Polenz, Hochsprache.

¹² Henne / Wiegand, Geometrische Modelle, S. 132 Anm. 20.

¹³ Adorno, Soziologie und empirische Forschung, S. 512.

¹⁴ Die Theorie vom two-step flow of communication scheint einen autonomen Primärbezirk abzuschirmen; wo die Theorie aber nicht verharmlosend angewandt

spektive als der Verabsolutierung einer ihrerseits nur vage zu benennenden Totalität mißtraut¹⁵ und sich auf funktionale Beobachtungen beschränkt, wird eine Sprachgruppe weitgehend verstehen müssen als einigermaßen einheitliches Momentbild aus dem sehr komplizierten Ablauf konkurrierender und interferierender sprachsozialer Prozesse.

Selbst das Individuum verliert seine Konturen, wenn es in diese konkreten Zusammenhänge gestellt wird; der Idiolekt erweist sich noch sehr viel weniger als geschlossenes und bündiges System als etwa Dialekt und Soziolekt.¹⁶ Das Individuum zerfällt in gesellschaftliche Rollen, und Hellmut Geißner hat darauf hingewiesen, daß diese Rollen immer auch „Sprechrollen“ sind.¹⁷ Dieser Sachverhalt ist bisher kaum genügend realisiert worden, vermutlich weil er der geläufigen Substantialisierung des einzelnen als des ‚Sprachträgers‘ zuwiderläuft¹⁸, vielleicht aber auch deshalb, weil eben auch die jeweilige Sprechrolle nur dadurch definiert werden kann, daß sie aus einer Vielzahl konkurrierender Rollen herausgelöst wird. Die Rollen wechseln nicht nur ab, sondern überlagern sich simultan; das von Geißner herangezogene Shakespearezitat „... and one man in his time plays many parts“ müßte eigentlich variiert werden: „... and one man at a time plays many parts“.

So drohen sich also habhafte Strukturen in pointillistische Un-Struktur aufzulösen, und in dieser Situation scheint das Stichwort „Subkultur“ festeren Halt zu bieten. Es umschreibt einen Bereich, der von vornherein zwischen sozialen Determinanten und sprachlichen Realis-

wird, bleibt der Unterschied der Kommunikationsstufen relativ. Vgl. Katz, Two-step Flow.

¹⁵ Dies markiert die Einstellung der Neopositivisten. Der Positivismusstreit ist durchaus von Belang auch für die sprachsoziologischen Fragen; er kann jedoch hier nicht verfolgt werden.

¹⁶ Vgl. Labov, Hypercorrection, S. 105: „Investigators thought that they would find the clearest, most coherent system in the speech of one person, and that two people would show a little less consistency, and that five people would show even more inconsistency. On the contrary, it appears that the speech of most individuals in N. Y. City does not form a coherent, rational system in itself.“

¹⁷ Geißner, Soziale Rollen, S. 202. Den Hinweis auf diese frühe Anwendung von Dahrendorfs Rollentheorie auf die Sprache verdanke ich Ulrich Ammon.

¹⁸ Selbst Geißner, der die Frage danach, was einer „eigentlich“ ist, zunächst zurückweist, sucht letztlich einen personalen Eigenraum jenseits der sozialen Rollen zu retten. Die Musilstelle, die in der Rollentheorie verschiedentlich herangezogen wurde, erlaubt eine solche Interpretation, verlangt sie aber nicht. Vgl. Musil, Robert, Der Mann ohne Eigenschaften, Hamburg 1952, S. 34 f.; dazu Dahrendorf, Homo sociologicus, S. 62.

sierungen vermittelt und diese zugleich in einen weiteren Zusammenhang stellt — einen Zusammenhang, der zudem relativ konturiert zu bleiben scheint. Tatsächlich hat sich vor allem in Amerika eine soziolinguistische Richtung herausgebildet, welche sprachliche Daten nicht mehr als Elemente eines abstrahierten Systems und auch nicht als sozialen Variablen direkt zuzuordnen versteht, sondern als soziale Tatsachen komplizierter Art. Die „ethnography of communication“, entstanden im Kreuzungsfeld von Kulturanthropologie, Linguistik und Kommunikationsforschung, deutet sprachliche Daten aus dem — jeweils kulturell bestimmten — Kommunikationszusammenhang.

Ich führe ein — vielleicht etwas extremes — Beispiel für diese Forschungsrichtung an. Charles O. Frake behandelt in einem Aufsatz das Thema: „How to Ask for a Drink in Subanon.“¹⁹ Beschrieben wird, wie man bei einem auf der Philippineninsel Mindanao lebenden Stamm um ein bier-ähnliches Getränk zu bitten hat. An einem einzigen Beispiel wird, im Sinne der bekannten Lasswell-Formel²⁰, der Kommunikationszusammenhang in seinen verschiedenen Stufen aufgedeckt; gefragt wird, „what kinds of things to say in what message forms to what kinds of people in what kinds of situations“.²¹ Ich gestehe, daß ich mich bei der Lektüre dieser und ähnlicher Abhandlungen gefragt habe, ob hier nicht einfach unter der Flagge Kommunikation ethnographische Konterbande in linguistische Gewässer geschmuggelt werde, und ein wenig hat mich der boshafte Plan beschäftigt, zur nächstfälligen linguistischen Festschrift einen Aufsatz „Wie man in Deutschland einen Weihnachtsbaum kauft“ beizusteuern, in den dann ein gutes Stück von der Volkskunde winterlicher Festbräuche hätte eingehen können.

Indessen ist der sprachliche Einstieg so zufällig nicht. Es zeigt sich, daß das Beispiel von Frake geschickt gewählt ist: von einem nur scheinbar peripheren Sachverhalt führt es zu recht zentralen Erörterungen über den Festbrauch, über bestimmte künstlerische Darbietungsformen, über soziale Hierarchien und Wertsysteme, ja schließlich über die Subanonkultur als Ganzes. Und andererseits scheint die Methode wenigstens zum Teil übertragbar — und wo sie es nicht ist, werden Unterschiede und wird die besondere Problematik des Begriffes Subkultur im mitteleuropäischen Kontext sichtbar.

¹⁹ Frake, How to Ask.

²⁰ Vgl. König, Massenkommunikation, S. 185.

²¹ Frake, How to Ask, S. 127.

Die Frage: „Wie man in Mannheim ein Bier bestellt“ mag zunächst relativ sinnlos scheinen; sie bekommt aber sofort Sinn und Gewicht, wenn man sich wegversetzt von der — mit sozialer Ortsblindheit einfach hingenommenen — Atmosphäre der großen Hotels, wenn man also beispielsweise die Frage im Blick auf die Gegend bei den Rheinhäfen untersucht. Hier wird die sprachliche Formulierung durchaus bedeutsam; hier werden subkulturelle Milieus sichtbar. Es gibt dort Gaststätten, in denen man — selbst bei hervorragender Qualität des Gebotenen — nicht „speisen“ kann, sondern nur essen²², Kneipen, in denen nicht nur andere Trinksitten herrschen, sondern auch andere sprachliche Kommunikationsformen.

Die relative Vergleichbarkeit mit dem Beispiel amerikanischer Kommunikationsethnographie kann aber nicht hinwegtäuschen über den tiefgreifenden Unterschied. Frake erörtert sein Problem, indem er einen imaginären Fremden Zug um Zug über die Besonderheiten aufklärt, und er kann schließen: „In instructing our stranger to Subanun society how to ask for a drink, we have at the same time instructed him how to get ahead socially“²³ — nämlich innerhalb der Subanunkultur. Die parallele Einführung in Mannheimer Bräuche und Gewohnheiten bietet dagegen kaum irgendwelche nachhaltigeren Sozialisierungshandhaben. Zumindest läßt sich von hier aus nicht das Ganze einer Kultur (und welcher denn?) aufdröseln: die Situation ist zu komplex. Der Begriff der Subkultur läßt sich nur mit großen Vorbehalten anwenden; dazu ist der Bereich zu wenig konturiert — die Gäste wechseln ja doch, und es gibt kaum feste Grenzen der Zugehörigkeit, wenn auch bestimmte Formen der Initiation den Gedanken solcher festen Abgrenzungen nahelegen.

In den USA mußten die ethnographischen Forschungen ein stärkeres Echo finden, weil sich dort auf Schritt und Tritt auch sprachlich eindeutig geprägte Subkulturen finden. „In the United States the tower of Babel has been re-erected“, schrieb Richard M. Dorson²⁴ — und tatsächlich hat man es dort nach wie vor mit einer verwirrenden Vielfalt von Sprachen zu tun. Aber der babylonische Turm läßt sich denn doch in Stockwerke gliedern — und eben eine solche präzisere Gliederung ist hierzulande nicht leicht möglich, obwohl und weil sich

²² Gumperz, *Interaction*, S. 139: „Not everyone can ‚dine‘. Certainly not two laborers during a dinner break, no matter how well prepared the food they consume and how good their table manners.“

²³ Frake, *How to Ask*, S. 131.

²⁴ Dorson, *A Theory*, S. 203.

die verschiedenen Spielarten der Sprache sehr viel näherstehen. Übernimmt man die Unterscheidung zwischen „compartmentalized“ und „fluid structure“²⁵, also zwischen ‚gekammerter‘ (wie man mit einem geographischen Begriff übersetzen könnte) und durch fließende Übergänge charakterisierter Sprache, so liegt hier der Akzent eindeutig auf der ‚fließenden‘ Struktur.

All das macht deutlich, daß ein Ausweichen und Ausweiten auf den Bereich des Kulturalen die Schwierigkeiten der Soziolinguistik nicht beseitigt, sondern repetiert. Dies ist zwangsläufig der Fall. Nicht umsonst deuten viele Wendungen die Parallelität zwischen Kultur- und Sprachsystem an; sei es, daß von der „Grammatik der Kultur“²⁶ oder etwa von einem „Lokaldialekt des Verhaltens“²⁷ die Rede ist. Hier besteht Interferenz, und die gleichen Schwierigkeiten, die im sozialen und „rein“ sprachlichen Bereich festgestellt wurden, müssen zwangsläufig auch im weiteren kulturalen Bereich auftauchen.

Allerdings liegt der Einwand nahe, daß hier Thema und Begriff der Subkultur zunächst an zwei extremen Beispielen überprüft wurden. Im Fall der Mindanaokultur fragt es sich, ob der Begriff anwendbar ist, da es sich offenbar um eine zwar sehr kleine, aber weitgehend autonome, selbständige Kultur handelt — und im zur Kontrastierung herangezogenen Mannheimer Beispiel wird der Begriff deshalb fragwürdig, weil der beschriebene Bereich zu wenig selbständig und konturiert ist, als daß er als Subkultur charakterisiert werden könnte. Es wird sich jedoch zeigen, daß die dort evidenten Beobachtungen auch bei ‚eigentlichen‘ Subkulturen ihre Gültigkeit behalten. Tatsächlich wird der Begriff Subkultur im allgemeinen sehr viel konkreter verwendet. Er fordert eine gewisse Konturiertheit, und er wird auf Gruppierungen angewandt, die sich subjektiv als einheitlich und deutlich von anderen unterschieden erfahren. Das Stichwort Subkultur läßt am ehesten an Gangs und andere ‚banden‘ähnliche Zusammenschlüsse Jugendlicher, an Beatfans, an Haschraucher, aber auch an bestimmte Sportgruppen u. ä. denken. Für solche ‚subkulturalen‘ Gruppierungen lassen sich einige generelle Feststellungen treffen:

1. Sie sind grundsätzlich charakterisiert, ja definiert durch den weiteren kulturellen Horizont: Jugendgruppen stehen im Zeichen einer

²⁵ Gumperz, *Interaction*, S. 141, 151.

²⁶ Hymes, *Introduction*, S. 15, nach Ward H. Goodenough.

²⁷ Hall, *Adumbration*, S. 161.

— von Fall zu Fall neu zu definierenden — ‚Jugendkultur‘; eine Gruppe von Beatfans gehört zum weiteren Bereich einer regelrechten Beatkultur und mag sich in Einzelfällen vielleicht auch dem ebenfalls allgemeineren Bereich der „Undergroundkultur“ zuzählen; Sportgruppen sind bestimmt durch den weiteren Umkreis jeweiliger sportlicher ‚Kulturen‘ — und so weiter. Auch diese größeren Teilsysteme der Kultur werden gelegentlich als Subkulturen bezeichnet. Jedenfalls sind sie den aktuellen Gruppierungen zugeordnet und übergeordnet.

2. Diese Teilsysteme fügen sich nicht etwa nach einer Art Legobaukastenprinzip zusammen; vielmehr handelt es sich um verschiedene, sich überlagernde Dimensionen, also um eine sehr komplexe Gesamtstruktur. Wenn beispielsweise von ‚Twenkultur‘ gesprochen wird, dann kann dies zwar im Sinne der Werbung primär auf bestimmte Formen der Konsumorientierung gemünzt sein — aber selbst bei einer derartigen Einschränkung umfaßt die Twenkultur auch Teile der Beatkultur, verschiedener Sportkulturen, ja sie schließt sogar politische Subkulturen ein, sofern diese generationsgeprägt sind wie etwa die „neue Linke“.

3. Die gleiche Mehrdimensionalität und Komplexität ist zu unterstellen bei den aktualisierten Subkulturen und bei den an den betreffenden Gruppierungen beteiligten Individuen: der Beatfan ist auch Fußballer, der Teenager kann sowohl Gymnasiast und Angehöriger einer bestimmten Schulklasse wie andererseits vielleicht Mitglied einer Jugendgruppe und einer informellen Freizeitgruppe mit eigenem Jargon sein.

4. Indem von „Aktualisierung“ gesprochen wird, wird der Primat des übergreifenden Ganzen noch einmal betont. Aktualisierung heißt Jeweiligkeit: in den Gruppen kommt jeweils zum Austrag, was im größeren Horizont weitgehend schon angelegt ist; von dort erhalten die Gruppierungen ihren Sinn, ihre Gestalt, ihre Ausrichtung. Eben dies wird aber kaum registriert. Charakteristisch ist vielmehr für die aktuellen Subkulturen (oder subkulturalen Gruppen) ein starkes Eigenbewußtsein, ein ausgeprägtes Wir-Gefühl, eine Tendenz zur Verselbständigung, die vor dem — faktisch manipulativ wirkenden — weiteren Horizont die Augen schließt. Charakteristisch ist, was man als Scheinautonomie bezeichnen könnte. Dieser Zug ist nicht etwa nur als objektiver Irrtum zu registrieren; er stellt vielmehr in sich einen wichtigen kulturalen Befund dar.

Auf der Basis dieser soziokulturellen Feststellungen lassen sich nunmehr einige sprachliche Charakteristika herausarbeiten:

1. Scheinautonomie und Wirbezug drücken sich auch sprachlich aus. Aktuellen Subkulturen läßt sich der Begriff des Soziolektes im Sinne Hammarströms zuordnen²⁸ — sie haben sprachliche Eigenheiten, welche die Sprecher aus der sozialen Gruppierung ableiten, da sie die Frage nicht stellen, ob es sich überhaupt um Eigenheiten im strengen Sinne handelt, und ob sie nicht völlig vom übergreifenden subkulturellen Horizont her geprägt, ja in vielen Fällen manipuliert sind. Die plakative Ausgrenzung aus der Gemeinsprache erfolgt überwiegend mit Hilfe des Wortschatzes. Da die Plakatwörter jeweils sehr schnell verblassen und eingeholt werden von der weiteren Kommunikation, kommt es hier zu einem oft sehr rasanten „flight-and-pursuit“-Prozeß²⁹, zu immer neuen Verfremdungen.

2. Man kann eine doppelte Funktion — intra und extra — der sprachlichen Sonderung unterscheiden. Sie bewirkt Abwehr nach außen, Kohäsion nach innen. Diese Feststellung ist alles andere als neu. Hammarström bezeichnet es als „Hauptfunktion der soziolektalen Merkmale . . ., dazu beizutragen, die betreffenden Gruppen von Menschen gegeneinander abzugrenzen und zugleich die Mitglieder jeder einzelnen Gruppe fester zusammenzuknüpfen“.³⁰ Und Arnold van Gennep spricht schon 1908 in seiner Abhandlung über die „langues spéciales“ von dieser Doppelfunktion: „Elles sont à la fois un moyen de cohésion pour ceux qui les emploient, et un moyen de défense contre l'étranger, ce mot pris au sens vaste qu'on doit lui donner en ethnographie.“³¹

3. Darüber hinaus erwähnt van Gennep noch eine allgemeinere Funktion der langue spéciale: „C'est l'une des formes de différenciation, formes voulues, et nécessaires à la vie même en société.“³² Im Blick auf diese weitere Aufgabe, die gesellschaftliche Differenzierung, hat sich van Gennep möglicherweise zu sehr an den instrumentellen Funktionen der langues spéciales orientiert. Im Ansatz, bei der Heraus-

²⁸ Hammarström, Zur soziolektalen und dialektalen Funktion. Vgl. auch den Begriff der Folk-Linguistics bei Hoenigswald, A Proposal.

²⁹ Der Begriff des flight-pursuit mechanism ist übernommen von John L. Fischer, der den Sprachwandel erklärt durch die Imitation eines prestigebehafteten Sprachstils und die Distanzierung der Oberschicht von diesem Stil. Vgl. Luckmann, Soziologie, S. 1068.

³⁰ Hammarström, Zur soziolektalen und dialektalen Funktion, S. 205.

³¹ van Gennep, Essai, S. 337.

³² Ebd.

bildung von subkulturellen Sondersprachen, sind diese Funktionen sicherlich wichtig — fürs erste lassen sich die Sondersprachen meist durch einen gewissen Fachwortschatz charakterisieren, den es ja keineswegs nur in bestimmten Berufszweigen gibt, sondern auch in den verschiedensten Freizeitbereichen. Mit den Fachsprachen waren aber lange Zeit falsche Vorstellungen verbunden; man erkannte ihnen a priori eine Präzision und Differenzierungsfähigkeit zu, die sie in Wirklichkeit nicht besaßen und nicht besitzen — Dieter Möhn³³ hat gezeigt, daß selbst die scheinbar so exakte Fachsprache der modernen Physik nur aus dem jeweiligen Situationszusammenhang³⁴ verständlich wird. Die fachlichen Zusammenhänge werden also sprachlich nicht exakt beschrieben, sondern teilweise vorausgesetzt und dann lediglich signalisiert, abgerufen. Diese Feststellung läßt sich allgemein auf subkulturelle Sprachen übertragen; sie gibt dann auch den oft allzu-sehr in den Vordergrund gespielten ‚Geheimsprachen‘ den richtigen Stellenwert. Es gibt solche Geheimkodes — aber im allgemeinen ist innerhalb der Subkultur nicht die Verständlichkeit die entscheidende und ausschließende Kategorie, sondern die „acceptability“³⁵; und diese ‚Annehmbarkeit‘ bezieht sich entsprechend nicht auf sprachliche oder sachliche Richtigkeit, sondern ist eine sozial bestimmte Kategorie.³⁶ Wer die Fachwörter exakt erlernt hat, gehört noch lange nicht dazu; er muß vielmehr, modisch gesagt, „in“ sein, um sie richtig anzuwenden und zu verstehen, und das setzt nicht nur vertiefte Fachkenntnis (im erweiterten Sinne), sondern auch Vertrautheit mit dem sozialen Klima voraus.

4. Subkulturen fordern und fördern relative Einheitlichkeit der Erfahrung unter ihren Angehörigen; sie schaffen einen emotiven Zusammenhang, der zwar durch eine bestimmte Sachorientierung mitbedingt ist, sie aber transzendiert. Über die sprachliche Seite dieses Sachverhalts können nur hypothetische Äußerungen gemacht werden; subkulturelle Sprachuntersuchungen, die neben dem lexikalischen Bestand auch spezifische syntaktische Konsequenzen und quasi-stilistische

³³ Möhn, Fach- und Gemeinsprache, S. 332 passim.

³⁴ Zum Begriff der „Gesprächssituation“ vgl. Brinkmann, Syntax, S. 79 und die dort verzeichnete Literatur: außerdem Goffmann. *The Neglected Situation*. S. 134 f.

³⁵ Vgl. Gumperz, Interaction.

³⁶ In einem Mannheimer Diskussionsbeitrag unterschied Eugenio Coseriu drei Bezugstypen der Annehmbarkeit: die Exemplarität, die Sprachrichtigkeit und schließlich — entscheidend — das Angemessene.

Normierungen einbezügen, gibt es so gut wie gar nicht. Es hat jedoch den Anschein, daß schon die lexikalische Seite nicht allein durch sympraktische Verkürzungen bestimmt ist; die Wörter und Redewendungen sind im Gegenteil oft von umständlicher Behaglichkeit: sie orientieren sich nicht ökonomisch am Sachzweck, sondern verfolgen auch und oft primär den Nebenzweck wechselseitiger Versicherung der Gemeinsamkeit. Die verblaßte Metaphorik der Gemeinsprache wird dabei aufgefrischt; die besonderen Funktionen des bildhaften Sprechens sind die, welche auch sonst bei Redensarten registriert werden können: „karikierende, pointierende und euphemistische Funktion“³⁷, wobei gelegentlich alle drei Funktionen zusammenfallen. Wenn in einem lokalen Jazzmilieu die Aufforderung an junge Mädchen üblich war: „Wachs mal an mich ran!“³⁸, so überzeichnet diese Wendung den Vorgang des Sich-neben-jemand-setzens; sie pointiert gleichzeitig, indem sie das erotische Spannungsfeld im Bild enger Zusammengehörigkeit beschwört; und sie euphemisiert, indem sie die letztlich implizierte sexuelle Aufforderung umschreibt. Solch bildliche Rede verblaßt ihrerseits rasch. Es ist kein Zufall, daß der sprachliche ‚Umsatz‘ verhältnismäßig hoch, daß in diesem Jargonbereich vielleicht noch am deutlichsten sprachschöpferische Kraft vorhanden ist. Es ist aber auch kein Zufall, daß die Wendungen sich durchaus für einige Zeit als Formeln, deren Charakter sie schnell annehmen, halten: die besonderen Funktionen werden überwölbt von der allgemeinen Funktion, die jenseits des spezifisch Inhaltlichen auf das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit zielt.

5. Diese allgemeine Funktion wird aber nicht nur durch spezifische Vokabeln und Redewendungen erfüllt, sondern auch durch die allgemeineren ‚nichtssagenden‘ Formeln der Sprache, die in Wirklichkeit sehr viel sagen. Die „sympathetischen“ Formeln³⁹ — also *nicht wahr?*, *ach was!* und zahllose, kaum einmal untersuchte Interjektionen — haben eben den Sinn, den Zusammenhalt zu dokumentieren und zu festigen. Dieser Zusammenhalt aber zeigt sich auch allgemeiner darin, wie etwas gesagt wird; ja, der sprachliche Usus in subkulturellen Einheiten kann gar nicht durch die sprachlichen Formen allein de-

³⁷ Vgl. Bausinger, Formen, S. 93 f.

³⁸ Tübinger Aufzeichnung 1962 durch Theo Buck. Als gewisse sprachliche Analogie könnte „heranschmeißen“ angeführt werden; vgl. hierzu Küpper, Heinz, Wörterbuch der deutschen Umgangssprache, 2. Bd., Hamburg 1963, S. 134.

³⁹ Vgl. Bernstein, Codes, S. 61.

finiert werden, sondern bedarf zu seiner Beschreibung einer umfassenden Lasswellformel: Wer sagt was zu wem in welcher Form unter welchen Umständen? Diese umfassende Frage ist deshalb wichtig, weil einerseits auch der Vorhof des Sprachlichen — Erwartungen und ‚Anmutungen‘, die in der amerikanischen Soziolinguistik mit dem treffenden Wort „adumbration“ bezeichnet werden⁴⁰ — einbezogen werden muß, und weil die Frage praktisch auch die Feststellung dessen einschließt, was nicht gesagt wird. Auch die Vermeidung bestimmter Themen bis hin zu mit Sanktionen gesicherter Tabuierung scheint für die subkulturelle Vereinheitlichung wesentlich zu sein.

6. Dies ist insofern leicht verständlich, als die — auch sprachlich faßbare — Normierung für den einzelnen eine Entlastungsfunktion hat. Der Sinn der Normierung des Sprachgebrauchs ist es — wie bei jeder Normierung —, die Verhaltenserwartungen zu stabilisieren.⁴¹ Man könnte einmal versuchen, hier die Theorie der kognitiven Dissonanz⁴² anzuwenden: die Normierung verhindert Dissonanzen oder löst sie auf; das Annehmbare ist bis zu einem gewissen Grad auch das Annehmliche. Im subkulturellen Horizont und im durch diesen Horizont bestimmten Sprachgebrauch hat der einzelne die Möglichkeit, die innere Konsonanz mit den anderen zu erfahren, sozial zu überformen und dadurch zu schützen. Er wird bestätigt; sein — nicht umsonst häufig recht engagiertes — Rollenspiel nimmt den Schein der Beständigkeit an, mutiert gewissermaßen in Status-Charakter.⁴³ Wenn der Begriff unpathetisch verstanden wird, so könnte man sagen: die subkulturelle Einheit bietet dem einzelnen — nicht zuletzt sprachlich — Heimat.

An dieser Stelle mag noch einmal an die Relativität des Terminus „Subkultur“ erinnert werden — diese Relativität könnte nunmehr der Reichweite der getroffenen Feststellungen zugute kommen. Zunächst darf registriert werden, daß die — freilich recht allgemeine — Kennzeichnung den sprachlichen Befund in allen Subkulturen anvisiert, also nicht nur in den durch freien Zusammenschluß, sondern auch in den durch erzwungene Abschließung entstandenen. Dies soll hier nicht in aller Breite belegt werden. Ich beschränke mich darauf, ein extremes Beispiel anzuführen. Wer die kleine Abhandlung von

⁴⁰ Hall, Adumbration.

⁴¹ Vgl. Luhmann, Normen, S. 30.

⁴² Vgl. Festinger, A Theory.

⁴³ Vgl. Goodenough, Rethinking ‚Status‘ and ‚Role‘.

Hans Winterfeldt über die Sprache im nationalsozialistischen Konzentrationslager⁴⁴ — oder besser noch: die Primärberichte von Kogon oder Adler — gelesen hat, der kann feststellen, daß die dargelegten sprachlichen Eigenheiten selbst in diesem makabren subkulturellen Bereich, wenn auch mutatis mutandis, dingfest gemacht werden können. Das Vokabular, das zur „Öffentlichkeitssprache“ des Nationalsozialismus⁴⁵ gehörte, hatte für die Häftlinge — in Verbindung mit der situationsbedingten Gemeinsamkeit auch der sonstigen Sprache — eine deutliche Kohäsionsfunktion.

Die Relativität ist aber noch entschiedener. Man kann die Hypothese wagen, daß in Subkulturen eine Form der Kommunikation und des sprachlichen Verhaltens üblich ist, die prinzipiell in fast jeder Gesprächssituation anvisiert wird. Walter Johannes Schröder hat vor kurzem einen Aufsatz vorgelegt mit dem — für jeden Referenten beruhigenden — Titel: „Vom guten Sinn der dummen Rede“. Darin schildert er die sprachlichen (und sozialen!) Mechanismen des Zustimmungsheischens, die gerade auch dort zum Vorschein kommen, wo ein Sprecher einen ihm fremden Partner in sein weitgehend monologisierendes Gespräch wenigstens als konsonanten Zuhörer einbeziehen möchte. Auch hier geht es also um die Herstellung einer sicheren Basis, die keineswegs über die Gemeinsamkeit der Sachinteressen, sondern über emotionelle Kontakte erreicht werden soll; und dies Beispiel ist gerade deshalb so bedeutsam, weil es hinsichtlich der Gesprächspartner von Voraussetzungen ausgeht, die denen einer subkulturellen Gruppierung entgegengesetzt sind.

Zwischen diesen Polen einer Gesprächs-Skala wäre etwa das „gesellige“ Gespräch anzusiedeln. Die Kategorie der Geselligkeit, die in der ‚klassischen‘ Soziologie eine wichtige Rolle spielte, wurde neuerdings von Axel Gehring in einer Studie behandelt.⁴⁶ Charakteristisch für die Geselligkeit ist das Fehlen von engen Gemeinsamkeiten; es gibt demnach im geselligen Gespräch auch keine demonstrativen Anspielungen auf die Kohärenz. Aber das Prinzip der „acceptability“ ist geradezu definitiv, und das sympathetische Zielen auf Übereinstimmung, die sorgfältige Beachtung der allgemeinen Tabubereiche ist wesentlich; auch hier also geht es um soziale Konsonanz.

⁴⁴ Winterfeldt, Die Sprache im Konzentrationslager.

⁴⁵ Glunk, Erfolg, 24, 1968, S. 80.

⁴⁶ Gehring, Die Geselligkeit.

Gewiß sind solche recht pauschalen Bemerkungen diskutabel; eine differenzierende Soziologie des Gesprächs und der Gesprächssituationen existiert noch nicht, und es bedürfte dazu sorgfältigerer Skatierungen und genauerer und umfassenderer Beobachtungen. Die Beispiele sind hier lediglich angedeutet worden, weil sie zu einem Begriff hinführen, der zu einer sehr aktuellen Problematik der Subkulturen gehört: dem Begriff der „Restriktion“. Schon van Gennep verwendet für die Gruppen, bei denen Sondersprachen anzutreffen sind, neben „sociétés spéciales“ und „sociétés secondaires“ auch den Ausdruck „sociétés restreintes“.⁴⁷ Bei Basil Bernstein taucht der Begriff der Restriktion in spezifischerem, aber doch verwandtem Sinne wieder auf.⁴⁸ Er unterscheidet zwei Kodes, einen ‚elaborierten‘ oder differenzierten und einen restringierten. Er betont die Überlegenheit und Notwendigkeit des elaborierten Kodes angesichts der nötigen Mobilität der heutigen Gesellschaft; aber er macht auch deutlich, daß es verschiedene Bedingungen und Arten der Restriktion gibt. Sie werden von Bernstein sprachstrukturell unterschieden — im einen Fall ist das beschränkte Vokabular („lexicon prediction“), im anderen die beschränkte Möglichkeit struktureller Differenzierung („high structural prediction“) charakteristisch.

Diese Unterscheidung wirkt etwas künstlich, und das Verhältnis zwischen den beiden Restriktionstypen ist nicht völlig geklärt. Sie erlaubt es vielleicht, die mehr oder weniger geschlossenen und sprachlich restringierten Subkulturen abzusetzen von den niedrigen „subkulturellen Milieus“ der Unterschichten.⁴⁹ Aber ungeachtet dieser Unterscheidung ergibt sich ein Zusammenhang, der hier nurmehr als Problem herausgestellt werden kann:

Die Überlegungen und Beobachtungen zu Gruppen verschiedener Kohärenz scheinen zu zeigen, daß Restriktion ein strukturelles Ziel jedes intensiveren Gesprächs ist, und daß die soziale Funktion von Subkulturen geradezu auf den Begriff der Restriktion zu bringen ist. Möglicherweise müssen daraus nicht nur soziolinguistische, sondern auch pädagogische Folgerungen gezogen werden. Die Konsequenz kann freilich nicht in der Verhaftung aufs Bestehende liegen, sondern darin, daß man sich verstärkt um eine Strategie der Differenzierung bemüht. Der Weg aus einer überwiegend negativ einzuschätzenden

⁴⁷ van Gennep, *Essai*, S. 328 f.

⁴⁸ Bernstein, *Codes*, S. 59 f.

⁴⁹ Vgl. Oevermann, *Sprache*, S. 34.

Restriktion heraus kann nur über die Stufen positiver Restriktionen führen; Elaboration ist nur auf dem Umweg über eine Vielzahl von Restriktionen möglich.⁵⁰

Dies ist nicht mehr als eine knapp gefaßte Andeutung — wie das ganze Referat überwiegend Hypothesen vorträgt und den Charakter eines heuristischen Angebots hat. Dies muß betont werden, und es erscheint angemessen, zumal sich unter den Soziolinguisten bereits eine Zunft von ‚Jungrammatikern‘ ankündigt, welche eine irgendwo gemachte Detailbeobachtung schnell als „Gesetz“ auf alle Gesellschaften überträgt.⁵¹ Diese Phase sollte, wenn es nunmehr hierzulande zu einer intensiveren Rezeption der Soziolinguistik kommt, vermieden werden.

⁵⁰ In diesem Sinne ist u. a. auch die Bedeutung von Dialekten für die sprachliche Erziehung neu zu bedenken: Mundart nicht als überbewertete ‚Naturform‘, aber als Restriktionsstufe, von der möglicherweise der Absprung leichter fällt als von der künstlichen Reduktionsstufe des ‚Fibelkodes‘. Vgl. McDavid, *Dialect Differences*, S. 81: „No educational program should aim at forcibly alienating the individual from his cultural background; if he must make a break, he must make it with understanding of all the forces involved.“

⁵¹ Dieser Generalisierungstrend hängt möglicherweise mit der „kulturanthropologischen“ Tradition der amerikanischen Ethnographie zusammen, der es letztlich fast immer um kultural lediglich modifizierte menschliche Grundelemente geht.

(Die in den Anmerkungen verwendeten Kurztitel stehen in Klammern jeweils am Ende der bibliographischen Angaben)

- Adorno, Theodor*, Soziologie und empirische Forschung, in: Logik der Sozialwissenschaften, hrsg. von Ernst Topitsch, S. 511—525.
- Bausinger, Hermann*, Bemerkungen zu den Formen gesprochener Sprache, in: Satz und Wort im heutigen Deutsch = Sprache der Gegenwart 1, Düsseldorf 1967, S. 292—312. [Bemerkungen]
- Bausinger, Hermann*, Formen der „Volkspoesie“, Berlin 1968. [Formen]
- Bernstein, Basil*, Elaborated and Restricted Codes: Their Social Origins and Some Consequences, in: The Ethnography of Communication, American Anthropol. Special Publication 66, 1964, S. 55—69. [Codes]
- Bierwisch, Manfred*, Stand und Probleme der generativen Grammatik, in: Wiss. Zs. der Humboldt-Universität zu Berlin, Ges.-Sprachwiss. Reihe 18, 1969, S. 256. [Stand und Probleme]
- Bright, William*, Introduction: The Dimensions of Sociolinguistics, in: Sociolinguistics, ed. by William Bright, The Hague, Paris 1966, S. 11—15. [Introduction]
- Brinkmann, Hennig*, Die Syntax der Rede, in: Satz und Wort im heutigen Deutsch = Sprache der Gegenwart 1, Düsseldorf 1967, S. 74—94. [Syntax]
- Cordes, Gerhard*, Zur Terminologie des Begriffs ‚Umgangssprache‘, in: Festgabe für Ulrich Pretzel zum 65. Geburtstag, Berlin 1963, S. 338—354. [Zur Terminologie]
- Coseriu, Eugenio*, Einführung in die strukturelle Linguistik. Vorlesung 1967/68 Tübingen; Einführung in die transformationelle Grammatik. Vorlesung 1968; autorisierte Nachschriften von Gunter Narr und Rudolf Windisch.
- Dahrendorf, Ralph*, Homo sociologicus, Köln und Opladen 1965.
- Dorson, Richard M.*, A Theory for American Folklore, in: Journal of American Folklore 72, 1959, S. 197—215. [A Theory]
- Festinger, Leon*, A Theory of Cognitive Dissonance, New York 1957. [A Theory]
- Frake, Charles O.*, How to Ask for a Drink in Subanon, in: The Ethnography of Communication, American Anthropol. Special Publication 66, 1964, S. 127—132. [How to Ask]
- Gaiger, Hans-Martin*, Wort und Sprache. Sprachwissenschaftliche Grundlagen, Tübingen 1970.
- Gehring, Axel*, Die Geselligkeit. Überlegungen zu einer Kategorie der „klassischen“ Soziologie, in: Kölner Zs. f. Soziologie und Sozialpsychol. 21, 1969, S. 241—255.
- Geißner, Hellmut*, Soziale Rollen als Sprechrollen, in: Kongreßbericht der Gemeinschaftstagung für allgemeine und angewandte Phonetik 3.—6. Okt. 1960 in Hamburg, zusammengestellt von Hannah Jürgensen, Hamburg 1960, S. 194—204. [Soziale Rollen]
- van Gennep, Arnold*, Essai d'une théorie des langues spéciales, in: Revue des Études Ethnographiques et Sociologiques 1, 1908, S. 327—337. [Essai]

- Glunk, Rolf*, Erfolg und Mißerfolg der nationalsozialistischen Sprachlenkung, in: Zs. f. dt. Sprache, 22.—24. Jg., 1966—69. [Erfolg]
- Goffmann, Erving*, The Neglected Situation, in: The Ethnography of Communication, American Anthropol. Special Publication 66, 1964, S. 133—136.
- Goodenough, Ward H.*, Rethinking 'Status' and 'Role'. Toward a General Model of the Cultural Organization of Social Relationships, in: The Relevance of Models for Social Anthropology, ed. by Michael Banton, London 1965, S. 1—24.
- Gumperz, John J.*, Linguistic and Social Interaction in Two Communities, in: The Ethnography of Communication, American Anthropol. Special Publication 66, 1964, S. 137—153. [Interaction]
- Gumperz, John J.*, On the Ethnology of Linguistic Change, in: Sociolinguistics, ed. by William Bright, The Hague, Paris 1966, S. 27—49.
- Hall, Edward T.*, Adumbration as a Feature of Intercultural Communication, in: The Ethnography of Communication, American Anthropol. Special Publication 66, 1964, S. 154—163. [Adumbration]
- Hammarström, Göran*, Zur soziolektalen und dialektalen Funktion der Sprache, in: Zs. f. Maf. 34, 1967, S. 205—216.
- Henne, Helmut / Wiegand, Herbert Ernst*, Geometrische Modelle und das Problem der Bedeutung, in: ZDL 36, 1969, S. 129—173. [Geometrische Modelle]
- Hoenigswald, Henry M.*, A Proposal for the Study of Folk-Linguistics, in: Sociolinguistics, ed. by William Bright, The Hague, Paris 1966, S. 16—26. [A Proposal]
- Horn, Wilhelm*, Sprachkörper und Sprachfunktion, Palaestra 135, Berlin 1921.
- Hymes, Dell*, Introduction: Toward Ethnographies of Communication, in: The Ethnography of Communication, American Anthropol. Special Publication 66, 1964, S. 1—34. [Introduction]
- Katz, Elihu*, The Two-step Flow of Communication: an Up-to-date Report on a Hypothesis, in: Public Opinion Quarterly 21, 1957, S. 61—78. [Two-step Flow]
- König, René*, Massenkommunikation, in: Soziologie, hrsg. von René König, Frankfurt 1967, S. 181—190.
- Labov, William*, Hypercorrection by the Lower Middle Class as a Factor in Linguistic Change, in: Sociolinguistics, ed. by William Bright, The Hague, Paris 1966, S. 84—113. [Hypercorrection]
- Lasswell, Harold D.*, Propaganda Technique in the World War, New York 1927.
- Luckmann, Thomas*, Soziologie der Sprache, in: Handbuch der empirischen Sozialforschung, hrsg. von René König, 2. Bd. Stuttgart 1969, S. 1050 bis 1101. [Soziologie]
- Luhmann, Niklas*, Normen in soziologischer Perspektive, in: Soziale Welt 20, 1969, S. 28—48. [Normen]
- McDavid jr., Raven I.*, Dialect Differences and Social Differences in an Urban Society, in: Sociolinguistics, ed. by William Bright, The Hague, Paris 1966, S. 72—83. [Dialect Differences]

- Möhn, Dieter*, Fach- und Gemeinsprache. Zur Emanzipation und Isolation der Sprache, in: Wortgeographie und Gesellschaft. Festschrift für Ludwig Erich Schmitt, hrsg. von Walther Mitzka, Berlin 1968, S. 315—348.
- Moser, Hugo*, „Umgangssprache“. Überlegungen zu ihren Formen und ihrer Stellung im Sprachganzen, in: Zs. f. Maf. 27, 1960, S. 215—232.
- Oevermann, Ulrich*, Sprache und soziale Herkunft. Ein Beitrag zur Analyse schichtenspezifischer Sozialisationsprozesse und ihrer Bedeutung für den Schulerfolg, mschr. Diss. Frankfurt a. M. 1967. [Sprache]
- von Polenz, Peter*, Hochsprache und Mundarten heute, in: Muttersprache 68, 1958, S. 309—310. [Hochsprache]
- Rupp, Heinz*, Gesprochenes und geschriebenes Deutsch, in: Wirkendes Wort 15, 1965, S. 19—29.
- Steger, Hugo*, Gruppensprachen. Ein methodisches Problem der inhaltsbezogenen Sprachbetrachtung, in: Zs. f. Maf. 31, 1964, S. 125—138.
- Steger, Hugo*, Gesprochene Sprache. Zu ihrer Typik und Terminologie, in: Satz und Wort im heutigen Deutsch = Sprache der Gegenwart 1, Düsseldorf 1967, S. 259—291.
- Steinbrückner, Bruno F.*, Stadtsprache und Mundart, in: Muttersprache 78, 1968, S. 302—311.
- Veith, Werner H.*, Zum Problem der umgangssprachlichen Unsystematik, in: Muttersprache 78, 1968, S. 370—376.
- Winterfeldt, Hans*, Die Sprache im Konzentrationslager, in: Muttersprache 78, 1968, S. 126—152.
- Zwirner, Eberhard / Maak, Adalbert / Bethge, Wolfgang*, Vergleichende Untersuchungen über konstitutive Faktoren deutscher Mundarten, in: Zs. f. Phonetik und allgemeine Sprachwissenschaft 9, 1956, S. 14—30. [Vergleichende Untersuchungen]
- Zwirner, Eberhard*, Lebende Sprache. Beitrag zu ihrer Theorie und zur Methodik ihrer Erforschung, in: Studium Generale 15, 1962, S. 14—22.

Grammatik und Textkonstitution als sprachsoziologische Probleme

Von Roland Harweg

Unter ‚Grammatik‘ verstehe ich ein System von — großenteils noch unbekannten — sprachlichen Regeln und unter ‚Textkonstitution‘ die — weitestgehend unbewußte — Anwendung dieser Regeln. Das bedeutet, daß ich sowohl den Begriff der Grammatik als auch den der Textkonstitution in einem maximal weiten Sinne begreife, den Begriff der Grammatik insofern, als er nicht nur diejenigen Regeln enthält, die richtige Sätze zu bilden erlauben, sondern auch diejenigen, die richtige Texte zu bilden gestatten, und den Begriff der Textkonstitution in dem Sinne, daß er nicht nur die Konstitution von Texten aus Sätzen¹, sondern zugleich auch die Konstitution der — freilich als Bestandteile von Texten und nicht als isolierte Größen betrachteten — Sätze selbst umfaßt, mithin die Konstitution dessen, was Menschen produzieren, wenn sie reden² oder schreiben, als ein zwar komplexes, aber nichtsdestoweniger jeweils einheitliches Ganzes hinstellt.

Ebenso wie die Begriffe der Grammatik und der Textkonstitution, so wollen wir — wenn auch z. T. nur zwecks Ausleuchtung des möglichen Panoramas — auch den Begriff der Sprachsoziologie in einem möglichst weiten Sinne begreifen, d. h. wir wollen ihn so weit fassen, daß er, wenigstens prinzipiell, das Studium aller zwischen bestimmten Komplexen von Spracherscheinungen und bestimmten mensch-

¹ Unter diesem Gesichtspunkt findet sich das Problem der Textkonstitution ausführlich behandelt in Roland Harweg, *Pronomina und Textkonstitution*, München 1968.

² Im Sinne linguistischen Sprachgebrauchs dehne ich den Textbegriff auch auf mündlich konstituierte Formen sprachlichen Nacheinanders, d. h. auch auf mündlich konstituierte Satzfolgen bzw. — im Extremfall — Sätze aus.

lichen Gruppen bestehenden regulären Beziehungen umfaßt. Vergleicht man diese Beziehungen mit der Menge derjenigen Beziehungen, die zwischen bestimmten Komplexen von Spracherscheinungen und menschlichen Wesen überhaupt bestehen, so erkennt man, daß von den letztgenannten Beziehungen nur diejenigen nicht in den Bereich der Sprachsoziologie fallen, die entweder zwischen bestimmten Komplexen sprachlicher Erscheinungen und bestimmten menschlichen Einzelwesen oder aber zwischen bestimmten Komplexen sprachlicher Erscheinungen und der Gesamtheit aller Menschen bestehen.

Die Beziehung, in der ein bestimmter Komplex sprachlicher Erscheinungen und eine bestimmte menschliche Gruppe zueinander stehen, kann, unter wissenschafts- und erkenntnistheoretischem Gesichtspunkt, von dreierlei Art sein:

entweder charakterisierend in bezug auf den Komplex sprachlicher Erscheinungen und definierend in bezug auf die menschliche Gruppe (Beziehungstyp 1)

oder definierend in bezug auf den Komplex sprachlicher Erscheinungen und charakterisierend in bezug auf die menschliche Gruppe (Beziehungstyp 2)

oder schließlich charakterisierend sowohl in bezug auf den Komplex sprachlicher Erscheinungen als auch in bezug auf die menschliche Gruppe (Beziehungstyp 3).³

Das bedeutet, daß eine bestimmte sprachsoziologische Beziehung zwischen einem bestimmten Komplex sprachlicher Erscheinungen und einer bestimmten menschlichen Gruppe auf eine der drei folgenden Weisen interpretiert werden kann. Entweder charakterisiert die menschliche Gruppe den Komplex sprachlicher Erscheinungen und definiert dieser Komplex sprachlicher Erscheinungen die menschliche Gruppe oder die menschliche Gruppe definiert den Komplex sprachlicher Erscheinungen und dieser charakterisiert die menschliche Gruppe oder die menschliche Gruppe und der Komplex sprachlicher Erscheinungen charakterisieren einander wechselseitig. Der Fall, daß die

³ Den Begriff der Definition verwende ich hier, wie üblich, im Sinne des Verfahrens der — begrifflichen — Bestimmung einer beliebigen Größe und den Begriff der Charakterisierung im Sinne des — erst im Anschluß an eine solche (explizite oder implizite) Definition möglichen — Verfahrens einer — sachbezogenen und in Form von Aussagen erfolgenden — Information über eine Größe.

beiden Terme der Beziehung einander wechselseitig definierten, kommt nicht vor.

Versuchen wir nunmehr, diese drei fundamentalen Beziehungstypen der Reihe nach zu erläutern und mit Hilfe von Beispielen zu veranschaulichen. Kennzeichnend für den ersten jener drei Beziehungstypen, d. h. denjenigen Typus, dessen Beziehungen charakterisierend in bezug auf einen Komplex sprachlicher Erscheinungen und definierend in bezug auf eine menschliche Gruppe sind, ist die Tatsache, daß der den Komplex sprachlicher Erscheinungen manifestierende Term autark, d. h. ohne Bezugnahme auf seinen Bezugsterm, dieser aber nur nichtautark, d. h. nur unter Bezugnahme auf jenen — den er seinerseits lediglich charakterisiert — definiert werden kann. Komplexe sprachlicher Erscheinungen, die zu diesem Beziehungstyp gehören, sind die verschiedenen Sprachen — ‚Sprachen‘ im Sinne von de Saussures ‚langues‘ bzw. Weisgerbers ‚Muttersprachen‘ — sowie, gewissermaßen als Satelliten dieser Sprachen, die verschiedenen regionalen und lokalen Dialekte. Definiert sind diese Größen jeweils durch den Zusammenschluß aller und nur derjenigen sprachlichen Erscheinungen, die, semantisch gesehen, sämtlich voneinander verschieden sind, von denen also, strenggenommen, keine zwei ineinander übersetzbar sind.⁴ Diese so definierten Sprachen bzw. Dialekte aber definieren — und das heißt: konstituieren⁵ — ihrerseits bestimmte menschliche Gruppen, und diese Gruppen, nämlich die Gruppen derjenigen Menschen, die als ihre — in der Regel muttersprachlichen — Sprecher fungieren, Weisgerbers Sprach- bzw. Dialektgemeinschaften⁶, sind durch nichts anderes definierbar als durch eben jene Sprachen bzw. Dialekte. Diese wiederum lassen sich durch die mit ihnen verbundenen Sprach- bzw. Dialektgemeinschaften nur charakterisieren statt definieren, und auch dies nicht durch die Sprach- bzw. Dialekt-

⁴ Diese Definition ist eine Definition, die, als der Versuch einer intensionalen, d. h. auf ein bestimmtes Merkmal als Kriterium rekurrierenden Bestimmung der sonst letztlich extensional, d. h. durch eine — strenggenommen prinzipienlose — Aufzählung ihrer Elemente definierten Einzelsprachen bzw. Dialekte, eine gewisse Idealisierung vornimmt oder impliziert.

⁵ Diejenigen Vorkommen des Begriffs ‚konstituieren‘, die in diesem Vortrag als Explikationen des Begriffs ‚definieren‘ verwendet werden und somit keinen sachlichen, sondern einen sprachlichen Akt bezeichnen, sind nicht zu verwechseln mit den im zweiten Teil dieses Vortrages begegnenden und auf sachliche Verhältnisse gemünzten Vorkommen dieses Begriffs.

⁶ Was den Terminus ‚Dialektgemeinschaft‘ betrifft, so kommt er zwar in Weisgerbers terminologischem System, soweit ich sehe, aktuell nicht vor, gehört jedoch, wie mir scheint, ideell gesehen durchaus in dieses System hinein.

gemeinschaften als solche — denn das führte unweigerlich zu Tautologien, Tautologien etwa der Form „Die deutsche Sprache wird von der Sprachgemeinschaft der Sprecher der deutschen Sprache gesprochen“ —, sondern durch bestimmte Merkmale dieser Gemeinschaften — so z. B. durch eine Feststellung des Typus „Die deutsche Sprache wird von soundso viel Millionen Menschen gesprochen“.

Der zweite der drei von mir unterschiedenen Beziehungstypen, d. h. derjenige, dessen Beziehungen definierend in bezug auf einen Komplex sprachlicher Erscheinungen und charakterisierend in bezug auf eine menschliche Gruppe sind, ist demgegenüber dadurch gekennzeichnet, daß die Definitions- und Charakterisierungsverhältnisse genau umgekehrt sind. Autark, d. h. ohne Rekurs auf seinen Bezugsterm definiert ist diesmal, an Stelle des Komplexes sprachlicher Erscheinungen, die menschliche Gruppe, und der Komplex sprachlicher Erscheinungen ist derjenige Term, durch den die menschliche Gruppe nachträglich und gewissermaßen akzidentiell charakterisiert wird. Solche ohne einen Rekurs auf sprachliche Erscheinungen definierten und das heißt: konstituierten Gruppen rekrutieren sich in der Regel aus den Klassen der Berufs-, Fach- oder sonstigen Interessengemeinschaften, und die durch diese Gruppen definierten — und damit allererst konstituierten — Komplexe sprachlicher Erscheinungen aus den für diese Gruppen typischen Ausgestaltungen bestimmter Bereiche des Wortschatzes, Ausgestaltungen, die, im wesentlichen, jene Phänomene ausmachen, die man als Fachsprachen zu bezeichnen pflegt und die sich von der sogenannten Gemeinsprache in der Regel durch eine größere Differenziertheit des für sie typischen Ausschnittes aus dem Gesamtwortschatz einer Sprache unterscheiden. Aber wie groß diese Unterschiede auch sein mögen, ihre Träger, d. h. der weniger differenzierte Ausschnitt der Gemeinsprache und der jeweils entsprechende differenziertere Ausschnitt einer bestimmten Fachsprache stehen einander in keinem Falle als kongruente und homolog, d. h. Begriff für Begriff, ineinander übersetzbare Teilsysteme gegenüber, sondern sind, da sie, d. h. ihre Begriffe, einander nur allenfalls teilweise entsprechen, sprachimmanent betrachtet, in jedem Falle sowohl ineinander als auch in ein größeres System, das des Gesamtwortschatzes der jeweiligen Sprache, integriert. Vor dieser wechselseitigen Integration bewahren kann nur die Korrelierung jenes differenzierteren lexikalischen Bereichs mit einer bestimmten und bereits unabhängig von ihm definierten soziologischen Gruppe. Inso-

fern kann man sagen, daß es Komplexe sprachlicher Erscheinungen gibt, die, als solche, erst durch den Rekurs auf eine bestimmte menschliche Gruppenbildung definiert und das heißt zugleich: delimitiert werden können. Umgekehrt können diese Komplexe die betreffenden Gruppen jedoch jeweils charakterisieren.

Im Rahmen des dritten der drei von mir unterschiedenen Beziehungstypen zwischen Komplexen von Spracherscheinungen und menschlichen Gruppen, also im Rahmen desjenigen Typus, dessen Beziehungen charakterisierend in bezug auf beide Terme, d. h. sowohl in bezug auf den Komplex sprachlicher Erscheinungen als auch in bezug auf die menschliche Gruppe sind, sind naturgemäß beide dieser Terme voneinander unabhängig definiert. Beispiele für diesen Beziehungstypus sind Beziehungen wie die zwischen bestimmten dialektähnlichen Systemen sprachlicher Erscheinungen und bestimmten sozial oder gelegentlich auch alters- und/oder geschlechtsmäßig definierten Gruppen. Daß diese Gruppen ohne Rekurs auf jene dialektähnlichen Systeme definiert und somit nur nachträglich und akzidentiell durch diese charakterisiert werden, ist offensichtlich. Aber auch der umgekehrte Tatbestand, daß nämlich jene dialektähnlichen Systeme unabhängig von den genannten Gruppen definiert sind und durch diese somit ebenfalls nur charakterisiert werden, dürfte nicht unplausibel sein. Seine Erklärung ist dieselbe wie die, die wir im Falle des Beziehungstypus 1 für die sprachimmanent-semantische Definierbarkeit der Größen Einzelsprache und Dialekt gegeben haben, jene Erklärung also, die diese Definierbarkeit letztlich auf die Unterscheidbarkeit von semantischer Identität und Nichtidentität zwischen verschiedenen Ausdrücken bzw. Ausdrucksvorkommen zurückführte.⁷

Ich hatte eingangs gesagt, wir wollten den Begriff der Sprachsoziologie möglichst weit fassen, und in der Tat ist er so, wie ich ihn dort definiert und anschließend expliziert habe, weiter, als er gelegentlich sonst verstanden wird. So ist er z. B. weiter als die Begriffe ‚Sprachsoziologie‘ bzw. ‚Soziolinguistik‘, wie sie gelegentlich in Amerika definiert oder charakterisiert worden sind. Denn wenn Joshua A. Fishman in seinem Aufsatz „The Sociology of Language“ schreibt: „The sociology of language represents one of several recent approaches to the study of the patterned co-variation of language and

⁷ Vgl. auch Anm. 4.

society“⁸ oder wenn William Bright in seiner Einleitung zu dem Sammelband „Sociolinguistics“ erklärt: „The sociolinguist's task is (...) to show the systematic covariance of linguistic structure and social structure“⁹, so scheinen mir diese Charakterisierungen strenggenommen nur auf denjenigen Teil der von mir skizzierten Sprachsoziologie zuzutreffen, der gekennzeichnet ist durch den Beziehungstyp 3, d. h. jenen Typ, in dem sowohl die Komplexe sprachlicher Erscheinungen als auch die mit diesen korrespondierenden menschlichen Gruppen jeweils unabhängig voneinander definiert sind.¹⁰ Dennoch scheint mir meine erweiterte Auffassung von Sprachsoziologie nicht unlegitim zu sein. Dies nicht nur, weil die durch meine Beziehungstypen 1 und 2 gekennzeichneten Formen von Sprachsoziologie wissenschaftshistorisch gesehen ebenfalls nachweisbar sind — so der Typus 1 in der auf die Beziehungen zwischen Muttersprache und Sprachgemeinschaft gegründeten Sprachsoziologie Leo Weisgerbers¹¹ und der Typus 2 ganz allgemein in Fachsprachen behandelnder Sprachsoziologie —, sondern auch deshalb, weil jene Erweiterung sich an keiner Stelle von der sprachsoziologischen Grundbeziehung zwischen Komplexen sprachlicher Erscheinungen und menschlichen Gruppen löst.

Obwohl, wie soeben dargelegt, alle drei der von mir unterschiedenen Beziehungstypen in den Untersuchungsbereich der Sprachsoziologie gehören, so sind sie doch für den Sprachsoziologen von unterschiedlichem Interesse, und zwar abhängig davon, ob der Sprachsoziologe sich mehr als Linguist oder mehr als Soziologe oder aber als beides zu gleichen Teilen fühlt. Fühlt er sich mehr als Linguist, so wird ihn — wie wir es z. B. bei Weisgerber sehen — in erster Linie der Beziehungstyp 1 interessieren; denn was im Rahmen dieses Typs charakterisiert wird, ist Sprachliches. Fühlt er sich hingegen mehr als Soziologe, so wird er sich, aus entsprechenden Gründen, mehr für

⁸ Joshua A. Fishman, *The Sociology of Language*, in: *Readings in the Sociology of Language*, hrsg. von Joshua A. Fishman, The Hague / Paris 1968, S. 5.

⁹ William Bright, *Introduction: The Dimensions of Sociolinguistics*, in: *Sociolinguistics*, hrsg. von William Bright, *Janua Linguarum, Series Maior XX*, The Hague / Paris 1966, S. 11.

¹⁰ Das Hauptindiz, auf das sich diese Interpretation stützt, sind die Begriffe ‚co-variation‘ bzw. ‚co-variance‘; denn die Untersuchung von Kovariationen scheint mir nicht möglich zu sein ohne die vorgängige — explizite oder implizite — Definiertheit der Größen, zwischen denen diese Beziehungen sollen festgestellt werden können.

¹¹ Vgl. u. a. Leo Weisgerber, *Das Gesetz der Sprache*, Heidelberg 1951, S. 14 ff.

den Beziehungstyp 2 interessieren, und fühlt er sich schließlich als beides zu gleichen Teilen, so wird er sich besonders für den Beziehungstyp 3 interessieren; denn in diesem wird beides, sowohl das sprachlich als auch das soziologisch Definierte, charakterisiert. Was mich betrifft, so muß ich bekennen, daß ich mich mehr als Linguist denn als Soziologe fühle. Ich werde mich also, wenn ich im Folgenden das Thema „Grammatik und Textkonstitution als sprachsoziologische Probleme“ etwas genauer zu beleuchten versuche, ausschließlich dem Beziehungstyp 1 widmen.

Als Beispiele für diesen Beziehungstyp haben wir bisher die Beziehungen zwischen bestimmten Sprachen oder Dialekten einerseits und den diesen zugeordneten Sprach- bzw. Dialektgemeinschaften andererseits genannt. An die Stelle dieser Beziehungen wollen wir nunmehr andere Beziehungen setzen, und zwar solche, die einerseits ebenfalls als Vertreter dieses Beziehungstyps gelten können, andererseits aber der Spezifizierung unseres Themas besser gerecht werden. Solche Beziehungen sind die zwischen bestimmten Grammatiken und bestimmten Grammatikgemeinschaften sowie die zwischen bestimmten Texten und bestimmten Textgemeinschaften. Was den Terminus ‚Grammatikgemeinschaft‘ betrifft, so ist er freilich, nach unserer weiten Auslegung des Begriffs ‚Grammatik‘, ein Begriff, der sich von dem Terminus ‚Sprachgemeinschaft‘ inhaltlich kaum unterscheiden dürfte. Zwar wäre es, theoretisch gesehen, vielleicht denkbar, den Mitgliedern einer Grammatikgemeinschaft, im Unterschied zu denen einer Sprachgemeinschaft, die Beherrschung eines größeren Teils des Wortschatzes, sagen wir: des sowohl in seinen morphologischen als auch in seinen syntaktischen Implikationen regelmäßigen Wortschatzes, zu erlassen, aber diese Möglichkeit ist tatsächlich nur eine theoretische, praktisch gesehen kommt sie nicht in Betracht. Denn was wir von den Mitgliedern einer Grammatikgemeinschaft fordern, ist keineswegs identisch mit der bewußten Kenntnis jener Regeln, die normalerweise den Inhalt der Schulgrammatiken bilden und die man im Rahmen eines grammatikalisch orientierten Fremdsprachenunterrichts zum Beispiel bewußt zu lernen pflegt. Es ist vielmehr sowohl weniger als auch mehr als dies, weniger insofern, als die Mitglieder einer Grammatikgemeinschaft jene Regeln nicht bewußt zu beherrschen brauchen, eine Grammatikgemeinschaft in unserem Sinne also keineswegs identisch ist mit einer

etwaigen sich durch grammatische Schulung und grammatisches Bewußtsein auszeichnenden sprachlichen „Elitetruppe“, und mehr insofern, als jene Mitglieder (einer Grammatikgemeinschaft) — wenn auch nur unbewußt — weit mehr Regeln als die der Schulgrammatik beherrschen müssen. Dies aber tun in der Regel nur die muttersprachlichen Sprecher einer Sprache, und diese beherrschen eben auch den soeben von uns theoretischerweise ausgeklammerten Wortschatz. Der Unterschied zwischen Sprach- und Grammatikgemeinschaft ist also allenfalls ein aspektmäßiger.

Anders der Unterschied zwischen Sprach- und Textgemeinschaft; denn Sprach- und Textgemeinschaften — und das gleiche gilt, aufgrund der Verwandtschaft von Sprach- und Grammatikgemeinschaften, selbstverständlich auch für das Verhältnis zwischen Grammatik- und Textgemeinschaften — sind Gruppenbildungen, die fundamental voneinander verschieden sind. Denn eine Textgemeinschaft — so wie ich diesen Begriff verstehe — ist nichts anderes als eine mit einem bestimmten Text jeweils koextensive Gemeinschaft bestehend aus dem Produzenten und den aktuellen oder potentiellen Rezipienten dieses Textes, eine Gemeinschaft, die jeweils auf der Gemeinsamkeit der Kenntnis oder genauer noch: auf der Gemeinsamkeit des rechtsläufig, d. h. gegen das Ende des Textes hin, sukzessiv fortschreitenden Aufbaus der Kenntnis dieses Textes beruht, eines Aufbaus, der bei den verschiedenen Mitgliedern der Textgemeinschaft in bestimmten Fällen simultan und in bestimmten Fällen nichtsimultan zu erfolgen pflegt, ersteres in der Regel bei mündlich konstituierten, letzteres bei schriftlich konstituierten Texten.

Bei einer weiteren Betrachtung des Verhältnisses zwischen Grammatik- und Textgemeinschaften empfiehlt es sich, zwischen Textgemeinschaften im engeren und Textgemeinschaften im weiteren Sinne zu unterscheiden und unter Textgemeinschaften im engeren Sinne solche Textgemeinschaften zu verstehen, deren Mitglieder ein und derselben Grammatikgemeinschaft angehören, unter Textgemeinschaften im weiteren Sinne hingegen solche Textgemeinschaften, deren Mitglieder verschiedenen Grammatikgemeinschaften angehören, Textgemeinschaften freilich, deren Etablierung impliziert, daß etwaige Übersetzungen eines Textes in fremde Sprachen zusammen mit dem Original als verschiedene Varianten ein und desselben Textes interpretiert werden müssen. Des weiteren könnten, gewissermaßen zwischen diesen beiden Formen von Textgemeinschaften, eine Reihe von Mischformen

von Textgemeinschaften angesetzt werden. Diese wären dadurch charakterisiert, daß ihre Mitglieder jeweils, wenngleich zum Teil auch nur passiv, mehreren Grammatikgemeinschaften angehörten. Eine besondere Rolle unter diesen Mischformen scheint diejenige zu spielen, deren Mitglieder alle ein und derselben Mehrheit von Grammatikgemeinschaften angehören; denn dies ist die Voraussetzung für die Konstituierung von so zu nennenden interlingualen Texten¹², d. h. Texten, von denen ein jeder, und zwar jeweils abschnittsweise, verschiedene Sprachen und das heißt zugleich: verschiedene Grammatiken manifestiert — so wie es z. B. nicht selten in Briefen der Fall ist.

Wie verschieden voneinander die Phänomene der Grammatik- und der Textgemeinschaft aber auch sein mögen, ein Merkmal haben sie dennoch gemeinsam, nämlich die Eigenschaft, daß sie beide durch nichts anderes als durch ihren jeweiligen sprachsoziologischen Beziehungsterm definiert und das heißt: konstituiert sind, die Grammatikgemeinschaft durch das Phänomen einer bestimmten, d. h. einzelsprachlichen Grammatik und die Textgemeinschaft durch das Phänomen eines bestimmten Textes. Umgekehrt sind jedoch die Phänomene der einzelsprachlichen Grammatik bzw. des Textes nicht durch die Phänomene der Grammatik- bzw. Textgemeinschaft definiert, sondern das Phänomen der einzelsprachlichen Grammatik durch den paradigmatisch organisierten Zusammenschluß aller und nur derjenigen sprachlichen Erscheinungen, von denen, funktional gesehen, eine jede von jeder anderen verschieden ist¹³, und das Phänomen des Textes durch bestimmte — referentiell¹⁴ fundierte — Regeln einer syntagmatischen Organisation sprachlicher Einheiten.¹⁵ Durch die Phänomene der Grammatik- bzw. Textgemeinschaft hingegen werden die Phänomene der Grammatik bzw. des Textes statt definiert nur charakterisiert, und was diese Charakterisierungen selber betrifft, so sind sie, solange sie — wie im Rahmen der Opposition ‚Definition‘/

¹² Vgl. dazu Roland Harweg, *Pronomina und Textkonstitution*, München 1968, S. 311 ff.

¹³ Vgl. auch Anm. 4 und deren Bezugstext.

¹⁴ Der Terminus ‚referentiell‘ bezeichnet die Bezugnahme sprachlicher Elemente auf außersprachliche Größen, eine Bezugnahme, die es z. B. erlaubt — so etwa im Rahmen anaphorischer Wiederaufnahmebeziehungen vom Typus *eine Geige : das* (bzw. *dieses*) *Instrument* — Identitätsverhältnisse auch unter der Decke — partieller — semantisch-begrifflicher Diversitäten zu statuieren.

¹⁵ Genauer darüber findet sich in Roland Harweg, *Pronomina und Textkonstitution*, München 1968.

‚Charakterisierung‘ — rein statisch orientiert sind und eine Grammatik bzw. einen Text z. B. dadurch charakterisieren, daß sie angeben, wie viele und was für Leute sie bzw. ihn kennen, trotz der Tatsache, daß die Phänomene, die sie charakterisieren, sprachliche sind, für den spezifisch linguistisch orientierten Sprachsoziologen immer noch recht unerheblich.

Eigentlich erheblich werden Charakterisierungen der Phänomene der einzelsprachlichen Grammatik bzw. des Textes durch die Phänomene der Grammatik- bzw. Textgemeinschaft für den linguistisch orientierten Sprachsoziologen meines Erachtens erst dann, wenn sie die letzteren dazu benutzen, um die ersteren in ihrem Zustandekommen¹⁶ zu erklären, d. h. wenn sie genetisch orientiert sind. Die Relevanz dieses Gesichtspunktes erhellt aus der Tatsache, daß die Existenz der Grammatik- und Textgemeinschaften, unter eben diesem Gesichtspunkt, tatsächlich eine notwendige Bedingung für die Existenz der einzelsprachlichen Grammatiken bzw. der Texte darstellt. Inwiefern sie dies tut, aber ist zu erläutern. Denn die genannte Bedingung ist zwar, wie gesagt, eine notwendige, eine hinreichende aber ist sie noch nicht. Im Falle der Grammatikgemeinschaft — um mit dieser zu beginnen — ist sie dies insofern nicht, als die Existenz solcher Gemeinschaften nicht für die jeweilige Grammatik einer Sprache in ihrer Gesamtheit, sondern jeweils nur für einen bestimmten Teil derselben verantwortlich ist. Dieser Teil ist derjenige, den man als die Oberflächenstruktur einer Grammatik bezeichnen kann. Diese Oberflächenstruktur umfaßt alle diejenigen Merkmale einer einzelsprachlichen Grammatik, die nicht universell sind, d. h. sowohl diejenigen Merkmale, die nur der Grammatik der betreffenden Sprache, als auch diejenigen, die den Grammatiken mehrerer, aber nicht aller Sprachen zu eigen sind; denn auch diese Merkmale sind in ihrem Zustandekommen durch das Prinzip der Gliederung der Menschheit in Grammatikgemeinschaften bedingt. Diejenigen Merkmale jedoch, die den Grammatiken aller Sprachen gemeinsam sind, d. h. diejenigen Merkmale, die man als Bestandteile einer sogenannten universellen oder generellen Grammatik zu interpretieren

¹⁶ Der hier verwendete Begriff des Zustandekommens sowie die im Folgenden in gleichem Sinne verwendeten Vorkommen des Begriffs der Konstitution sind sachbezogen gemeint und insofern nicht zu verwechseln mit den im vorausgehenden Teil dieses Vortrages als Explikationen des Definitionsbegriffs verwendeten begriffsbezogenen Vorkommen des Konstitutionsbegriffs. Vgl. auch Anm. 5.

pflegt, sind in ihrem Zustandekommen nicht durch die Gliederung der Menschheit in Grammatikgemeinschaften, sondern statt dessen durch die allgemeine Struktur sowie die allgemeinen Bedürfnisse des menschlichen Geistes bedingt. Sie sind, wie es scheint, anthropologische Apriori und bilden, als solche, jenen Teil der einzelsprachlichen Grammatiken, den man in neuerer Zeit wiederholt als die Tiefenstruktur¹⁷ dieser Grammatiken bezeichnet hat. Sie sind notwendigerweise abstrakter Natur, also Phänomene wie z. B. die Koordinationsstruktur, die Unterscheidung zwischen prädikativen und attributiven Sachverhaltsbezeichnungen oder das Prinzip der Unterscheidung von drei grammatischen Personen — um nur einige wenige zu nennen —, und werden durch die sogenannten oberflächenstrukturellen Merkmale jeweils konkretisiert. Dabei lassen sich verschiedene Konkretisierungsstufen unterscheiden, eine halbwegs konkretisierende wie z. B. diejenige, auf der — auf noch abstrakte Weise — Stellungsmuster oder Kongruenzerscheinungen festgelegt werden, und eine — zumindest im Rahmen einer grammatikalischen¹⁸ Metatheorie — völlig konkretisierende wie die, auf der die jeweiligen morpho-phonematischen Festlegungen getroffen werden. Sowohl die semikonkreten Erscheinungen vom Typ der noch abstrakten Stellungsmuster und Kongruenzerscheinungen als auch die völlig konkreten Erscheinungen auf der Stufe der morpho-phonematischen Realisierungen aber sind, als nicht universelle — denn auch die erwähnten semikonkreten Merkmale sind, obwohl universeller als die konkreten, nicht universell — in ihrem Zustandekommen bedingt durch die Gliederung der Menschheit in eine Mehrheit von Grammatikgemeinschaften.

So wie die Existenz von Grammatikgemeinschaften eine zwar nicht hinreichende, aber doch notwendige Bedingung für die Möglichkeit des Zustandekommens einzelsprachlicher Grammatiken ist, so ist die Existenz von Textgemeinschaften eine zwar nicht hinreichende, aber doch notwendige Bedingung für die Möglichkeit des Zustan-

¹⁷ Im Unterschied zu der Auffassung bzw. Konzeption mancher anderen Forscher wird das Phänomen der Tiefenstruktur hier nicht als ein rein gedankliches Konstrukt, sondern als eine zwar abstrakte, aber nichtsdestoweniger durchaus reale Größe verstanden.

¹⁸ Im Rahmen anderer Metatheorien mögen die erwähnten morpho-phonematischen Festlegungen — so wie es z. B. im Rahmen einer physikalischen Metatheorie tatsächlich der Fall wäre — noch nicht die Stufe der maximalen Konkretisierung bzw. Konkretheit aufweisen.

dekommens von Texten. Um dies besser verstehen zu können, vergewärtigen wir uns zunächst noch einmal, was eine Textgemeinschaft ist. Eine Textgemeinschaft, so hatten wir gesagt, ist eine mit einem bestimmten Text koextensive Gemeinschaft bestehend aus dem Produzenten und den aktuellen oder potentiellen Rezipienten dieses Textes, aktuellen Rezipienten, wie wir hinzufügen können, im Falle mündlich konstituierter, potentiellen im Falle schriftlich konstituierter Texte. Die Gemeinschaft beruht, wie wir weiter festgestellt hatten, auf der Gemeinsamkeit des in Richtung auf das Ende des Textes hin sukzessiv fortschreitenden Aufbaus der Kenntnis dieses Textes. Deutlich wird diese Gemeinsamkeit bzw. ihre Notwendigkeit für die Konstituierung des Textes besonders dann, wenn der Text ein mündlich konstituierter, seine Rezipienten also aktuelle sind. Denn nehmen wir einmal an, jemand beginnt einen solchen mündlich konstituierten bzw. zu konstituierenden Text mit dem Satz *Hier in der Nachbarschaft ist gestern ein neues Restaurant eröffnet worden* und er will diesen Text fortsetzen mit dem Textfortsetzungssatz *Der Besitzer ist ein Ungar*, so kann er dies nur dann tun, wenn die — aktuellen — Rezipienten dieses Fortsetzungssatzes — gleich ihm selber — auch schon Rezipienten des zitierten Textanfangssatzes gewesen sind. Das bedeutet allgemein, daß die Produktion von Fortsetzungssätzen in mündlich konstituierten Texten voraussetzt, daß die Rezipienten dieser Sätze — wie ihr Produzent — auch die vorangegangenen Sätze des jeweiligen Textes rezipiert haben und insofern mit dem Produzenten zusammen eine text-koextensive Gemeinschaft bilden. Von dieser Bedingung kann nur insofern abgewichen werden, als an die Stelle der Rezeption all dieser Vorgängersätze auch die Rezeption einer für das Verständnis der nachfolgenden Sätze des Textes hinreichenden Kurzfassung jener Vorgängersatzreihe treten kann, eine Möglichkeit, durch die auch Nachzügler-Rezipienten noch zu vollwertigen oder zumindest: quasi-vollwertigen Mitgliedern der betreffenden Textgemeinschaft werden können.

Die soeben skizzierten textgemeinschaftlichen und besonders die Rezipienten-Mitglieder einer Textgemeinschaft betreffenden Bedingungen scheinen jedoch nicht zu bestehen, wenn es sich um schriftlich konstituierte Texte handelt, und zwar insofern nicht, als bei der Produktion eines schriftlich konstituierten bzw. zu konstituierenden Textes nicht sicher ist, ob dieser überhaupt von jemandem — außer dem Produzenten selber — rezipiert wird. Indes — dieser Schein prä-

sentiert keineswegs die ganze Wahrheit. Er tut dies insofern nicht, als in jedem Falle mit einer potentiellen Rezipientenschaft gerechnet werden muß und der Produzent eine solche bei der Konstituierung seines Textes als eine zumindest fiktive Größe im Auge haben muß. Insofern als dies der Fall ist, gelten bei schriftlich konstituierten Texten die gleichen textgemeinschaftlichen Bedingungen wie bei den mündlich konstituierten. Die Gleichheit der Bedingungen erstreckt sich dabei wiederum auch auf die Möglichkeit einer Ersetzung der Rezeption einer bestimmten Vorgängersatzreihe innerhalb eines Textes durch die Rezeption einer geeigneten Kurzfassung derselben — eine Möglichkeit, durch die auch Nachzügler-Rezipienten schriftlich konstituierter Texte, wie sie z. B. bei Fortsetzungsromanen in Zeitungen und Illustrierten zu erwarten sind, noch in die zu dem jeweiligen Text gehörende Textgemeinschaft integriert werden können.

Die bisher besprochenen Texte gehören, gleichgültig, ob sie mündlich oder schriftlich konstituiert sind, jenem Typus von Texten an, den ich spezifizierend als *Kleinraumtexte* bezeichne. Es sind dies, grob gesprochen, Texte, die den Eindruck einer erzählzeitlich kontinuierlichen Konstituierung machen, ja bei denen man sogar den Eindruck hat, als sei der Zeitraum ihrer Konstituierung in einen Punkt zusammengedrängt oder besser noch: als stehe die Zeit während ihrer Konstituierung gleichsam still — ein Eindruck, der, wie man weiß, natürlich trügerisch und falsch ist. Aber nicht darauf kommt es hier an, worauf es hier ankommt, ist vielmehr, daß er besteht.

Von den soeben skizzierten Kleinraumtexten, Texten, die im großen und ganzen mit den Texten des herkömmlichen, intuitiven Textbegriffs zusammenfallen, unterscheide ich so zu nennende *Großraumtexte*.¹⁹ Es sind dies — durch bestimmte, jedoch an dieser Stelle nicht näher explizierbare Verkettungsprozeduren konstituierte — Texte höherer Ordnung, Texte, die jeweils aus einer Reihe von mindestens zwei Kleinraumtexten bestehen, zwei Kleinraumtexten, deren Konstitutionszeitpunkte bzw. -räume nicht nur, wie dies zuweilen auch bei den Bestandteilen von Kleinraumtexten der Fall ist, tatsächlich weit auseinanderliegen, sondern diese Tatsache, im Gegensatz zu den Bestandteilen von Kleinraumtexten, auch offen zur Schau tragen.

¹⁹ Vgl. dazu Roland Harweg, *Zur Textologie des Vornamens: Perspektiven einer Großraumtextologie*, in: *Linguistics* (im Druck).

Solche Großraumtexte können sowohl mündlich als auch schriftlich konstituiert sein. Ein mündlich konstituierter Großraumtext ist z. B. der durch die Anfänge seines initialen und eines subsequentialen Kleinraumtextes abgekürzt wiedergegebene Großraumtext

Du, heute war ein junger Mann hier und wollte dich unbedingt sprechen ...

(Zwischenraum von ein paar Tagen)

Du, der junge Mann, der vor ein paar Tagen hier war und dich unbedingt sprechen wollte, war heute schon wieder hier ...

ein schriftlich konstituierter Großraumtext hingegen der aus den beiden durch ihre jeweiligen Anfänge wiedergegebenen und als Kleinraumtexte fungierenden Zeitungsnachrichten

Bei einem Grubenunglück auf der Schachanlage Gneisenau in Dortmund-Derne sind gestern fünf Bergleute verschüttet worden

und

Die fünf Bergleute, die vorgestern bei einem Grubenunglück auf der Schachanlage Gneisenau in Dortmund-Derne verschüttet worden waren, konnten gestern lebendig geborgen werden ...

bestehende Großraumtext.

Betrachten wir auch diese Texte unter textgemeinschaftlichen Gesichtspunkten, so stellen wir fest, daß ihre Konstituierung prinzipiell den gleichen textgemeinschaftlichen Bedingungen unterliegt wie die der Kleinraumtexte. Das bedeutet, daß die Anfangssätze des jeweiligen subsequentialen Kleinraumtextes, nämlich die Sätze *Du, der junge Mann, der vor ein paar Tagen hier war und dich unbedingt sprechen wollte, war heute schon wieder hier* bzw. *Die fünf Bergleute, die vorgestern bei einem Grubenunglück auf der Schachanlage Gneisenau in Dortmund-Derne verschüttet worden waren, konnten gestern lebendig geborgen werden*, nur möglich sind unter der Voraussetzung, daß der Rezipient bzw. die Rezipientenschaft dieser Sätze bzw. der durch sie eingeleiteten Kleinraumtexte zugleich auch, nicht anders als deren Produzent, die Anfangssätze der betreffenden initialen Kleinraumtexte bzw. diese selber rezipiert hat²⁰ und auf diese

²⁰ Die Behauptung, die als Anfangssätze subsequentialer Kleinraumtexte vorgeführten Sätze seien nur unter der Voraussetzung, daß ihr Rezipient bzw. ihre

Weise zusammen mit dem Produzenten eine großraumtext-koextensive Gemeinschaft bildet. Eine solche Gemeinschaft zwischen Produzent und Rezipient bzw. Rezipientenschaft besteht selbst dann, wenn der Produzent des bzw. eines subsequentialen Kleinraumtextes, wie es z. B. im Falle des vorgeführten schriftlich konstituierten Großraumtextes durchaus möglich ist, nicht identisch ist mit dem Produzenten des initialen Kleinraumtextes; denn das Kriterium für die Zugehörigkeit zu ein und derselben Textgemeinschaft ist nicht so sehr eine auf den Produzenten als vielmehr eine auf den Rezipienten bzw. die Rezipientenschaft eines Textes bezogene Kontinuität, und eine solche wäre, für den betreffenden Großraumtext, auch in diesem Falle gegeben. Wäre eine solche Kontinuität hingegen nicht gegeben oder könnte sie, aus der Sicht der Produzenten, nicht vorausgesetzt werden, d. h. hätte derjenige, der z. B. den durch den Satz *Die fünf Bergleute, die vorgestern bei einem Grubenunglück auf der Schachtanlage Gneisenau in Dortmund-Derne verschüttet worden waren, konnten gestern lebendig geborgen werden* eingeleiteten subsequentialen Kleinraumtext bzw. ein inhaltliches Äquivalent desselben produzieren will, keine Kenntnis von dem durch den Satz *Bei einem Grubenunglück auf der Schachtanlage Gneisenau in Dortmund-Derne sind gestern fünf Bergleute verschüttet worden* eingeleiteten initialen Kleinraumtext oder müßte er annehmen, seine Rezipienten hätten sie nicht, so müßte er im Rahmen jenes Kleinraumtextes an Stelle des Ausdrucks *die fünf Bergleute* den Ausdruck *fünf Bergleute*

Rezipientenschaft auch die Anfangssätze der betreffenden initialen Kleinraumtexte rezipiert hätten, möglich, impliziert nicht auch, daß sie nur unter dieser Voraussetzung verständlich wären — denn das ist, zumindest in einem gewissen Sinne, offensichtlich nicht der Fall —, sie impliziert jedoch so viel, daß sie besagt, daß die genannten Sätze jene Voraussetzung implizieren und ohne eine Erfüllung dieser Voraussetzung als sprachlich inadäquat empfunden würden. Freilich muß der Vorgängersatz des ersteren jener beiden Nachfolgersätze nicht unbedingt gelautet haben: *Du, heute war ein junger Mann hier und wollte dich unbedingt sprechen*, er kann, und zwar unter bestimmten Bedingungen, nämlich dann, wenn der Adressat des Satzes zu dem Zeitpunkt, zu dem der junge Mann ihn sprechen wollte, anwesend war, den jungen Mann jedoch nicht empfangen hat, auch *Du da ist ein junger Mann, der will dich unbedingt sprechen* gelautet haben, und im Falle eines Nachfolgersatzes wie *Du, der junge Mann, der gestern hier war und sich mit dir über Grammatikprobleme unterhalten hat, war heute schon wieder da* kann die Stelle jenes — expliziten — Vorgängersatzes sogar durch ein — für Produzent und Rezipient des Nachfolgersatzes gemeinsames, d. h. gemeinsam von ihnen rezipiertes — erlebnishaftes Informationsäquivalent eingenommen worden sein. Dies wiederum aber bedeutet nichts anderes, als daß auch solchen Informationsäquivalenten im Rahmen einer textorientierten Sprachwissenschaft auf angemessene Weise Rechnung zu tragen ist.

verwenden. Das freilich hätte dann zur Folge, daß der betreffende Kleinraumtext trotz des Vorangehens des soeben erwähnten initialen Kleinraumtextes, wie dieser, ein initialer und kein subsequentialer wäre.

Die Tatsache, daß die Existenz von Textgemeinschaften, wie dargelegt, eine notwendige Bedingung für die Konstitution²¹ von Texten, mündlichen wie schriftlichen und Kleinraum- wie Großraumtexten, ist, ist von allgemeiner Gültigkeit, d. h. unabhängig von der Gliederung der Menschheit in Sprach- oder Grammatikgemeinschaften und unabhängig auch von der mit dieser Gliederung zusammenhängenden Gliederung der Sprache in Einzelsprachen bzw. der allgemeinen Grammatik in Einzelgrammatiken. Sie bestünde folglich auch dann, wenn es diese Gliederungen nicht gäbe, also alle Menschen ein und dieselbe Sprache sprächen bzw. ein und dieselbe Grammatik hätten. Das bedeutet, daß die Phänomene der Grammatikgemeinschaft und der Textgemeinschaft in ihrer Rolle als Bedingungen für die Konstitution ihrer sprachlichen Bezugsphänomene, Grammatik bzw. Text, unterschiedliche Funktionen ausüben, die Grammatikgemeinschaft die Funktion, Oberflächenstrukturen, die Textgemeinschaft die Funktion, Tiefenstrukturen zu bedingen. Denn die textkonstitutionellen Oberflächenstrukturen sind, nicht anders als die Oberflächenstrukturen der Grammatiken, durch die Existenz der Grammatikgemeinschaften bedingt. Es ist dies eine Tatsache, die, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Textkonstitution letztlich — wie zu Anfang dieses Vortrages betont — die Applikation der Grammatik ist, nicht überraschen dürfte. Aber muß nicht, wenn die Oberflächenstrukturen der Texte durch dasselbe Phänomen bedingt sind wie die Oberflächenstrukturen der Grammatiken, nämlich die Existenz verschiedener Grammatikgemeinschaften, entsprechend auch die Tiefenstruktur der Texte durch dasselbe Phänomen bedingt sein wie die Tiefenstruktur der Grammatiken, nämlich die Struktur sowie die Bedürfnisse des menschlichen Geistes? Es ist dies eine Frage, die wohl kaum anders als mit Ja beantwortet werden kann. Auch die Tiefenstruktur eines Textes ist schließlich, über die Tiefenstruktur der ihm zugrunde liegenden Grammatik, bedingt durch die Struktur des menschlichen Geistes. Das wiederum schließt jedoch nicht aus, daß sie

²¹ Es handelt sich hier selbstverständlich um den sachbezogenen Konstitutionsbegriff von Anm. 16, nicht um den begriffsbezogenen von Anm. 5.

zugleich auch noch durch die Existenz einer Textgemeinschaft bedingt ist. Denn während die Struktur des menschlichen Geistes, als die Bedingung der der Tiefenstruktur eines Textes zugrunde liegenden Tiefenstruktur der Grammatik, eine gleichsam indirekte Bedingung der Tiefenstruktur dieses Textes ist, ist die Existenz einer Textgemeinschaft, als die Bedingung der zur Textkonstitution führenden Applikation der Tiefenstruktur der Grammatik, nichts anderes als die direkte Bedingung der Tiefenstruktur dieses Textes.

Soziologisches im Kernbereich der Linguistik

Skizze einer Texttheorie

Von Hans Glinz

Vorbemerkung:

Ich wurde zuerst gebeten, über das Thema „Sprachbarrieren“ zu sprechen, zu dem ich an der Germanistentagung Berlin 1968 beiläufig einiges gesagt hatte. Da aber dieses Thema für gehörige Ausführung viele Sonderstudien gefordert hätte, die ich mir in der gegebenen Situation nicht leisten konnte, bat ich um ein Thema aus meiner unmittelbaren Arbeit und schlug vor „Textverständnis als sprachsoziologisches Problem“. Dieses Thema seinerseits erwies sich bei der Ausarbeitung und durch die Entwicklungen der Zwischenzeit (z. B. den Orientierungskurs für germanistische Linguistik in Mannheim, März 1970) als zu eng, und so kam ich zu der jetzigen Fassung. Ich gebe den Gedankengang in der skizzenhaften Form, in der ich ihn auch an der Tagung vortrug.

Für Mithilfe bei der Ausarbeitung danke ich meinem Assistenten Dr. Klaus Brinker.

1. Die *Sprache selbst* ist kein nur individuelles, sondern ebenso ein soziales Phänomen; so sind bei der *Konstitution* von Sprache überhaupt („phylogenetisch“) wie bei der *Erlernung* schon vorhandener Sprache („ontogenetisch“) soziale Momente maßgeblich beteiligt, und schon das einfache *Verstehen* sprachlicher Gebilde bei der Kommunikation kann nur richtig gefaßt werden, wenn man die sozialen Faktoren (im weitesten Sinn) gebührend einbezieht, d. h. immer auch *soziologisch* arbeitet.

2. Zur Klärung ist es nützlich, die Begriffe „Idiolekt — Soziolekt — Sprache“ in folgender Fassung zu verwenden:

Idiolekt = Sprachbesitz und Sprachhandeln eines Einzelnen, mit allen dabei auftretenden „Unregelmäßigkeiten“ und Einmaligkeiten; der Idiolekt ist einerseits bedingt von den Soziolekten und der Sprache (den Sprachen), in die der betr. Mensch hineingestellt ist oder in die er sich bewußt hin-

einstellt, und andererseits von der gesamten persönlich-geistigen Entwicklung, von der äußeren und inneren Biographie des betr. Menschen. Am Idiolekt ist *Kompetenz* (Langue-Anteil; die Fähigkeit, sprachliche Akte zu vollbringen) und *Performanz* (Parole; die sprachlichen Akte selbst) zu unterscheiden.

Soziolekt = Deckungsbereich so und so vieler Idiolekte (d. h. so und so vieler Kompetenzen), parallel zu Gruppenzugehörigkeit der betr. Individuen; dabei besteht Wechselwirkung: Gruppenzugehörigkeit schafft sprachliche Übereinstimmung, und Sprachliches dokumentiert und verstärkt die Gruppenzugehörigkeit.

Sozusagen jedes Individuum hat an mehreren Soziolekten Anteil.

Dialekte lassen sich fassen als „auf primär geographisch bedingter Gruppenbildung beruhende Soziolekte“.

Sprache = Deckungsbereich so und so vieler Soziolekte (und Dialekte), und zugleich das am deutlichsten ausgearbeitete Bezugssystem, von dem aus man Soziolekte (und Dialekte) einordnet und als *einer* Sprache zugehörig versteht, also auch das Bezugssystem, an dem jeder Teilhaber seinen Idiolekt orientiert (oder orientieren sollte).

Das Bezugssystem „Sprache“ ist deshalb klarer ausgearbeitet, konsequenter (wenn auch keineswegs völlig konsequent) durchorganisiert, weil hier am meisten *bewußte* Pflege getrieben wird (Schulen, Grammatiken usw.).

Die ganze Begriffsbildung gilt für die modernen Kultursprachen in Ländern mit einem entwickelten allgemeinen Schulsystem; für genauere Rechenschaft vgl. den Band „Linguistische Grundbegriffe und Methodenüberblick“ in der Reihe „Studienbücher zur Linguistik und Literaturwissenschaft“, hrsg. von H. Glinz, H. Sitta, K. Brinker, J. Klein, 1970; für das Grundsätzliche vgl. auch Glinz, Logisches, Vor-Logisches und Außer-Logisches in der Sprache, Sammelband mit den Vorträgen der Germanistentagung Berlin 1968, Heidelberg 1970, S. 135—156.

3. Damit steht der Linguist vor folgender Situation:

Beobachtbar, d. h. als Analysegegenstand direkt verfügbar, sind in erster Linie die *sprachlichen Gebilde*, am bequemsten die geschriebenen, mit etwas mehr Mühe die gesprochenen (auf Band aufgenommenen); schon schwieriger zu beobachten (da sofort wieder vorbei) sind die *Akte der Produktion* sprachlicher Gebilde selbst, und noch schwieriger (außer in Selbstbeobachtung) die *Akte des Verstehens* solcher Gebilde. Beobachtbar ist also insgesamt die *Performanz*, die zum *Idiolekt* gehört und *grundsätzlich individuell* ist.

Gesucht ist aber nicht diese Performanz als solche, sondern die ihr zugrunde liegende, sie ermöglichende *Kompetenz*, und gesucht sind

vor allem die *Deckungsbereiche* solcher Kompetenzen (also die *Soziolekte*) und das allen *gemeinsame Bezugssystem* (also die betr. *Sprache*), und zwar jeweils die Struktur und das Inventar an Einzelzeichen.

Damit ist auch klar, inwiefern die *elementare Arbeit* des Linguisten eine *soziologische Komponente* enthält und warum *soziologisch orientierte Methoden* (systematischer Einbezug von Informanten-Reaktionen zwecks Gewinnung der nötigen Objektivität = Intersubjektivität) unerlässlich sind.

An dieser Stelle konnte ich Bezug nehmen auf die Diskussion über Schülerfehler, die sich an das Referat von Siegfried Jäger anschloß, und die verschiedenen dabei sichtbar gewordenen Einstufungen ein und desselben Fehlers durch verschiedene Bearbeiter.

Ferner legte ich ein Testblatt vor, mit dem wir im Winter 1969/70 in Aachen gearbeitet hatten und das die Verschiedenheit verschiedener Idiolekte in bezug auf die semantischen Verknüpfungen zwischen stammverwandten Wörtern zeigen sollte. Es entspann sich eine recht lebhaft diskussion, in der auch Mißverständnisse nicht fehlten, und insgesamt mußte ich mir nachher sagen, daß das Testblatt noch nicht präzise genug gefaßt war und der ganze Versuch an *dieser* Stelle nicht am Platze gewesen war. Ich lasse daher hier diese ganzen Erörterungen weg.

4. In diesem Rahmen kommen wir nun zum engeren Thema: *Textverstehen, Wirkung von Texten*, und die sozialen (soziologisch zu betrachtenden) Momente dabei. Zunächst ist etwas zum *Textbegriff* zu sagen. Als „Text“ wird oft jedes sprachliche Gebilde betrachtet, wenn es nur aufbewahrt ist (geschrieben oder mechanisch aufgenommen), ja gelegentlich wird „sprachlicher Akt“ und „sprachliches Gebilde“ gar nicht unterschieden, sondern als „Parole“ zusammengenommen (so bei Martinet). Demgegenüber verwenden wir in Aachen einen *intentional-soziologischen Textbegriff*:

Text = ein von seinem Hersteller mit der *Intention identischen Festhaltens* geschaffenes sprachliches Gebilde — festgehalten zwecks *gleichartiger späterer Wirkung*, in aller Regel nicht nur auf *einen* Partner, sondern auf eine Mehrzahl, ja eine Vielzahl von Partnern.

Bevorzugtes Mittel für solches identisches Festhalten ist seit ihrer Erfindung bis heute die *Schrift*. Sie ist aber keineswegs das *einzige* Mittel; jeder Literaturhistoriker, Religionshistoriker und Ethnologe weiß, in welchem Umfang früher Texte *mündlich* tradiert, d. h. im

Gedächtnis ausgewählter Sprachteilhaber aufbewahrt wurden (Sprüche, Verhaltensregeln, Rituale, ganze fiktionale Texte); die verschiedenen Grade des „*identisch* Festhaltens“, die sich dabei ergaben, sind eines der Grundprobleme aller Erforschung früher Literaturen und ungeschriebener Literaturen überhaupt.

Zur soziologischen Relevanz dieses Textbegriffs: Das Konstitutive ist der *Abstand* (mindestens der *mögliche* Abstand) zwischen der *Produktion* des sprachlichen Gebildes und seiner *Rezeption*. Dieser Abstand ist bei mündlicher Rede per definitionem gleich Null, weil mündliche Rede im gleichen Augenblick produziert und rezipiert wird und die Rezeption meist schon einsetzt, wenn die Produktion noch längst nicht zu Ende ist, sondern kaum begonnen hat (sobald das zu rezipierende Gebilde mehr als einige wenige Wörter umfaßt). Damit hat der Hörend-Rezipierende besondere Möglichkeiten der Beurteilung, weil er die *Entstehung* des Gebildes unmittelbar vor Augen und Ohren hat, und entsprechend kann eine Rückkopplung auf den Produzierenden hin wirksam werden.

Diese Möglichkeiten der unmittelbaren Beurteilung und der Rückkopplung *fehlen* bei der Rezeption von *Texten*. Der Abstand des Text-Produzierenden vom Text-Aufnehmenden gibt dem Produzierenden einen großen Vorteil: er ermöglicht ihm eine Vorausberechnung der Wirkungen, ggf. ein vorheriges Erproben, und damit u. U. eine sehr viel *stärkere Wirkung* auf den Rezipierenden. Der Aufnehmende seinerseits hat einen entsprechenden Vorteil (nämlich das Verweilen-Können und kritische Überprüfen-Können) nur beim *geschriebenen* Text, den er vor sich liegen hat und selber liest (in seinem eigenen Tempo — Didaktik des Lesens!). Er hat diesen Vorteil schon weniger, wenn er nur mitliest (wenn ein anderer vorliest und das Tempo bestimmt) oder wenn ihm der geschriebene Text nur kurze Zeit vor Augen steht (Fernsehen, Film), und er hat ihn gar nicht, wenn der Text raffiniert vorbereitet, dabei meist auch (mehrmals) geschrieben, aber dann wieder als mündliche Rede dargeboten wird. Gerade durch Texte solcher Art (Fernsehen!) erfolgen aber je länger je mehr nicht nur wichtige ästhetische, sondern vor allem *wirtschaftliche* und *politische*, meinungsbildende und meinungssteuernde Wirkungen auf die Sprachteilhaber. Hier eine *Einsicht in die Wirkungsmechanismen* zu ermöglichen, wird daher zu einer wichtigen Aufgabe der Linguistik (und des linguistisch fundierten *Sprachunterrichts*).

5. In diesem Zusammenhang zeigt sich die Notwendigkeit einer *allgemeinen Text-Typologie*, die von den verschiedenen *Rollen* der Hersteller und der Benutzer von Texten ausgeht und die verschiedenen *Intentionen* und *Erwartungen* der Hersteller und Benutzer in den Mittelpunkt stellt. Eine solche Typologie kann im Umriß folgendermaßen aussehen (Termini nur als erste Vorschläge zu betrachten, nicht als Definitionen; Beispiele nur stellvertretend, nicht vollständig):

- | | |
|--|--|
| I „Bindend“. Die Befolgung des im Text Festgelegten kann auf dem Rechtsweg erzwungen werden; für die Gültigkeit sind besondere Formalitäten vorgeschrieben (Unterschriften, Ratifikation usw.) | |
| I A. Hersteller und Benutzer sind identisch (= gleichermaßen an der Gestaltung des Textes beteiligt oder an der Auswahl vorgefertigter Texte)
kein besonderer Hersteller-Vorteil insgesamt, ggf. Vorteil des gewandteren Mit-Herstellers | <i>Vereinbarung
Vertrag</i> |
| I B. Der Hersteller steht den Benutzern gegenüber (auch wenn er von den Benutzern eingesetzt und autorisiert ist), z. B. als gesetzgebende Behörde
möglicher Herstellervorteil: Sicherung der eigenen sozialen Stellung
mögliche Benutzer-Intention: Teilhaben an einer Ordnung, auf die man sich verlassen kann | <i>Gesetz
Erlaß
Befehl</i> |
| II „Führend“. Die Benutzer sollen zu einem <i>Verhalten</i> geführt werden, über das Gehört-haben, Gelesen-haben, Verstanden-haben hinaus; es stehen aber <i>keine</i> Zwangsmittel (rechtlicher Art) zur Verfügung | |
| II A. Die Benutzer (Adressaten) stehen machtmäßig über dem Hersteller; der Hersteller erkennt und anerkennt diese Situation, er erstrebt offen einen Vorteil
Herstellervorteil: Eintreffen des Erbetenen
Benutzer-Intention: keine besondere (der Bittende wird ja aktiv!) | <i>Bitte
Verteidigungsrede
(vor Gericht)</i> |
| II B. Hersteller und Benutzer stehen machtmäßig auf gleicher Stufe; die Benutzer sollen zu einem Verhalten geführt werden, das dem Hersteller einen Vorteil (materiell oder ideell) bietet
Herstellervorteil: Einfluß, Beliebtheit; materielle Vorteile durch entsprechendes Handeln der Benutzer (z. B. Kaufen des angebotenen Gegenstandes)
mögliche Benutzerintention: sich informieren über Möglichkeiten und Alternativen | <i>Werbetexte
politische Rede</i> |
| II C. Der Hersteller hat den Benutzern ein Wissen/Können voraus, und die Benutzer sollen durch den Text befähigt werden, sich solches Wissen/Können auch anzueignen | <i>Lehr- und
Anleitungsbücher</i> |

Herstellervorteil: Verkauf der Texte; Belohnung durch die Benutzer (oder deren Vertreter), z. B. für Schulbücher, Lehrbücher
 Benutzer-Intention: etwas lernen, Fähigkeiten erwerben

III „Speichernd“. Irgendeine Information soll gespeichert und damit dauernd verfügbar gemacht werden; eine besondere *Wirkungsabsicht* der Hersteller liegt nicht vor (bzw. *noch* nicht vor)

III A. Reine Daten, ohne personale Qualitäten und Ansprüche; Verhältnis von Hersteller und Benutzer beliebig, irrelevant;

Notizzettel
Verzeichnis
Telefonbuch

Unterschied gegenüber II C: es sind keine Lernvorgänge im Benutzer intendiert; die betr. Fähigkeiten bei den Benutzern sind schon vorausgesetzt
 Herstellervorteil (wenn Hersteller nicht mit dem Benutzer identisch): Verkauf der Texte
 Benutzer-Intention: Information nachschlagen (damit man sie nicht auswendig wissen muß)

III B. Erlebtes, Gefühle, Gedanken, Beurteilungen sollen festgehalten werden, ohne (meistens: *noch* ohne) direkten Mitteilungszweck

Tagebuch
Skizze
Entwurf

kein besonderer Herstellervorteil, da Hersteller und Benutzer identisch;
 Benutzer-Intention: sich wieder vergegenwärtigen, was man früher erlebt, gedacht, entworfen hat

IV „Mitteilend, nicht öffentlich“. Irgendeine Information soll mitgeteilt werden, und zwar an *persönlich Angesprochene* oder an *durch eine Institution verbundene* Benutzer (Adressaten), ohne besondere Absicht der Bitte (wie II A), der Werbung (wie II B), der Belehrung i. e. S. (wie II C)

IV A. Information *ohne* personale Qualität und personalen Anspruch; Hersteller und Benutzer stehen sich neutral gegenüber (auch wenn sie faktisch sozial über- oder untergeordnet sind)

Rapport
Exposé

Herstellervorteil: in der Regel kein besonderer, da die Herstellung solcher Texte zu den allgemeinen Berufspflichten gehört, für die die Hersteller global bezahlt werden

Benutzer-Intention: sich informieren, kontrollieren, was gemacht worden ist

IV B. Information *mit* personaler Qualität und personalem Anspruch: Erlebtes, Gefühle, Gedanken, Beurteilungen sollen nicht nur *festgehalten* werden (wie in III B), sondern *mitgeteilt*; der Benutzer (Adressat) wird als personaler Partner gesehen;

Brief
Karte

ein Grenzfall dieses Typs: die Mitteilung als reine Kontakt-Bestätigung (die Ansichtskarte aus dem Urlaub mit „viele Grüße“)

Herstellervorteil: meist kein besonderer, da Hersteller und Benutzer personal verbunden

Benutzer-Intention: Anteil nehmen am Erleben und Denken des Herstellers

- V „Öffentlich darstellend“. Irgendeine Information wird nicht nur (einem oder mehreren) personal oder durch Institution verbundenen Benutzern (Adressaten) mitgeteilt, sondern *beliebigen Benutzern zu beliebigem Gebrauch* angeboten

- V A. Der Hersteller erhebt Anspruch auf „Wirklichkeits-Konformität“, auf Faktizität; er gibt Rechenschaft von faktisch Geschehenem, nachweisbar Vorhandenem, das durch entsprechende Mittel verifizierbar oder falsifizierbar ist; auch die Beurteilung des Mitgeteilten/Dargestellten durch die Benutzer steht unter diesem Anspruch der Überprüfbarkeit

Herstellervorteil: Verkauf der Texte

Benutzer-Intention: sich informieren, etwas verstehen (insofern ähnlich wie bei II C, aber es fehlt die Absicht, sich eine *dauernde* Fähigkeit zu verschaffen; die Information kann wieder „abgelegt“ werden, wieder vergessen werden; es wird nicht im eigentlichen Sinn „gelernt“)

- V B. Der Hersteller (der Text) erhebt keinen *wirklichen* Anspruch auf Faktizität des Mitgeteilten/Dargestellten; der Text wird rein zum Zweck des „inneren Nachvollzugs“ angeboten (*nicht* zur Gewinnung von Faktenkenntnis), und zwar zum intellektuellen wie zum rein emotionalen Nachvollzug

Herstellervorteil ideell (nicht immer erstrebt): persönlicher Ausdruck über den privaten Kreis hinaus, öffentliche Anerkennung

Herstellervorteil materiell: Verkauf der Texte

Benutzer-Intention: in erster Linie personale Bewegtheit und Erweiterung, verbunden mit emotionaler Spannung und Entspannung (das soll das Ästhetische einschließen)

Nachricht

Sachbuch

Monographie

Roman

Novelle

Drama

Lyrik

Anmerkungen: Es handelt sich überall um Idealtypen; das Kennzeichnende eines Textes oder einer ganzen Gattung kann auch in einem bestimmten *Mischungsverhältnis* dieser Idealtypen liegen; ferner können die Benutzer einen Text anders benutzen, als es von den Herstellern vorgesehen ist (man kann ein Sachbuch wie einen Roman

lesen, aus einem Roman Sachliches lernen; eine politisch-diplomatische Schrift, die seinerzeit ihren Autor bei der Bevölkerung eines großen von ihm beherrschten Reiches in günstigem Licht zeigen sollte, nämlich Cäsars *Commentarii de bello Gallico*, wird zur Einführung Vierzehnjähriger in den lateinischen Stil benutzt).

Zur *Forschungslage* ist zu bemerken, daß wir hier bewußt *nicht*, wie es heute oft versucht wird, von *intern sprachlichen* Kriterien ausgehen (z. B. Erscheinungen der Morphosyntax, Worthäufigkeit usw.), sondern von soziologischen Kriterien, nämlich den *Rollen* und *Rollen-Erwartungen* der Texthersteller und Textbenutzer. Das ganze Modell ist denn auch nicht als ein Axiomensystem, sondern als ein Komplex von Arbeitshypothesen zu verstehen und zu benutzen.

6. Konsequenzen aus dem in 4 und 5 Dargestellten: für ein wissenschaftlich gesichertes Textverständnis ist es unerläßlich, die Reaktionen einer Mehrzahl von Lesern einzubeziehen. Für alle älteren Werke entsteht dabei das Problem, daß die heutigen Leser den „Original-Lesern“, denen das Werk vom Autor angeboten wurde, nicht mehr in allen Punkten entsprechen. Dabei sind die linguistischen Begriffe der „Synchronie“, der „indirekten Synchronie“ und der „Diachronie“ sinngemäß anzuwenden (vgl. dazu auch H. R. Jauss, *Literaturgeschichte als Provokation der Literaturwissenschaft*, 1969). Für die *Aufgabe* der Sprach- und Literaturwissenschaft für die Gesellschaft ist es aber sogar wichtiger, die Wirkung fiktionaler Texte (auch ggf. jahrtausendalter) auf die *heutigen* Benutzer zu untersuchen, als daß man sich auf einen streng historischen Standpunkt stellt und sich nur auf das „originale Verständnis“ der Texte, auf den damaligen „Innovationswert“ beschränkt.

Für die Praxis des Vorgehens (deren Demonstration nach der ursprünglichen Absicht des Vortrags die Hauptsache sein sollte) kann verwiesen werden auf den Aufsatz „Methoden zur Objektivierung des Verstehens von Texten, gezeigt an Kafka, „Kinder auf der Landstraße““ im „Jahrbuch für Internationale Germanistik“ 1, 1, 1969, S. 75—107, sowie auf kommende Bände der Reihe „Studienbücher zur Linguistik und Literaturwissenschaft“. Eine erste Demonstration findet sich schon in „Textanalyse als Vereinigung von Sprachwissenschaft, Literaturwissenschaft und Sprachdidaktik“ in „Germanistik in Forschung und Lehre“ (Vorträge der Germanistentagung 1964, hrsg. von H. Moser), S. 209—219.

Schlußbemerkung über das Verhältnis des hier gezeigten Angangs zur generativen Transformationsgrammatik und zu den Versuchen einer Formalisierung überhaupt

Die TG stellt die hier diskutierten Probleme resolut zurück, indem z. B. Chomsky sich auf die Kompetenz des „Ideal speaker“ bezieht und sich so jede Diskussion der wirklichen Verhältnisse von Idiolekten, Soziolekten und Sprache sparen kann. Das läßt sich auch durchaus praktizieren, solange man im zentralen Bereich der grammatischen Phänomene bleibt und sich bei Semantik-Diskussionen nur auf einige Dutzend einigermaßen klar definierbare Wortinhalte oder semantische Werte (z. B. „Junggeselle“) bezieht. Es ist aber leicht einzusehen, daß eine zureichende empirische Behandlung der Phänomene, auf ihrer ganzen Breite, nach den hier gezeigten Forderungen, erst einmal die nötigen *Voraussetzungen* schaffen muß, damit eine Formalisierung überhaupt richtig angesetzt werden kann; mit einem Schlagwort gesagt: elementare „Soziolinguistik“ muß der „algebraischen Linguistik“ nicht folgen, sondern ihr zuerst einmal vorausgehen und sie dann stets begleiten. Es wäre sehr bedauerlich, wenn die Konstitution einer eigenen „Soziolinguistik“ zum Alibi würde, das den Eindruck erweckt, in der „eigentlichen Linguistik“ oder „gewöhnlichen Linguistik“ könne man sich das Eingehen auf die soziologische Problematik bei aller Zeichenschaffung und allem Zeichengebrauch sparen und direkt auf den „logischen“ Kern der verwendeten Regularitäten, Strukturen und Einzelzeichen gehen. Im Gegenteil, das zu erstrebende Zusammenrücken von Linguistik und Literaturwissenschaft auf dem gemeinsamen Feld „Textwissenschaft“ verlangt, daß auch im Kern der Linguistik, in der Grammatik und in der Zeichentheorie überhaupt, der Aspekt des *Nicht-Organischen*, *Nicht-Geschlossenen*, nur durch (stets unvollkommenes) *Zusammenwirken verschiedener Teilhaber* Konstituierten — kurz: des primär soziologisch, nicht system-immanent zu Fassenden gebührend berücksichtigt wird.

Typen sprachlicher Ökonomie im heutigen Deutsch

Von Hugo Moser

„L'évolution linguistique peut être conçue comme régie par l'antonomie permanente entre les besoins communicatifs de l'homme et sa tendance à réduire au minimum son activité mentale et physique.“¹ In diesem Satz Martinets liegt eine Einseitigkeit, die sich schon bei früheren Forschern wie Jespersen² findet; diese Auffassung ist allerdings nicht unwidersprochen geblieben.

Eine Einseitigkeit sieht Martinet selbst: Die sprachliche Tätigkeit kann ein Spiel sein, wobei er an „zweckloses“ Schwatzen denkt. Man muß diesen Gesichtspunkt aber tiefer fassen, an den *homo ludens* als wichtigen Gestalter der Sprache denken, also vor allem auch künstlerisch geformte Sprache ins Auge fassen. Martinets Bemerkung ist zu einseitig abgestellt auf den *homo faber*, anders gesagt auf die Gebrauchssprache.

Aber nicht nur der *homo ludens* kommt bei Martinet zu kurz, sondern auch der *homo cogitans*. Martinets Definition trägt der ordnenden und besonders der abstraktiven Neigung des denkenden und sprechenden Menschen zu wenig Rechnung: seinem Streben nach Klarheit und Deutlichkeit wie auch seinem Streben nach abstraktiver Ordnung. Dieses Streben wirkt sich oft gegen die Neigung zur Bequemlichkeit, zu Kraftersparnis aus.³ Hier liegt eine gewisse Polarität vor, wobei die beiden Strebungen aber oft zum gleichen Ergebnis führen können. Vor allem aber ist für die sprachliche Entwicklung entscheidend der

¹ André Martinet, *Eléments de linguistique générale*, 1960, p. 182.

² Vgl. O. Jespersen, *Die Sprache. Ihre Natur, Entwicklung und Entstehung*, 1925, S. 245 f.

³ Vgl. W. H. A. Koenraads, *Studien über sprachökonomische Entwicklungen im Deutschen*, Diss. Amsterdam 1953, S. 39. — Koenraads bezieht sich hier auf Jespersen, von der Gabelentz und Havers.

homo novarum rerum cupidus, der Neuerungen erstrebende Mensch. Jeder Mensch, jede menschliche Gruppe, jede Generation ahmt ja nicht nur nach, folgt nicht nur dem Anpassungstrieb, sondern will auch anders sein, auch anders sprechen und schreiben als die Mitmenschen, als andere Gruppen, vor allem als die vorausgehende Generation. In dem Bestreben jeder Generation, sich von der vorhergehenden zu unterscheiden, in der Neigung des Menschen zum Neuen, zum Fortschritt, liegt eine primäre Triebkraft aller menschlichen Entwicklung, auch der sprachlichen.

Dazu kommt die Neigung, Neues mit möglichst wenig Kraftaufwand zu verwirklichen, auch im sprachlichen Bereich: hierzu gehört auch, daß man vom Vorhandenen, hier also von dem bestehenden sprachlichen Zeichenvorrat, ausgeht, und es weiter entwickelt. Dabei ist die Richtung meist durch das Vorgegebene schon bestimmt.

Anstöße, dieser Neigung zu folgen, kommen aus der inneren Anlage des Menschen selbst wie von außen.

Von innen: hier ist zu denken an den natürlichen schöpferischen Drang des Menschen als solchen wie an das natürliche agonale Streben des Menschen. Der Agon, der Wettbewerb, spielt auch bei der sprachlichen Entwicklung eine entscheidende Rolle, der Agon mit der vorausgehenden Generation wie mit andern Mitgliedern der Sprachgruppe. Dazu kommen die sich ständig erneuernden Bedürfnisse der Kommunikation.

Anstöße von außen: hier handelt es sich um den Vergleich mit der Leistung, auch der sprachlichen, anderer Menschen, anderer Gruppen, der vorausgehenden Generation, vor allem aber auch wieder um die Bedürfnisse der Kommunikation, soweit diese vom Partner ausgehen. Im einzelnen sind bei Normveränderungen psychische Kräfte wirksam, die z. T. entgegengesetzter Art sind, was den Vorgängen einen dialektischen Charakter verleiht: die Neigung zur Systematisierung einerseits, zur Differenzierung andererseits, zur Verdeutlichung wie zu inhaltlicher Reduzierung und zu inhaltlicher Bereicherung.

Auf diesem Hintergrund sind die folgenden Überlegungen zu dem Phänomen der sprachlichen Ökonomie zu sehen. Wir lösen es heraus aus einem Komplex von Strebungen, und wir beschränken uns im ganzen bewußt auf die deutsche Standardsprache, und zwar auf die Gebrauchssprache. Der Gesichtspunkt der sprachlichen Ökonomie spielt an sich auch bei künstlerischen Formen der Sprache eine Rolle; diese müssen hier beiseite bleiben.

Merkwürdigerweise hat man der Erscheinung der sprachlichen Ökonomie verhältnismäßig wenig Aufmerksamkeit geschenkt, weder im allgemeinen noch mit Bezug auf die Anwendung auf einzelne Sprachen, auch nicht auf das Deutsche. A. Martinet widmet dem Phänomen in dem genannten Werk einige Seiten.⁴ Ausführlicher geht O. Jespersen darauf ein⁵, ebenso wie Havers und W. Horn.⁶ Horn hat vor allem darauf hingewiesen, daß Wertlosigkeit und Unbetontheit Voraussetzungen für volle Funktionslosigkeit seien, die dann zum Zurücktreten gewisser Formen führen. Freilich ist der Begriff der Funktion weiter zu fassen, als es Horn tut, nämlich nicht nur lautlich: dann ist die Unbetontheit allerdings keine Bedingung mehr.

Für das Deutsche existiert nur eine einzige spezielle Arbeit, die schon genannte des Niederländers Koenraads. Sie ist (wie das erwähnte Werk Jespersens) historisch angelegt und reicht für das neuere Deutsch bei weitem nicht aus; das zeigt sich etwa schon, wenn Koenraads für den Zeitraum 1900—1950 meint, daß „die Änderungen auf dem Gebiet der Formen- und Satzlehre nur bescheiden“ seien.⁷ Hier sei nun jene Grundtendenz der sprachlichen Entwicklung, die wir mit sprachlicher Ökonomie bezeichnen können, in bewußter Einseitigkeit in den Mittelpunkt gestellt. Dabei ist es notwendig, zu schärfer gefaßten Kategorien zu kommen als bisher. So genügen etwa die von Koenraads angewandten nicht: Vereinfachung, Systematisierung, Kürzung, Verdeutlichung.⁸

Die im folgenden gewählten Beispiele beziehen sich auf Änderungen sprachlicher Normen oder doch auf neue kollektive Sprachgewohnheiten, soweit sich diese von individuellen und okkasionellen Äußerungen unterscheiden lassen; dieses Problem kann hier nicht weiter erörtert werden.⁹ Dabei ergibt sich, daß die Zonen und Fälle der

⁴ A. Martinet [Anm. 1], p. 182—187; deutsche Übertragung „Grundzüge der Allgemeinen Sprachwissenschaft“, 1963, S. 164—168.

⁵ O. Jespersen, *Efficiency in Linguistic Change*, *Historisk-filologiske Meddelelser* XXVII, 4, 1941/42.

⁶ W. Havers, *Handbuch der erklärenden Syntax*, 1931; W. Horn, *Sprachkörper und Sprachfunktion*, 1923.

⁷ Koenraads [Anm. 3], S. 181.

⁸ Ebd., S. 154 und S. 181.

⁹ Ich unterscheide Sprachnorm (im Sinne Coserius bezogen auf verwirklichte und „geltende“ Teile des Systems) von individueller oder okkasioneller Sprachbesonderheit und kollektiver Sprachgewohnheit, die eine Mittelstellung einnimmt (mehr als individueller oder okkasioneller Gebrauch), weniger — im Sinne von noch nicht oder nicht mehr — als geltende Norm; die Grenze ist allerdings schwer zu ziehen. Vgl. Verf., *Sprache — Freiheit oder Lenkung?* In: *Duden-Beiträge* 25, 1967, S. 18 ff.

normhaften Wandlungen, sieht man vom Wortsystem und von Stilnormen ab, verhältnismäßig begrenzt sind. Sie finden sich allerdings in allen Bereichen des Systems: bei der Rechtschreibung, trotz der rigorosen Herrschaft einer von außen gesetzten Norm, wie in der Aussprache, bei der ebenfalls eine von außen gesetzte, wenngleich viel weniger wirksame Norm besteht, im Wortsystem und im Formenbau, obwohl auch hier deutliche Normen, allerdings „gewachsener“ Art, wirksam sind, schließlich auch in der Wortstellung, die im Deutschen einen verhältnismäßig freien Charakter hat.¹⁰

Hier wird der Begriff der sprachlichen Ökonomie sehr weit gefaßt, ähnlich weit wie bei Martinet. Freilich müssen wir ihn für die heutige Erörterung wieder einschränken. Wir verstehen hier unter sprachlicher Ökonomie das Streben bewußter und unbewußter und teilbewußter Art,

- 1.1. sprachliche Mittel einzusparen und dadurch bei der sprachlichen Betätigung den physischen und geistigen Kraftaufwand zu verringern,
- 1.2. diesen auch beim Ausbau der sprachlichen Mittel möglichst klein zu halten,
2. die Leistungsfähigkeit, die Effizienz der sprachlichen Mittel zu erhöhen,
3. die regionalen und sozialen Normverschiedenheiten auszugleichen und dadurch den Kommunikationsbedürfnissen besser gerecht zu werden.

Bei der Weite des Themas sind Begrenzungen nötig. Es werden hier zum Beispiel beiseite gelassen der physikalische Aspekt des Schreib- und Sprechtempos, also der Beschleunigung der Vermittlung sprachlicher Zeichen, der physikalische Aspekt der leichteren Perzeption der Laute durch genauere Artikulation, der physiologisch-psychologische Aspekt der Verdeutlichung der Information und Verbesserung der Kommunikation durch Satzmelodie, Rhythmus, Pausen (auch das Schweigen ist eine Form der Kommunikation als Nachklang zum Gesagten oder als Vorbereitung des Folgenden), Gestik, Mimik beim Sprechen, der physikalisch-funktionale Aspekt der Zeichensetzung beim Schreiben (auch hier wird im übrigen das Problem der Verdeutlichung der Information und Erleichterung der Kommunikation

¹⁰ Genaue Frequenzfeststellungen standen für die im Folgenden gewählten, exemplarisch zu verstehenden Beispiele leider nicht zur Verfügung.

berührt); auch die Problematik einer Optimalsprache bleibt hier ausgeklammert.

Bei den folgenden Überlegungen treten zu dem linguistischen auch kommunikationswissenschaftliche, psychologische und soziologische Gesichtspunkte. Innersprachliche ökonomische Vollzüge sind verschränkt mit extralingualen, vor allem solchen psychologischer und soziologischer Art. Der Gesichtspunkt des unterschiedlichen Sprachverhaltens sozialer Gruppen, das natürlich auch bei der hier ausgewählten Erscheinung eine große Rolle spielt, mußte hier zunächst beiseite bleiben, ebenso auch eine Differenzierung nach Textarten und Stilfragen im Sinne sozialer (nach Grad der Bildung, des Alters usw.) wie individueller Stile.¹¹

Es ergeben sich folgende Haupttypen sprachlicher Ökonomie:

- I. Haupttypus: systembezogene Ökonomie
- II. Haupttypus: informationsbezogene Ökonomie.

Diese beiden Haupttypen sind begrifflich zu trennen, und sie fallen in der Praxis auch nur zum Teil zusammen, ja sie stehen oft im Gegensatz zueinander.

Ganz anderer Art ist der

- III. Haupttypus: Ökonomie mit Bezug auf regionale und soziale Geltung des hochsprachlichen Systems

I. Haupttypus: Systembezogene Ökonomie

1. Untertypus: Einsparung sprachlicher Mittel
2. Untertypus: Gesteigerte Ausnützung der vorhandenen sprachlichen Mittel
3. Untertypus: Ökonomie beim Ausbau der sprachlichen Mittel.

Der erste und zweite Untertypus betreffen primär die Phonomorphie (im Sinne von Glitz), der dritte Untertypus primär die Nomosphäre. Der zweite und dritte Untertypus rücken dadurch enger zusammen, daß bei ihnen das Streben nach größerer Effizienz im Spiel ist. Dieses Streben hat seinen Hauptort beim II. Haupttypus, der informationsbezogenen Ökonomie; hier besteht eine enge Berührung zwischen den Haupttypen I und II.

¹¹ In anderer Terminologie könnte man auch an eine Unterscheidung zwischen ausdrucks- und inhaltsbezogener Ökonomie denken; sie würde sich aber mit der hier gebrauchten nicht ganz decken.

Es ist zu unterscheiden zwischen bewußten, unbewußten und teilbewußten Veränderungen. Bewußter Art sind Veränderungen des Systems, auch solche ökonomischen Charakters, z. B. beim Wortsystem, weithin auch in den Bezirken der Rechtschreibung und Aussprache, in denen von außen gesetzte Normen gelten. Meist unbewußten oder teilbewußten Charakter haben die Veränderungen im Bereich des Satzes.

Nebentypen: Punktuelle und zonenhafte Systemökonomie

Wichtig ist die Erkenntnis, daß systembezogene ökonomische Erscheinungen von punktueller Art sein oder Zonen des Systems betreffen können. Dabei können sprachliche Änderungen punktuell unökonomisch, zonenhaft aber ökonomisch sein und umgekehrt. Wir sprechen von punktueller Systemökonomie und zonenhafter Systemökonomie oder verkürzt von punktueller und zonenhafter Ökonomie.

1. Untertypus: Einsparung sprachlicher Mittel

Gemeint ist das Streben, den physischen und geistigen Kraftaufwand bei der sprachlichen Betätigung zu verringern. Dabei geht es einmal um Fälle der Redundanz, der doppelten oder mehrfachen Kennzeichnung derselben Erscheinung. Es besteht das schon von Horn (s. o.) charakterisierte Streben, funktional Unwichtiges oder Überflüssiges, sprachliche Phänomene, die keine oder keine eigentliche Funktion haben (historisch gesehen in der Regel keine Funktion mehr haben), in allen Bereichen der Sprache zu beseitigen.

Eine besondere Form der Redundanz sind die Doppelformen im orthographischen Bereich, im Wortsystem und in der Morphologie. Die Vorgänge, um die es sich hier handelt, sind systematisierender Art; sprachliche Systematisierung bedeutet gedankliche Ordnung, gedankliche Ökonomie, soweit sie sprachlichen Ausdruck findet. Die Gegenkraft, die wirksam ist, ist die der Differenzierung, die uns später beschäftigen wird.

So ist im Bezirk der Rechtschreibung redundant die Großschreibung der sog. Hauptwörter, da durch flektierte Begleitwörter (Artikel, Pronomen und Adjektiv) die Wortart Substantiv im Deutschen deutlich angezeigt wird (wie unscharf der Begriff „Hauptwort“ ist, braucht nicht ausgeführt zu werden). Die Neigung zur Systematisierung zeigt sich im Bereich der Orthographie auch in den Bestrebungen nach einer einheitlichen Regelung der heute unökonomischen Bezeichnung der Vokalquantität (vgl. z. B. *Tal, Saal, Mahl*).

Die Siebssche Ausspracheregulation war für den Theatersaal berechnet („Bühnenaussprache“), für den sonstigen Gebrauch ist sehr vieles an der Siebsschen Regelung redundant. Dieser Tatsache, die sich im Sprechusus längst ausgewirkt hat, trägt die „gemäßigte Hochlautung“ Rechnung, wie sie in der Neuauflage des „Siebs“ im allgemeinen Teil wie im Wörterbuch zum Ausdruck kommt (nachdem schon Mangold in der Einleitung zum Aussprache-Duden Wichtiges dazu ausgeführt hatte).^{11a} Die „gemäßigte Hochlautung“ trägt der tatsächlich herrschenden bequemerem, „ökonomischeren“ Aussprache Rechnung. So ist die starke Behauchung der stimmlosen Verschlusslaute [p, t, k] aufgegeben, wird die Aussprache des unbetonten *e* vielfach im Sinne der Sprechwirklichkeit reduziert, vgl. [kaofn, handl].¹² Für die Alltagsaussprache charakteristisch ist die noch weitergehende Unterdrückung unbetonter Vokale und Silben, vgl. *ich hab, ich komm, drauf, runter* usw.

Was den Wortschatz angeht, so besteht eine Neigung zur Verkürzung, vgl. *taktieren* statt *taktizieren*.¹³ Vor allem handelt es sich um Kurzwörter, bei denen die Tendenz der Vermeidung von Redundanz am weitesten vorgetrieben ist, z. T. im Hinblick auf den Informationsgehalt gefährlich weit (s. u.). Beispiele: *Kombi* statt *Kombiwagen*, *Ölzweig* statt *Ölbaumzweig*, *Pkw* statt *Personenkraftwagen* (hier handelt es sich um die Einsparung von 5, 4 und 15 Phonemen oder Buchstaben). Auch die gelegentliche Unterdrückung von Präfixen ist zu erwähnen: *die Meidung von Geldstrafen* (statt *Vermeidung*). Wichtig ist, daß unter dem Aspekt der Information nicht jedes kürzere Wort ökonomischer ist (s. u.).¹⁴

Im Bezirk der Flexion geht es vor allem um die Redundanz bei Kasusbezeichnungen. Seit dem frühen Mittelalter ist — ein Prozeß syntagmatischer Art — ein Rückgang der Kasusendungen festzustellen, wofür phonetische wie funktionale Gründe namhaft zu machen sind (Abschwächung der Endungsvokale und Entwicklung eines flek-

^{11a} Das in Halle erschienene, von einem Kollektiv herausgegebene ‚Wörterbuch der deutschen Aussprache‘ (1967) hat die Siebssche Regelung ganz aufgegeben.

¹² Vgl. Siebs, *Deutsche Aussprache. Reine und gemäßigte Hochlautung mit Aussprachewörterbuch*, hrsg. von H. de Boor, H. Moser und Chr. Winkler, 191969, bes. S. 1 ff., 61 ff., 108 ff.

¹³ Vgl. W. Betz, *Möglichkeiten und Grenzen der Sprachkritik*, in: *Sprache im technischen Zeitalter* 25, 1968, S. 13 f.

¹⁴ Einar Haugen verlangt bei der Sprachplanung für texthäufige Wörter Kürze, für seltene dagegen Redundanz; vgl. *Linguistics and Language Planning*, in: *Soziolinguistics*, ed. by W. Bright, 1966, S. 61.

tierten Begleitwortes des Substantivs, des bestimmten und unbestimmten Artikels). Heute sind von dem Rückgang vor allem das Dativ-*e* und das Genetiv-*s* betroffen.¹⁵ Da die Funktion der Substantive, wie schon gesagt wurde, in der Regel durch flektierte Begleitwörter (Artikel, Pronomen, Adjektiv) im Satz und zum Teil durch die Wortstellung mit genügender Sicherheit angezeigt wird, sind die Kasusendungen weithin redundant geworden. Eine Tendenz zum unveränderlichen Wort wie im Englischen, Französischen usw. ist unverkennbar.¹⁶ In diesem Zusammenhang sei auch auf den Rückgang des Fugen-*s* hingewiesen, vgl. *Werturteil* statt älterem *Wertsurteil* (s. u.).¹⁷

Daß der Genetiv überhaupt zugunsten des Akkusativs zurücktritt, und zwar als Zielkasus wie als partitiver Genetiv, stellt eine Vereinfachung des Kasusgebrauchs dar; vgl. die Reste des Zielkasus wie *sich einer Sache erinnern*, *ich bin es leid* (heute als Akkusativ empfunden) und des partitiven Genetivs wie *ein Glas Wein(s)*.

Auffallend ist daneben der unökonomische Befund bei den Personalformantien des Verbs, obwohl hier seit dem frühen Mittelalter ebenfalls ein Begleitwort, das Personalpronomen, existiert (z. T. wird noch heute in hypertropher Weise der Umlaut in der 2. und 3. Pers.Sing. des Präsens benutzt, vgl. *du fährst*).

Daneben zeigt sich ein Vorgang paradigmatischer Art, ein Prozeß der Systematisierung in der Entwicklung eines analytischen Einheitsgenetivs mit *von*, der schon weit über die Namen und Titel hinaus in Gebrauch gekommen ist: *das Buch von Karl/Vater/Dr. Müller*; die gesprochene Sprache kennt fast nur noch diesen umschriebenen Genetiv, der den Verzicht auf Kasusflexive des Substantivs bedeutet; allerdings muß ein Deklinationssystem ohne Kasusflexive nicht unbedingt ökonomischer sein.¹⁸

¹⁵ Vgl. dazu Verf., Zum Formenausgleich in der heutigen deutschen Hochsprache, in: Festschrift für Taylor Starck, 1964, S. 91—101. — Bezeichnend ist, daß es im Septemberheft 1935 der Zeitschrift „Muttersprache“ noch hieß: „Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von ...“, im Oktoberheft dagegen: „Im Auftrag des Vorstands ...“ (vgl. Koenraads [Anm. 3], S. 155).

¹⁶ Vgl. L. Sapir, Die Sprache, 1961, S. 152.

¹⁷ Vgl. Koenraads (Anm. 3), S. 156 f.

¹⁸ Einar Haugen weist darauf hin, daß eine analytische Grammatik ohne Kasusendungen nicht effizienter sein muß; er nennt das Beispiel des Englischen und dessen „extremely complex system of prepositions“ und andererseits „rigid order of words“ (Linguistics and Language Planning [Anm. 14], S. 61).

Im Bereich des Satzes handelt es sich um verkürzende Partizipialgruppen, vgl. *Dort angekommen, ließ er seinen Wagen stehen*; aber auch um partizipiale Fügungen, die an die Stelle des Relativsatzes treten: *Die über die Angelegenheit entscheidende Behörde ist umgezogen*.

Im deutschen Satz spielt auch die Erscheinung eine Rolle, die man schon „explikative Konstruktion“ genannt hat (Gunnar Bech); es handelt sich um eine vorwiegend antizipierende Art, den Inhalt eines Infinitiv- oder *daß*-Satzes durch ein Pronomen oder Adverb zusammenfassend auszudrücken, vgl. *Ich sehne mich danach, ihn wiederzusehen. Ich begreife es nicht, daß er nicht kommt*. Wenn es zutrifft, daß diese Erscheinung im Rückgang begriffen ist¹⁹, dann würden hier redundante Formen zurückweichen.

In allen sprachlichen Bereichen treten Doppelformen zurück; so in der Schreibung (*Friseur, Telefon* zugunsten von *Frisör, Telefon*), im Wortsystem, vor allem auch im Bereich des Wortes fremder Herkunft (*Fauteuil — Sessel*), im Bezirk der Morphologie, beim Konjunktiv II, besonders bei Verben mit *ö* und *ü* (*käme, böte, lüde — würde kommen, bieten, laden*) und beim synthetischen Genitiv gegenüber dem analytischen mit *von*. Doppelformen entwickeln sich sehr oft zu Stilistica, wodurch sie entgegen dem Gesichtspunkt der sprachlichen Ökonomie oft erhalten bleiben, vgl. z. B. den Konjunktivgebrauch in der indirekten Rede, bei dem folgende stilistische Abstufung bestehen dürfte (die vierte, die Verwendung des Indikativs, ist vor allem in der gesprochenen Sprache anzutreffen, bei der aber auch die dritte sehr häufig auftritt²⁰):

- 1) *Er sagt(e), daß er komme.*
- 2) „ „ „ „ *käme.*
- 3) „ „ „ „ *kommen würde.*
- 4) „ „ „ „ *kommt.*

Tatsächlich wäre heute weitgehend der Gebrauch eines Einheitskonjunktivs mit *werden* möglich²¹, freilich nicht in allen Fällen indirekter

¹⁹ Vgl. Koenraads (Anm. 3), S. 173.

²⁰ In der geschriebenen Sprache begegnet der Gebrauch des Indikativs im allgemeinen nur bei Verwendung der die indirekte Rede anzeigenden Konjunktion *daß*.

²¹ Vgl. S. Jäger, Zum Gebrauch des Konjunktivs in der indirekten Rede, in: Forschungsberichte des Instituts für deutsche Sprache 1, 1968, S. 25—30; ders., Der Konjunktiv in der deutschen Sprache der Gegenwart („Heutiges Deutsch“, Reihe 1), 1971, S. 79 ff.

Rede; man kann nicht sagen, daß Konj. I mit II als semantisch gleich gelten können.

2. Untertypus: Gesteigerte Ausnützung der vorhandenen sprachlichen Mittel

Es handelt sich einmal um Fälle funktionaler Ausweitung. So wird die Präposition *von* für den analytischen Genitiv gebraucht, das „Conditionalis“ *würde* in verdeutlichender Weise zur Umschreibung des Konjunktivs II, die Form des Futurs in modalem Sinn als Ausdruck der Möglichkeit (*Er wird es getan haben*) oder als Form des Befehls (*Du wirst jetzt nach Hause gehen!*), die Form des Präsens zur Bezeichnung der Zukunft (*Er kommt sicher*), das Passiv oder die Frageform zum Ausdruck des Befehls (*Jetzt wird gegessen! Gehst du jetzt nach Hause?!*), die Aussageform für die Frageform bei Satzfragen (*Du kommst morgen?*). Die zweite Funktion kann zur Hauptfunktion werden, wie etwa der Gebrauch des *würde*-Konjunktivs zeigt.

Andererseits geht es um das Streben nach einer leichteren Funktionsweise. Im Bereich der Wortbildung sei noch einmal auf die Vereinfachung *taktieren* statt *taktizieren* hingewiesen; *taktieren* rückt in die größere *-ieren*-Zone ein. Ebenso werden zum Teil trennbare Verben zu untrennbaren (*Ich anerkenne, es wiederholt*). Im Bezirk der Morphologie wird die schwache Adjektivflexion gewiß vor allem wegen ihrer größeren Einfachheit und Überschaubarkeit bevorzugt; ebenso werden neu entstehende Verben schwach konjugiert, und es finden Übergänge von der starken in die schwache Konjugation statt (*melkte* statt *molke*), wobei wieder derselbe Gesichtspunkt entscheidend sein dürfte.

Vor allem muß der heute in der geschriebenen Sprache so deutliche Rückgriff auf den Hauptsatz, dessen Gebrauch in der gesprochenen Sprache vorwiegt, hervorgehoben werden, überhaupt der weitgehende Verzicht auf den Nebensatz (außer *daß*- und *wenn*-Sätzen), auf die Satzperiode. Das bedeutet eine leichtere Überschaubarkeit der Satzkonstruktion für Sender wie Empfänger und insofern eine Entwicklung ökonomischer Art. Überhaupt tritt die Satzperiode zugunsten leichter kontrollierbarer Konstrukte zurück; Nominalgruppen aus Nominalphrase + Genitiv- oder Präpositionalattribut oder Partizipialkonstrukte treten an die Stelle von Relativsätzen. In der Regel ist mit diesen Änderungen eine Einsparung von Zeichen verbunden. Nur folgende Beispiele seien angeführt:

Er sprach über die starke Aussagekraft der Dichtung für die geistige Lage der Gegenwart — Er sprach darüber, wie stark die Aussagekraft der Dichtung für die geistige Lage der Gegenwart sei/ist.

Der den wichtigsten Teil der Untersuchung umfassende Band wurde veröffentlicht — Der Band, der den wichtigsten Teil der Untersuchung umfaßt, wurde veröffentlicht.

Allerdings muß gesagt werden, daß durch eine Häufung der Glieder der Nominalkonstrukte die Übersichtlichkeit der Mitteilung beeinträchtigt wird:

Er hatte Verständnis gegenüber der Emanzipation der Sexualität aus der hoch- und kleinbürgerlichen Prüderie der Jahrhundertwende.

3. Untertypus: Ökonomie beim Ausbau der sprachlichen Mittel

Im Bereich des Wortschatzes ist vor allem auf den breiten Vorgang der Entlehnung hinzuweisen. Hier werden Fertigfabrikate übernommen, zum Teil aus anderen Sprachschichten oder aus früheren Sprachperioden, vor allem aber aus anderen Sprachen. Bei der letzteren, vorwiegenden Form der Entlehnung wird zugleich eine Entlastung der eigenen Wortstämme erreicht.²²

Vor allem aber ist hinzuweisen auf Vorgänge der Konversion, die bekanntlich im Deutschen besonders häufig sind. Jede Wortart kann im Deutschen substantiviert werden, was sich heute besonders auch in der Bevorzugung substantivierter Infinitive auswirkt (*das Erproben einer neuen Methode* statt *die Erprobung*). Umgekehrt gehen aber auch Substantive in andere Wortarten über, vgl. *anthrazit* als Adjektiv, *aufgrund* (Präposition), *vorderhand* (Adverb). Sehr ökonomisch ist der Vorgang der Überführung intransitiver Verben in transitive wie *fahren, fliegen, landen*: *Er fuhr nach Hause — er fuhr uns nach Hause. Er landete sicher — er landete die Maschine sicher.* Es ist etwa auch zu erinnern an die Bildung von Abstrakten mit Hilfe der Suffixe *-heit / -keit*, eine Bildungsweise, die bei allen Adjektiven und Partizipien des Perfekts möglich ist: *Durchgängigkeit, Bearbeitbarkeit* usw. Ähnlich ökonomisch ist die Bildung von Verbalabstrak-

²² Vgl. P. von Polenz, Sprachpurismus und Nationalsozialismus. Die „Fremdwort“-Frage gestern und heute, in: Germanistik — eine deutsche Wissenschaft, 1968, S. 111—165.

ten auf *-ung* (*Bearbeitung* usw.). Diese Abstrakta raffen Sätze und können zum Ausgangspunkt neuer Sätze werden: *Die bequeme Bearbeitbarkeit des Materials erleichtert die Produktion.*

Auch auf die Wortkomposition ist hinzuweisen, und zwar auf die zunehmende Vermehrung der Glieder bei Substantivkomposita (vgl. *Vizegeneralstaatsanwalt*, in der Radiofachsprache eine Bildung wie *Hochleistungsultrakurzwellergeradeausempfänger*), aber auch bei den Adjektivkomposita vom Typus substantivische Präpositionalphrase + Adjektiv, vgl. *sprachkräftig*, *gedankenmächtig* usw. Beachtenswert ist dabei die Rolle der Zusammenschreibung: *aufgrund*, *vorderhand*, *kennenlernen*; dadurch wird die Zusammengehörigkeit der Elemente zu einem neuen Wortganzen in verdeutlichender Weise optisch gekennzeichnet.

Wichtig ist, daß für die Ausweitung des Wortsystems ein großer Vorrat von Morphemen für die Bildung neuer Substantive (Präfixe, Suffixe, suffixoide Elemente wie *-werk*, *-zeug*), Adjektive (Prä-, Suffixe) und Verben (Prä-, Suffixe) zur Verfügung steht, die zu verschiedenen Zeiten verschieden fruchtbar sind.

Unter ökonomischem Gesichtspunkt muß auch die systematisierende Ausweitung des Wortschatzes durch Parallel- und Gegenbildungen gesehen werden: *sich vertippen* nach *sich verschreiben*, (*ein Band*) *besprechen* nach (*eine Seite*) *beschreiben*, *Verspätung* — *Verfrühung* usw.

Diese Wortbildungsmethoden erlauben es, neue Begriffe mit einfachen Mitteln zum Ausdruck zu bringen. Im Bereich der Morphologie spielt die Tendenz zur Systematisierung eine entscheidende Rolle. Es sei noch einmal erinnert an die Bildung eines analytischen Genitivs mit *von* und eines (möglichen) Einheitskonjunktivs mit *werden*. Der Pluralumlaut bei Substantiven mit umlautbarem Stammvokal greift immer mehr um sich, da er eine sichere Kennzeichnung des Numerus ist (J. Erbens „innere Flexion“).

Die Entwicklung des heutigen Wortsystems ist gekennzeichnet durch zahlreiche Fälle semantischer Anreicherung. Es handelt sich einmal um inhaltliche Ausweitung, so wenn z. B. *Band* auch als Kurzform für *Tonband* gebraucht wird, wenn *Arbeit(er)* auch im Sinne sittlicher und geistiger Leistung verstanden wird (*Kulturarbeit*, *Geistesarbeiter* usw.). Daneben steht die Neigung zu abstrakter Ausdrucksweise, d. h. zur Bildung von denk- und sprachökonomischen Oberbegriffen, die Einzelercheinungen subsumieren, vgl. *Unterrichtsveranstaltung* für

Vorlesung, Seminar, Übung, Colloquium, Arbeitsgemeinschaft, Tutorial usw. Ein weites Feld ist das des metaphorischen Gebrauchs der Sprache, so etwa in der Gemeinsprache bei Rückgriffen auf Ausdrucksweisen technischer Art (*An-, Auftrieb, Lohn-Preis-Spirale*), oder auf solche der Sportsprache und des Sportjargons (*Eigentor, Bumerang*). Aber auch die gegenteilige Tendenz der semantischen Verblassung kann hierher gerechnet werden, insofern als dadurch bequem zu handhabende Versatzstücke, Montageteile entstehen. Es handelt sich um Mode- und Schlagwörter wie *Problem, Anliegen* und vor allem um verbale Versatzstücke wie *durchführen, vollziehen, vornehmen*, die bei nominalen Umschreibungen von Verben bequem zur Hand sind.

Nebentypen: Punktuelle und zonenhafte systembezogene Ökonomie

Änderungen systemökonomischer Art können punktuell ökonomisch, zonenhaft dagegen unökonomisch sein. Dies trifft für den Bereich der Rechtschreibung zu, wenn *f* statt *ph* in Wörtern fremder Herkunft geschrieben wird: punktuell handelt es sich um einen ökonomischen Vorgang, da eine Angleichung an das heimische Schreibsystem stattfindet, aber zonenhaft gesehen ist die Änderung unökonomisch, da nun ein Schwanken verschiedener Graphien eintritt: *Grafik* oder *Graphik*, aber *Graphie, Graphem, Geographie; Frisör*, aber *Monteur*. Ähnlich verhält es sich im Bereich der Morphologie mit der Ausbreitung des Plural-Umlauts. Die Veränderung ist punktuell ökonomisch in dem eben erwähnten Sinne der Sicherung des Numerus, aber zonenhaft nicht, da der Umlaut nicht allgemein durchgeführt ist und so eine Zone der Unsicherheit entsteht, vgl. die *Läger, Häfen* — aber die *Wagen, Kragen*. Allerdings liegt hier ein Vorgang vor, bei dem sich für die Zukunft ein Ausgleich innerhalb der ganzen Zone zugunsten des Gebrauchs des Umlauts abzeichnen könnte.

Umgekehrt gibt es genügend Fälle, bei denen die Veränderungen punktuell unökonomisch, zonenhaft ökonomisch sind. Das gilt im Bereich des Formenbaus von dem analytischen Genitiv mit *von*, der zwar mehr Phoneme aufweist als der synthetische Genitiv, aber insofern vom System her gesehen ökonomisch ist, da er die Möglichkeit der Bildung eines Einheitsgenitivs bietet (daß auch eine andere Auffassung möglich ist, ist oben gesagt worden). Das gleiche gilt für den Konjunktiv mit *werden*.

Nicht weit davon anzusiedeln sind die nominalen Verbumschreibungen, wie z. B. *zur Abstimmung bringen/schreiten, die Abstimmung durchführen/vollziehen*. Zwar benötigen diese Umschreibungen mehr Zeichen, aber es werden dem Sprachbenützer bequem verwendbare Verben als Versatzstücke zur Verfügung gestellt (über die semantische Seite s. u.).

Wir haben als punktuelle Fälle sprachlicher Ökonomie nur Beispiele gestalthaften Charakters ausgewählt. Wahrscheinlich gilt Ähnliches auch für die Systemökonomie auf semantischem Gebiet. Hier sind jedoch die Verhältnisse sehr viel schwerer zu überschauen und auch noch zu wenig untersucht. Als Ergebnis ist festzuhalten, daß ein Spannungsfeld zwischen sprachlicher Ökonomie punktueller und zonenhafter Art besteht.

Die bis jetzt vorgenommene Umschreibung der Größe „sprachliche Ökonomie“ bezieht sich auf das sprachliche System. Sie ist unvollständig und bedarf der Ergänzung durch einen anderen Aspekt, der zum Teil schon berührt worden ist. Er wird ausgedrückt in der vorläufigen Umschreibung der Größe „sprachliche Ökonomie“, die Bestrebungen umfaßt, „die Leistungsfähigkeit, die Effizienz der sprachlichen Mittel zu erhöhen“ (s. o.).²³ Da wir die Sprache auch unter dem Gesichtspunkt der Kommunikation zu betrachten haben, heißt dies: Erhöhung des Informationsgehalts. Damit ergibt sich ein zweiter Haupttypus sprachlicher Ökonomie.

II. Haupttypus: Informationsbezogene Ökonomie

Die Scheidung zwischen system- und informationsbezogener Ökonomie ist prinzipiell notwendig. In der Praxis freilich fallen beide Typen teilweise zusammen; teilweise befinden sie sich aber auch in einem Spannungsverhältnis, das oft zum Gegensatz wird. Hier wird Information bezogen auf den Inhalt der Mitteilung des Senders an den Empfänger, nicht auf den Aufschluß, den die sprachlichen Formen über das sprachliche System, seinen Bestand und sein Funktionieren, wie über die Zugehörigkeit des Senders zu sozialen Gruppen zu geben vermögen (so verändert etwa die Schreibung *Sinfonie* gegenüber *Symphonie* nichts am Inhalt der Information, die dem Empfänger ver-

²³ Einar Haugen faßt den Begriff der *efficiency* weiter: „A form is efficient, if it is easy to learn and easy to use“ (Linguistics and Language Planning [Anm. 14], S. 61).

mittelt werden soll, gibt aber Auskunft über die Entwicklungstendenzen der deutschen Orthographie — abgesehen davon, daß sie Rückschlüsse auf das Alter, vielleicht auch auf Bildung und Gruppenzugehörigkeit des Senders zulassen).

Gegenüber dem I. Haupttypus zeigt der zweite bezeichnende Besonderheiten. Hier geht es jetzt um das Streben nach Steigerung der Effizienz, der Wirkkraft der sprachlichen Mittel, und wir finden hier eine entscheidende psychisch-geistige Triebkraft am Werk. Zum anderen wird nun der Gesichtspunkt der Aufnahme sprachlicher Aussagen durch den Empfänger von besonderer Wichtigkeit.

Der Haupttypus der Informationsökonomie weist wieder zwei (oder drei) Untertypen auf:

1. Untertypus: Beschleunigung des Tempos der Übermittlung von Information, d. h. Beschleunigung der Artikulation von Information beim Sender und anderseits der Rezeption von Information beim Empfänger; dieser Untertypus ist also zunächst quantitativ bestimmt.

Dazu kommt noch eine qualitative Komponente:

- 1a. die Erleichterung der sprachlichen Gestaltung der Aussage und vor allem der Rezeption durch überschaubaren syntaktischen Aufbau der Information.
2. Untertypus: Vermehrung der Informationsmenge einschließlich ihrer inhaltlichen Sicherung. Hier stoßen wir also auf eine qualitative Kategorie.

Bei der Informationsökonomie werden einige von uns oben ausgeklammerte, großenteils außersprachliche Erscheinungen bedeutsam, an die nur im Vorbeigehen erinnert sei: Sprechgeschwindigkeit für das Tempo der Übermittlung und Satzmelodie, Rhythmus, Gestik, Mimik für die Erleichterung der Aufnahme des Informationsgehalts. Entscheidend wichtige Faktoren sind sodann die gekennzeichneten Typen der systembezogenen Ökonomie. Dazu kommen die ganz anders gearteten Typen sprachlicher Ökonomie, die auf regional-soziale Unterschiede des Systems gerichtet sind und die beim Haupttypus III besprochen werden.

Wir gehen nun so vor, daß wir die Betrachtung informationsökonomischer Erscheinungen mit Überlegungen zu ihrem jeweiligen Verhältnis zu den systemökonomischen Typen verbinden. Dabei ergeben sich verschiedene Fälle:

- a) Systemökonomische Erscheinungen können informationsökonomisch insoweit neutral sein, als sie weder eine Vermehrung noch eine Verminderung der Informationsmenge bedeuten; dieselben Erscheinungen brauchen aber nicht auch hinsichtlich des Informationstempos neutral zu sein.
- b) Umgekehrt können systemökonomisch neutrale Änderungen informationsökonomisch relevant sein.
- c) Systemökonomische Erscheinungen können informationsunökonomisch sein.
- d) Systemunökonomische Erscheinungen können auch informationsunökonomisch sein.
- e) Systemunökonomische Erscheinungen können umgekehrt informationsökonomisch sein.
- f) Systemökonomische Erscheinungen haben häufig zugleich informationsökonomischen Charakter.

Dabei wird — abgesehen vom ersten Fall — der Begriff Informationsökonomie in dem doppelten Sinn der Erhöhung des Tempos der Informationsübermittlung und der Vermehrung der Informationsmenge gebraucht (und zwar mit Bezug auf benützte Teile des sprachlichen Systems).

Das Spannungsverhältnis zwischen System- und Informationsökonomie zu untersuchen, erscheint besonders reizvoll und besonders aufschlußreich für das Wesen der sprachlichen Ökonomie. Bei den im folgenden angeführten, wieder exemplarisch gemeinten Belegen liegt es nahe, zum Teil auf schon angeführte zurückzugreifen, die nun teilweise in einer neuen Beleuchtung erscheinen.

- a) *Die Informationsmenge wird durch systemökonomische Vorgänge nicht berührt.*

Auf dem Gebiet der Rechtschreibung wäre hier etwa zu erinnern an die der heimischen Schreibung angepaßte Graphie von Wörtern fremden Ursprungs wie *Telefon*, *Frisör*. Der Informationsgehalt wäre prinzipiell auch nicht berührt, wenn etwa die international übliche Kleinschreibung und eine größere Systematik in der Bezeichnung der Vokalquantität in unsere deutsche Orthographie eingeführt würde. Nur für eine Übergangszeit der Umgewöhnung würde eine Verlangsamung der Informationsübermittlung eintreten, die aber von kürzerer Dauer wäre.

Unter dem Gesichtspunkt der vermittelten Informationsmenge neutral ist auch die Beseitigung von Redundanzen im Bereich des Kasus-systems, so die Unterdrückung des Genitiv -s, vgl. *die Tage des Mai*, *die Quelle des Neckar*, *die Besteigung des Feldberg*, und ebenso der Ersatz des synthetischen durch den analytischen Genitiv, vgl. *das Buch Karls/Karls Buch* — *das Buch von Karl*. Das gleiche gilt für den Gebrauch verschiedener Konjunktivformen in der indirekten Rede: *Er sagt(e), daß er komme/käme/kommen würde*. Heute wird man von vielen Sprachbenützern sagen können, daß auch der Gebrauch des Indikativs in der indirekten Rede vom Standpunkt der Information aus als neutral zu bezeichnen ist: *Er sagt(e), daß er kommt* (der Indikativ gab ja und gibt für viele Sprecher noch heute einer stärkeren Betonung des Wahrheitsgehalts Ausdruck). Der Rückgang der starken Adjektivflexion zugunsten der schwachen gehört ebenfalls in diesen Zusammenhang.

Was die Wortkomposition angeht, so ist die Überführung von trennbaren Präfixverben in den untrennbaren Typus vom Standpunkt der Information aus ebenfalls neutral, vgl. *Ich anerkenne* — *erkenne an*. Im Bereich der Wortkomposition begegnen viele sog. Klebewörter, die einen ausgesprochen raffenden Charakter haben und die ebenfalls in unseren Zusammenhang gehören: *Goethewort*, *Kanzlerreise* statt *Wort Goethes*, *Reise des Kanzlers*; *Spitzenkandidat* statt *Kandidat an der Spitze einer Wahlliste*.

Hinsichtlich des Tempos der Informationsübermittlung sind die besprochenen Fälle verschieden zu beurteilen. Soweit sie graphische und/oder lautliche Verkürzungen darstellen, sind sie, vom Sender wie vom Empfänger aus betrachtet, eo ipso informationsökonomisch, da sie weniger Zeichen beanspruchen. Dies gilt für Schreibungen wie *Telefon*, *Frisör* (hier nur in graphischer Beziehung), aber auch für die Einsparung von Kasusendungen (hier in lautlichem und graphischem Sinn); zum umgekehrten Fall (s. u. c).

Bei dem Nebeneinander von 3. Pers. Sing. des Konjunktivs I und II (*daß er komme/käme, biete/böte, lade/lüde*) und des Indikativs (*daß er kommt*) ist die Zahl der Zeichen bis auf minimale Differenzen, die vernachlässigt werden können, gleich; hier liegen also Fälle vor, die informationsökonomisch neutral sind. Auch bei der Überführung von trennbaren Präfixverben ändert sich die Zahl der Sprachzeichen nicht (*erkenne an* — *anerkenne*); trotzdem ist diese Veränderung vom Gesichtspunkt der Informationsgeschwindigkeit aus nicht neutral

(s. u. c). Einwandfrei wird das Tempo der Informationsübermittlung dagegen vermehrt bei den Bildungen *Goethewort, Kanzlerreise, Spitzenkandidat* im Vergleich zu den Gegenbeispielen.

b) *Systemökonomisch neutrale Erscheinungen können informationsökonomisch relevant sein.*

Hier ist vor allem im Bereich des Satzes an die Erscheinungen der Ausklammerung (Entklammerung) zu denken, so beim Relativsatz:

Der Mann, dem wir begegnet sind, hat angerufen — Der Mann hat angerufen, dem wir begegnet sind.

Hier liegt die gleiche Zahl von Sprachzeichen vor, die verschiedene Aussageweise ist also gestaltökonomisch neutral, aber auf der anderen Seite ist die Gliederung des Satzes leichter überschaubar und die Formulierung durch den Sender wie die Aufnahme durch den Empfänger daher erleichtert; vor allem aber erfolgt die wichtigste Mitteilung, die in den meisten Fällen im Verb zum Ausdruck kommt, früher. Beispiele anderer Art, bei denen präpositionale Ergänzungen im Spiel sind:

Ich empfehle, zurückhaltend zu sein gegen Menschen, die nicht aufrichtig sind — Ich empfehle, gegen Menschen, die . . ., zurückhaltend zu sein.

Die Untersuchung wird sehr erleichtert dadurch, daß die Gewährsleute zuverlässig sind — Die Untersuchung wird dadurch, daß . . ., sehr erleichtert.

Freilich soll nicht übersehen werden, daß die Endstellung des Verbums und der dadurch erzielte Spannungsbogen insofern auch für die Information günstig sein können, als das Sinnwichtige auf diese Weise einprägsam hervorgehoben wird und daß, worauf ein Diskussionsbeitrag hinwies, das Satzende im Deutschen durch die Betonung wie durch einen semantischen Stellenwert ausgezeichnet ist, dem die Form des Vollverbs gut entspricht. Bei der gesprochenen Sprache wird die Ausklammerung eindeutig bevorzugt²⁴, da bei der Klammerkonstruktion die Sinnschritte viel schwerer zu überblicken sind.

Auch sonst kann mit Hilfe der Wortstellung, ohne Veränderung der Zahl der Zeichen, bekanntlich ein Verdeutlichungs- oder Hervor-

²⁴ Das geht auch aus den Texten gesprochener Sprache hervor, wie sie bei der Freiburger Forschungsstelle des Instituts für deutsche Sprache unter der Leitung von Hugo Steger aufgenommen, gesammelt und beschrieben werden.

hebungseffekt erzielt werden, vgl. *Ich kenne diesen Herrn nicht — Diesen Herrn kenne ich nicht. Er kommt morgen nicht — Morgen kommt er nicht* usw. Es muß in diesem Zusammenhang bei diesen Andeutungen bleiben.²⁵

Zum Teil gehören hierher auch nominale Fügungen wie folgende: *Die Geltendmachung ihres Schadens behält sich vor — Sie behält sich vor, ihren Schaden geltend zu machen.*

Hier liegt bei mehr oder weniger gleicher Zahl der Sprachzeichen wieder der Fall vor, daß die Hauptinformation früher erfolgt.

c) *Systemökonomische Erscheinungen können informationsunökonomisch sein.*

Es handelt sich dabei einmal um eine Verminderung des Tempos der Information. Analytische morphologische Formen zeigen eine Vermehrung der Zeichen gegenüber den synthetischen, an deren Stelle sie treten, vgl. die Fälle, die sicher oder doch vermutlich zonenhaft systemökonomisch sind: *er käme — er würde kommen; das Buch Karls/ Karls Buch — das Buch von Karl.* Das Informationstempo wird dadurch verlangsamt. Dabei ist beim ersten Beispiel noch zu beachten, daß der Gebrauch der Umschreibung zu Klammerformen führt, bei denen das eine wichtige, wenn nicht die wichtigste Information tragende Hauptverb dem Empfänger erst später vermittelt wird als bei der Anwendung der synthetischen Form: *Ich würde in acht Tagen sehr gerne und früh am Morgen kommen, wenn ... — Ich käme ..., wenn ... Wenn ich ihn träfe, übergäbe ich ihm den Vertrag — Wenn ich ihn treffen würde, dann würde ich ihm den Vertrag übergeben.* Die Übersicht über den Satz als Ganzes wird erschwert, und vor allem erscheint das tragende Hauptverb erst am Schluß.

Die Überführung von trennbaren in untrennbare Präfixverben hat trotz der Bewahrung der Zahl der Sprachzeichen eine informationsökonomische Seite, da der Empfänger rascher die vollständige Verbform und damit schneller die darin enthaltene Information erfährt als bei der Klammerform (vgl. *Ich anerkenne den vollen Inhalt ihrer Aussage — Ich erkenne den vollen Inhalt Ihrer Aussage an; der Empfänger weiß zunächst nicht, ob es sich um das Verb erkennen oder anerkennen handelt).*

²⁵ Vgl. U. Engel, Regeln zur Wortstellung, in: Forschungsberichte des Instituts für deutsche Sprache 5, 1970, S. 9—148.

Das Tempo der Information kann auch vermindert werden bei der Benützung abstrakter Aussageweisen, vgl. das Sprichwort

Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein

und die umfangreichere, ironische Fassung von Reiners:

Nach Aushebung einer Vertiefung liegt auch für den Urheber ein Stürzen im Bereich der Möglichkeit.

Die Information kann aber auch — wie im vorliegenden Fall — durch eine abstrakte Fassung weniger überschaubar werden, als wenn sie in bildhafter Weise vorgetragen wird.

Vor allem kann es sich aber auch um eine Verminderung der Informationsmenge handeln. Dies kann etwa der Fall sein bei der Verwendung der gemäßigten Hochlautung gegenüber der alten Siebsschen Bühnensprache, nicht im privaten Gespräch, sondern bei öffentlicher Rede. (Allerdings steht dem Sprecher bei größeren Räumen in der Regel ein Mikrophon zur Verfügung, so wie dies der Natur der Sache nach durchweg beim Rundfunksprecher der Fall ist.)

Was Kurzwörter angeht, so sind Teilabkürzungen im ganzen noch allgemein verständlich (vgl. *Kombi*), aber Buchstabenabkürzungen sind inhaltlich nicht immer bekannt, vor allem, wenn es sich um Namenabkürzungen handelt. Selbst Germanisten wissen vielfach nicht, daß *IVG* die Internationale Vereinigung der Germanisten meint. Aber auch fremde Entlehnungen können wie Fachwörter, die in die Gemeinsprache überführt werden, vom Standpunkt der Information aus unökonomisch sein, da sie von vielen nicht oder nicht genau verstanden werden, vgl. die linguistischen Termini *Kompetenz*, *Performanz*.

In einem anderen Sinn gehören aber auch Wörter wie *Problem*, *Anliegen*, *durchführen* hierher; sie sind, wie schon gesagt wurde, bequeme Montagestücke, die jederzeit zur Verfügung stehen, aber in der Regel wenig Information übermitteln.

Was die Wortkomposition angeht, so sei erinnert an Beispiele wie *Hauszinsrückzahlungsdarlehen* und noch einmal zurückgegriffen auf die fachsprachliche Bildung *Hochleistungsultrakurzwelligeradeausempfänger*. In solchen Fällen ist die Schwerfälligkeit und Unübersichtlichkeit der Bildung bei der Erfassung des Informationsgehaltes hinderlich.

Nicht eindeutig ist die Information bei anderen Komposita, so etwa bei der Zusammensetzung *Mädchenhandelsschule*, deren Elemente in verschiedener Weise verbunden werden können:

Mädchenhandelsschule

Besonders trifft dies zu für die Bildung Präpositionalphrase + Nomen. *Goethebriefe* können Briefe von, an, gegen, über Goethe sein, *eine Englandreise* eine Reise nach, von, über England, *ein Glaubenskampf* ein Kampf für oder um oder gegen den Glauben. Der Kontext freilich wirkt in der Regel (nicht immer!) monosemierend.

Auch die Anreicherung des Inhalts kann zu Unklarheiten der Information führen, genauer zu Zweifeln, welche spezielle Bedeutung gemeint ist: meint *Band* einen Stoffstreifen? ein Buch? ein Tonband? ein Magnetband? ein Farbband? oder eine innere Bindung?

Allerdings ergibt sich aus dem Kontext in aller Regel sehr rasch Klarheit über das Gemeinte.

In der indirekten Rede wurde früher, wie wir gesehen haben, durch den Gebrauch des Indikativs (*Er sagt[e], daß er morgen kommt*) ein größerer Grad der Sicherheit der Aussage zum Ausdruck gebracht als bei der Benützung des Konjunktivs. Hier tritt nun mehr und mehr — soweit ich sehe, gehen die Meinungen der Angehörigen der Sprachgemeinschaft auseinander — ein Informationsverlust ein, insofern als hier ein inhaltlicher Unterschied offenbar immer weniger empfunden wird.^{25a}

d. *Systemunökonomische Erscheinungen können auch informationsunökonomisch sein.*

Dies trifft vor allem für die Fälle der Redundanz zu, bei denen eine Verlangsamung des Informationstempos eintritt, z. B. (s. o.) durch die häufig mehrfache Kennzeichnung der Kasus und durch oft doppelte Kennzeichnung der Personalform des Verbs (was auch eine Verlangsamung des Tempos bei der Erlernung der deutschen Sprache zur Folge hat). In diesem Zusammenhang muß besonders auch auf die mehrfachen Formen der Adjektivdeklinaton hingewiesen werden. Allerdings ist auf der anderen Seite der Informationsgehalt durch die Redundanz auch noch stärker gesichert.

^{25a} Vgl. 'Empfehlungen zum Gebrauch des Konjunktivs' ... formuliert von S. Jäger (Sprache der Gegenwart 10), 1970, S. 18 ff.
Grammatik und Semantik, hrsg. von Rudolf Růžička, Leipzig 1968, S. 87—113.

- e) *Systemunökonomische Erscheinungen können informationsökonomisch sein.*

So besitzt die Erscheinung der Redundanz also auch einen positiven Aspekt. Als Folge des Strebens nach Verdeutlichung entstehen immer wieder erneut redundante Bildungen. Man denke etwa im Bereich der Wortbildung an die erst seit 1939 amtlich eingeführten femininen Bezeichnungen wie *Beamtin*, *Postassistentin*, *-sekretärin*, auch *Amtmännin* und andere, neuerdings entstandene (noch nicht amtliche) Bildungen dieser Art wie *Ministerin*, gelegentlich *Professorin* (unökonomisch ist, daß die Bildung noch nicht allgemein für weibliche Berufsnamen gebraucht wird). Es schließen sich hier an Verbalkomposita wie *emporsteigen*, *absinken* statt der einfachen *steigen*, *sinken*.

Im Bezirk der Syntax ist hinzuweisen auf die Entwicklung der *daß*-Sätze. Hier wurde *daß* in den Finalsätzen durch *damit* ersetzt (auf einer Zwischenstufe hieß es *auf daß*: *Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß es dir wohl ergehe . . .*), bei den Konsekutivsätzen durch *so daß* (*Er war krank, so daß er nicht kommen konnte*). Die Folge ist, daß heute *daß* vorwiegend noch in der indirekten Aussage gebraucht wird (*Er sagt[e], daß er komme/käme/kommen würde/kommt*).

In diesen Zusammenhang ist auch die oft zu beobachtende, verdeutlichende Umschreibung des Dativs zu stellen:

Der Orden wurde (an) Herrn X verliehen. Er schloß sich dieser/ an diese Gruppe an. Ihm/für ihn entstanden Schwierigkeiten. Das Fach gliedert sich den/in die Geisteswissenschaften ein. Das wäre (mit) einer Katastrophe gleichzusetzen.

Diese Erscheinung gehört im Unterschied zum analytischen Genitiv schon mit Rücksicht auf die wechselnden Präpositionen auf die syntaktische, nicht die morphologische Ebene.

Hierher weisen auch eine Anzahl Beispiele, die vom Standpunkt des Systems aus ökonomisch oder unökonomisch gedeutet werden können, je nach dem Gesichtspunkt. Es wäre etwa zu erinnern an manche Adjektivbildungen mit *un-*: *ungut* statt *böse*, *unsanft/unzart* statt *grob*; hier kann durch den Gebrauch des negativen Präfixes eine inhaltliche Nuance der Abschwächung zum Ausdruck gebracht werden.

Namentlich aber muß noch einmal auf die nominalen Umschreibungen von Verben hingewiesen werden, also auf Fälle wie *die Ab-*

stimmung vollziehen/durchführen, zur Abstimmung bringen, zur Abstimmung schreiten. Diese Bildungen, die viel mehr Sprachzeichen beanspruchen als das einfache *abstimmen*, sind durchaus informationsökonomisch, und zwar einmal im Hinblick auf die durch sie ermöglichte inhaltliche Nuancierung²⁶, zum anderen aber auch deshalb, weil die Hauptinformation den Empfänger rascher erreicht:

*Er schlug vor, am nächsten Tag um 15 Uhr abzustimmen — Er schlug vor, die Abstimmung am nächsten Tag um 15 Uhr durchzuführen/zu vollziehen.*²⁷

- f) *Systemökonomische Erscheinungen können zugleich informationsökonomisch sein.*

Dieser Zusammenfall beider Typen ist zunächst in dem Sinn gemeint, daß durch Veränderungen systemökonomischer Art die Information beschleunigt werden kann. Als Beispiel sei etwa genannt die heute so oft gebrauchten und immer stärker ausgebauten Adverbialbildungen auf *-mäßig* (die schon immer mehr auch in den adjektivischen Bereich überführt werden): *Wohnungsmäßig geht es ihm gut* statt *Was die Wohnung betrifft, geht es ihm gut. Was wünschen Sie fleischmäßig?* (Frage eines Hamburger Obers an einen Gast.)

Auch hier besteht die Beschleunigung der Information einmal darin, daß die Ausdrucksweise weniger Zeichen erfordert, namentlich aber darin, daß das Hauptbezugswort am Anfang steht.

Von der Zeicheneinsparung aus ist die Reduktion der Kasusflexive zu beurteilen, ebenso auch die oben schon aufgeführten verkürzten Partizipialgruppen: *Dort angekommen, ließ er seinen Wagen stehen.*

Vor allem ist aber auch hier noch einmal an die Zunahme des Gebrauchs des Hauptsatzes und an den häufigen Ersatz der Satzperiode durch Nominal- und Partizipialkonstrukte zu erinnern (s. o.). Zumeist ergibt sich eine Beschleunigung der Informationsvermittlung durch eine Reduzierung der Zahl der Zeichen wie zum Teil durch eine größere Übersichtlichkeit der Formen der Aussage.

²⁶ Vgl. P. von Polenz, Funktionsverben im heutigen Deutsch. Sprache in der rationalistischen Welt (= Beihefte zur Zs. Wirkendes Wort 5), 1963.

²⁷ Jene bekannte Geschichte von den beiden Franzosen, die einem deutschen Vortrag zuhören, illustriert das Gemeinte vortrefflich. Der schlecht deutsch sprechende Franzose A fragt den das Deutsche besser beherrschenden Franzosen B während des Vortrags eines deutschen Redners, der Satzperioden liebt: „Qu'est-ce qu'il veut dire?“ und bekommt die Antwort: „Attendez le verbe!“

Aber auch eine Vermehrung der Informationsmenge kann durch systemökonomische Veränderungen zustande kommen. Hier ist vor allem hinzuweisen auf die neuere ungeheuere, differenzierende Ausweitung des Wortsystems, die ein Charakteristikum aller moderner Kultursprachen ist. Dazu treten, wie zum Teil schon erwähnt wurde, semantische Anreicherungen einzelner Wörter.

Schon oben erwähnte Fälle der Verdeutlichung gehören ebenfalls in diesen Zusammenhang, etwa der Gebrauch von finalem *damit* statt *daß*, konsekutivem *so daß* statt *daß*:

Er geht nach Hause, damit/daß er sich ausruhen kann.

Die Sonne schien, (so) daß wir weiter wandern konnten.

Dieselbe Erscheinung kann also unter den beiden Hauptaspekten zugleich sprachökonomisch oder unökonomisch sein. Darüber hinaus gibt es verschiedene Möglichkeiten der Wertung, so bei dem Vorgang der differenzierenden Ausweitung des Wortschatzes. Unter dem Gesichtspunkt des Systems ist diese Ausweitung vielfach gestaltlich-punktuell unökonomisch, nach der Bildungsweise aber wieder ökonomisch, da sich häufig Reihenbildungen ergeben: vgl. *Pendler, Fernpendler, Nahpendler, Einpendler, Auspendler, Binnenpendler* (de Saussures *signes motivés*, die der menschliche Geist schafft). Solche Bildungen sind unter dem Gesichtspunkt der Informationsdauer unökonomisch, da sie mehr Zeichen benötigen, aber vom Informationsgehalt her gesehen ökonomisch, da sie mehr Information vermitteln. Was die bildhafte und metaphorische Ausdrucksweise angeht, so kann sie systemökonomisch sein, da es sich um Anreicherungen semantischer Art handeln kann. Gleichzeitig mögen die Bildungen vom Standpunkt der Information aus unökonomisch sein im Zusammenhang mit der Vermehrung der Zeichen oder umgekehrt ökonomisch durch die Verminderung derselben, vgl.

Er pflegt den Briefmarkensport = er sammelt Briefmarken.

Der Redner ist entgleist = er hat sich im Ausdruck vergriffen.

Es liegt aber zugleich ein Vorgang der Informationsökonomie vor, da der Mitteilungswert infolge der eindringlicheren und einprägsameren Aussageweise gegenüber einer unanschaulichen oder abstrakten vermehrt wird. Es sei noch einmal an das oben zitierte Sprichwort von der Grube, die man anderen gräbt, und der abstrakten Umschreibung des Inhalts hingewiesen.

Auch bei der abstrakten Ausdrucksweise lassen sich verschiedene Gesichtspunkte anwenden. Einerseits hat sie durch die logisch ordnende Funktion, die sie ausübt (s. o.) eine systemökonomische Seite, andererseits ist sie nicht selten informationsunökonomisch infolge der Vermehrung der Zeichen, vgl. *männlicher* — *weiblicher Lehrling* statt *Lehrjunge* — *Lehrmädchen*; *Gesetze auf Bundes- und Länderebene* — *Bundes- und Ländergesetze*. Doch wird man den Gesichtspunkt der größeren geistigen Ordnung, die mit abstrakter Aussageweise verknüpft ist, stark in den Vordergrund stellen.

Von verschiedenen Aspekten der Entwicklung der Konjunktivformen und des Konjunktivgebrauchs war schon die Rede. Der mit *werden* umschriebene Konjunktiv hat sich uns als gestalthaft-punktuelle Erscheinung als unökonomisch erwiesen, dagegen zonenhaft im System als ökonomisch, schließlich als informationsökonomisch wegen der größeren Deutlichkeit und Unverwechselbarkeit mit anderen Verbalformen.

Unsere Überlegungen haben sich bis jetzt auf das sprachliche System als solches und seinen Gebrauch bezogen; wir sind systemökonomischen Erscheinungen und ihrem Verhältnis zur Informationsökonomie nachgegangen.

Einen anderen Gesichtspunkt sprachlicher Ökonomie, den der Erlernung sprachlicher Formen²⁸, haben wir nur gestreift; er böte Anlaß zu eigenen Untersuchungen. Aber es ist z. B. evident, daß die Regelungen für die Groß- und Kleinschreibung oder ein Kompositum wie das mehrfach zitierte *Hochleistungsultrakurzwelligeradeausempfänger* schwer zu erlernen sind, während es umgekehrt für den Deutsch — als Muttersprache und vor allem als Fremdsprache — Lernenden eine wesentliche Erleichterung bedeuten würde, wenn er sich etwa nur den analytischen Genitiv oder statt der verschiedenen heute angebotenen Konjunktivformen nur den Einheitskonjunktiv mit *werden* einprägen hätte. Die Gesichtspunkte der Systemökonomie und der Lernökonomie werden in der Regel zusammenfallen.

Zu den festgestellten Haupttypen der systembezogenen und der informationsbezogenen Ökonomie tritt nun als dritter ein ganz anderer, nämlich der der Geltungsökonomie.

²⁸ Ihn vertrat Einar Haugen (Anm. 14), S. 61.

III. Haupttypus: Geltungsökonomie

Dieser Typus sprachlicher Ökonomie dient der Informationsökonomie. Er bietet sich uns, wie schon oben gesagt wurde, in zwei Untertypen an:

1. Untertypus mit regionalem Bezug,
2. Untertypus mit sozialem Bezug,

wobei beide Typen vielfach verschränkt erscheinen.

Es geht hier um die regional-soziale Vereinheitlichung der Zeichen des Systems. Wir stoßen damit auf das Problem der landschaftssprachlichen und sozial bestimmten Ausprägungen der deutschen Sprache, und zwar im Bereich der Gemeinsprache.

Räumlich-sozialer Ausgleich erleichtert in allen sprachlichen Bezirken die Kommunikation, ist durchaus informationsökonomisch im Sinne des ersten Untertypus der Informationsökonomie, allerdings beschränkt auf die Empfängerseite. Der Sender bleibt informationsökonomisch gesehen hier aus dem Spiel. Es handelt sich

- a) um eine Beschleunigung des Tempos der Rezeption der Information durch den Empfänger,
- b) um die Erleichterung der Rezeption, da der Inhalt überschaubarer und leichter erfassbar wird.

Die Gründe dafür liegen auf der Hand: die sprachlichen Zeichen sind bei einem räumlich-sozialen sprachlichen Ausgleich bei Sender und Empfänger im ganzen dieselben, nach der lautlichen wie nach der semantischen Seite. Varianten sind dabei unwichtig, z. B. im Bezirk der Lautung Ausspracheabweichungen; entscheidend ist hier, daß die Phoneme dieselben sind. Der Empfänger muß die vom Sender gebrauchten sprachlichen Zeichen nicht erst in seine eigenen umsetzen, wie z. B. die Gesprächspartner, die verschiedene Mundarten sprechen, etwa ein Baier und ein Rheinländer oder gar ein Baier und ein Friesen. Das gilt jedoch nicht bloß für die Lautzeichen, sondern auch für die Lexeme. So kann ein rheinisch-alltagssprachliches *fies* in Süddeutschland durchaus mißverstanden werden. Ebenso bestehen im Bereich der Standardsprache selbst bekanntlich noch landschaftliche Verschiedenheiten etwa der Berufsbezeichnungen (*Metzger-Fleischhauer-Fleischhacker-Fleischer*) oder der Benennungen der Speisen (*Karfiol-Blumenkohl, Meerrettich-österr. Kren*).

Aber auch sozial bedingte vertikale Unterschiede der sprachlichen Zeichen und ihres Gebrauchs wirken sich informationsunökonomisch

aus. Man denke an die oft sehr differenzierte Wortwahl und den oft komplizierten Satzbau der Mittel- und Oberschichten — das, was man neuerdings vereinfachend als *elaborated code* bezeichnet — und andererseits an die Sprech- und Schreibweise sozialer Unterschichten (*restricted code*) — beide Begriffe sind für das Deutsche noch genauer zu untersuchen. Es besteht kein Zweifel darüber, daß etwa auch manches wissenschaftliche Werk nicht bloß von der Sache her dem Nichtfachmann schwer zugänglich ist, und zwar auch dem sog. *educated speaker*, sondern auch von der Wahl und dem Gebrauch der sprachlichen Zeichen her. Auch Alter und Bildungsgrad bedingen Unterschiede des Sprachgebrauchs.

Es ist klar, daß ein — sich bei allen Kultursprachen vollziehender — regionalsozialer Ausgleich der Geltung des Sprachsystems von eminenter informationsökonomischer Bedeutung ist. Dieser Ausgleich schreitet seit langem deutlich voran, und zwar steht neben dem Ausgleich der Mundarten zugunsten regionaler Umgangssprachen der noch wichtigere Ausgleich lexikalischer und der resthaften morphologischen regionalen Verschiedenheiten der Standardsprache, weniger allerdings in bezug auf die Randbereiche des deutschen Sprachgebiets wie Österreich, die Schweiz, Luxemburg.

Daneben aber vollzieht sich ein Vorgang entgegengesetzter Art. Seit 1945, seit der Teilung des Deutschen Reiches als Folge des zweiten Weltkrieges, zeigen sich Ansätze zu eigenen Entwicklungen im Bereich der Sprache der Politik, in ideologischer Hinsicht wie mit Bezug auf die Benennung von Institutionen, z. T. auch in neutralen Bezirken. Das kann zu Kommunikationsbeeinträchtigungen führen.

Andererseits können wir von einem fortschreitenden Abbau auch der sozialen Sprachbarrieren sprechen. Die Ausbreitung der Standardsprache schreitet voran, und die Beherrschung macht in allen sozialen Schichten, mindestens in passiver Form, deutliche Fortschritte; freilich liegen hier noch große spracherzieherische Aufgaben, namentlich was die Kompetenzerweiterung angeht.

Ständig ist in der Entwicklung jeder Sprache, auch der deutschen, das Streben nach sprachlicher Ökonomie in dem beschriebenen Sinne wirksam, und zwar in allen Bereichen der Sprache. Auffällig ist, daß dennoch im heutigen Deutsch so viele unökonomische Zustände zu finden sind, überkommene und zum Teil, wie sich gezeigt hat, neu entstandene und entstehende. Man denke nur an die unsystema-

tischen Teile unseres Rechtschreibsystems, an die nur historisch zu begreifenden Kasusmorpheme und Personalformantien des Verbs — abgesehen von der allen natürlichen Sprachen eigenen Polysemie der Wörter, die durch den Kontext allerdings meist eindeutig gemacht werden. Das Streben der Sprachträger nach sprachlicher Ökonomie hat also wie das, wie wir sahen, eng damit verknüpfte Bestreben nach Herstellung eines geschlossenen sprachlichen Systems etwas Tragisches an sich: es kommt nie zum Ziel. Die Gründe liegen auf der Hand: die natürliche Sprache ist wesentlich durch eine geschichtliche Dimension bestimmt und ist ein Kollektivgebilde, an dem viele und zum Teil in verschiedener Richtung bauen. Es kommt dazu, daß Redundanzen in gewissem Umfang für die Kommunikation günstig oder erforderlich sind, weil unsere Rede nicht nur nicht selten physikalisch durch Geräusche beeinträchtigt ist, sondern auch psychologisch durch die Gefahr der Unaufmerksamkeit des Partners. Von da aus ist es zu verstehen, daß immer wieder neue redundante Bildungen als Ausfluß des Strebens nach Verdeutlichung entstehen; auf diese Weise wird eine mehrfache Sicherung des Inhalts erreicht, die zum Teil auch nötig erscheint²⁹, vgl. *auf den Berg steigen* und, mit mehr Information, *den Berg hinaufsteigen*. Nicht selten aber sind Redundanzen überflüssig, so z. B. beim Wortschatz, soweit neben heimischen Wörtern Entlehnungen aus anderen Sprachen stehen, z. B. *Aufzug* — *Lift*. Allerdings bestehen meist semantische Unterschiede, so daß keine eigentliche Redundanz vorliegt, vgl. *Steckenpferd* — *Hobby* (letzteres meint eine viel ernster zu nehmende Betätigung als das erstere), und namentlich sind die Konnotationen verschieden, so daß es Synonyme im strengen Wortsinn nicht geben dürfte.

Ein hier ausgeklammerter Gesichtspunkt ist die Frage, inwieweit bei der Ökonomisierung systemimmanente und extralinguistische Motive im Spiel sind. Es handelt sich um ein Zusammenspiel, dem nachgegangen werden sollte.

Der Gesichtspunkt der Ökonomie, der systembezogenen wie vor allem der informationsbezogenen, hat große Bedeutung für die Beurteilung der sprachlichen Entwicklung. Von hier aus ergibt sich ein wichtiges Kriterium für die Wertung von Doppelformen: der Informationswert im Sinne von Informationsgehalt und -tempo. Dabei wird man im Hinblick auf die Entscheidungsfreiheit der Sprachgemeinschaft

²⁹ Martinet (Anm. 4), S. 176 f.

nicht ohne weiteres so weit gehen wollen wie Jespersen, Bally, Meillet, neuerdings Einar Haugen (s. o.), die eine planwirtschaftliche Lenkung der Sprachentwicklung unter dem Gesichtspunkt der Effizienz fordern³⁰, auf jeden Fall nicht für die konstanteren Bereiche von Morphologie und Syntax — bei der Orthographie, der Aussprache und dem Wortschatz greifen wir ja ohnehin schon von jeher stark ein, bei den beiden erstgenannten Bereichen sogar im Sinn von festen, von außen gesetzten Normen. Daß aber die Gesichtspunkte sprachlicher Ökonomie entscheidende Kriterien für die sog. Sprachpflege liefern müssen, liegt auf der Hand, für deren Urteil über sprachliche Neuerungen wie für deren vorsichtige Einflußnahme auf die sprachliche Entwicklung. Auch für die Beurteilung sprachlicher Wandlungen im Deutschunterricht muß dem Kriterium der Sprachökonomie ein entscheidender Platz eingeräumt werden.

Daß daneben noch andere — auch ästhetische — Kriterien für die Beurteilung der sprachlichen Wandlungen von Bedeutung sind, sei nicht bestritten (sie seien hier übergangen); hier wurde der Gesichtspunkt der Utilität bewußt einseitig in den Vordergrund gerückt.

Auch die Frage sei zurückgestellt, ob Jespersen recht hat, wenn er die Entwicklung der Sprache generell als Fortschritt wertet. Man wird die Wahrheit irgendwo zwischen seinem Fortschrittsglauben und der gegenteiligen Auffassung der Romantiker suchen müssen, aber sicher mehr in der Nähe von Jespersens Meinung. Mit Einar Haugen mögen wir uns dafür entscheiden, in den Neuerungen keine Degeneration wie die Romantiker und keinen Fortschritt wie die Evolutionisten, sondern wertneutral eine Veränderung zu sehen.³¹

³⁰ Vgl. Koenraads (Anm. 3), S. 123.

³¹ Vgl. Einar Haugen (Anm. 14), S. 62.

Fachtext, Fachstil und Fachsprache

Von Eduard Benes

„Alle linguistische Einsicht beruht letzten Endes auf der Analyse konkreter Sprechakte“ (Bierwisch).¹ Die Sprechakte kann man als getätigte Äußerungen untersuchen, die hier als Texte bezeichnet werden sollen; dabei muß man sich freilich stets auf ein mehr oder weniger repräsentativ gewähltes Korpus beschränken. Man kann aber auch die Sprechhandlungen selbst untersuchen, d. h. die Erzeugung der Texte, indem man mit der Sprache experimentiert und das Sprachgefühl (Intuition) der gebürtigen Sprecher als Kriterium heranzieht. Das erste heuristische Verfahren wurde von den Deskriptivisten zu großer methodischer Reinheit und Exaktheit kultiviert, das zweite von den Generativisten prinzipiell bejaht und mit Hilfe der modernen Logik und Mathematik streng formalisiert. Indessen sind beide Richtungen nicht so einseitig, wie es den Anschein hat. Auch die Deskriptivisten holen bei dem Identifizierungstest („x und y sind bedeutungsgleich“) das Sprachgefühl der Informanten heran, und die Generativisten stützen sich selbstverständlich auch auf die Beobachtung der Texte, die der Experimentator (d. h. der Linguist) selbst nicht generiert hat, abgesehen davon, daß das individuelle Sprachgefühl — psychologisch betrachtet² — einen Niederschlag der individuellen sprachlichen Erfahrung darstellt, die ein Individuum während seiner Auseinandersetzung mit dem Sprachgebrauch, d. h. eigentlich mit verschiedenen Texten, gespeichert hat.

Von der Sprachwissenschaft wurden übrigens beide Beobachtungsverfahren (das extro- und introspektive), wenn auch meist implizit

¹ Bierwisch, Manfred, Stand und Probleme der generativen Grammatik, in: *Wiss. Zt. der Humboldt-Universität zu Berlin, Ges.-Sprachw.R.* 18, 1969, S. 256.

² Kainz, Friedrich, *Psychologie der Sprache* IV, B, Stuttgart 1956, S. 297—392.

und stillschweigend, seit jeher angewandt. Während aber die Berufung auf das Sprachgefühl von den Deskriptivisten programmatisch verpönt und möglichst ausgeschaltet war, haben die Generativisten nicht nur der heuristischen Bedeutung der Intuition wieder zu ihrem Recht verholfen, sondern sogar die explizite, mathematisch formalisierte Beschreibung der Intuition (Kompetenz) für das Ziel der Sprachwissenschaft erklärt.

Der springende Punkt in der Theorie der Generativisten ist die Grammatikalität. Die Entscheidung darüber, ob ein Satz von der grammatischen Wohlgeformtheit abweicht oder nicht, ist manchmal sehr schwierig. Zwischen „grammatisch“ und „ungrammatisch“ ist eine reich differenzierte Skala von Zwischenstufen anzunehmen, wie dies schon mehrfach diskutiert wurde.³

Dabei wurden aber gewöhnlich nur lose Einzelsätze untersucht. Damit kann sich allerdings die generative Grammatik nicht begnügen, wenn sie nicht nur richtige Sätze, sondern ganze adäquate Texte generieren will. Auch ein grammatisch normaler Satz kann — als Ganztext oder Textteil betrachtet — höchst abnormal wirken, wenn er der Situation oder dem Kontext nicht adäquat ist — und z. B. im Munde eines fremdsprachlichen Ausländers einen größeren Verstoß gegen das soziale Sprachverhalten bedeuten als eine Abweichung von der Grammatikalität. Eine Sprachtheorie, die die Dimension des sozialen Sprachverhaltens nicht einschließen würde, wäre nur eine unvollständige und unbefriedigende Explanation des Sprachgeschehens und auch der Sprachkompetenz.⁴

Die Textproblematik ist aber kompliziert und äußerst schwierig. Zunächst muß man sich mit der verwirrenden Variabilität der Texte theoretisch auseinandersetzen; sie ist ganz augenscheinlich, aber offensichtlich nicht willkürlich. Von den bisherigen Versuchen, diese Vielfalt der Varianten des Sprachgebrauchs zu erfassen, seien nur drei methodologische Ansätze genannt:

1. Die englische Linguistik hat neulich eine Untersuchung von verschiedenen „Registern“ einer Sprache vorgeschlagen, die sich je nach

³ Bierwisch, Manfred, Grammatik des deutschen Verbs, Berlin 1963, S. 165 f.; Steube, Anita, Gradation der Grammatikalität, in: Probleme der strukturellen Grammatik und Semantik, hrsg. von Rudolf Růžička, Leipzig 1968, S. 87—113.

⁴ Hymes, Dell, On Communicative Competence, Philadelphia, Univ. of Pennsylvania Press 1970. — Vgl. auch Wunderlich, Dieter, Unterrichten als Dialog, in: STZ 32, 1969, S. 264.

dem Mitteilungsgegenstand, nach der Mitteilungsart und nach der Beziehung zum Mitteilungspartner unterscheiden.⁵

2. Die Japaner haben im Anschluß an Hayakawa eine Untersuchung des „sprachlichen Seins“ in Angriff genommen, die sich auf eine ähnliche Weise mit den verschiedenen Rollen befaßt, die der Sprecher bei seiner Kommunikation übernimmt.⁶

3. Die Prager Schule hat schon vor Jahren eine Lehre von der Differenziertheit der Schriftsprache entwickelt⁷ und die Faktoren analysiert, die die Textgestaltung beeinflussen. Das der Textgestaltung zugrunde liegende Prinzip der Auswahl, Anwendung und eventuell auch Anpassung der Systemmittel einer Sprache wird von der Prager Schule als *Stil* aufgefaßt.⁸

Bei der Klassifizierung der Stile muß man vor allem den individuellen Autorenstil von überindividuellen Stilen unterscheiden, die nach mannigfachen Kriterien eingeteilt werden können. Legt man der Einteilung als Hauptkriterium die vorherrschende kommunikative Funktion zugrunde, so kann man nach Havránek⁹ innerhalb einer modernen Schriftsprache drei Funktionalstile unterscheiden: den Konversationsstil, den künstlerischen Stil und den Fachstil, der dann weiter in den praktischen Sachstil (Stil des öffentlichen Verkehrs, Gebrauchsstil) und den theoretischen, wissenschaftlichen Fachstil unterteilt wird. Havráneks Typologie hat im Vergleich mit der Lehre von den Registern den Vorteil, daß sie eine übersichtliche abstrahierende Verallgemeinerung und zugleich auch eine Einordnung verschiedenartiger Textsorten unter einigende Oberbegriffe erlaubt.

Das Grundschema Havráneks wurde verschiedentlich abgewandelt. Manchmal wird z. B. auch der Stil der Presse und Publizistik als

⁵ Halliday, M. A. K. / McIntosh, Angus / Strevens, Peter, *The Linguistic Sciences and Language Teaching*, London 1964, S. 87—96.

⁶ Neverov, S. V., *Ob istokach teorii „jazykogo suščestvovanija“*, in: *Istoriko-filologičeskije issledovanija*, Moskau 1965, S. 120—124.

⁷ Havránek, Bohuslav, *Úkoly spisovného jazyka a jeho kultura* (Die Aufgaben der Schriftsprache und deren Kultur), in: *Spisovná čeština a jazyková kultura*, Prag 1932, S. 32—84. Zugänglich auch in einer englischen Teilübersetzung von P. L. Garvin unter dem Titel: *„The Functional Differentiation of the Standard Language“* in seiner *Anthologie: Prague School. Reader in Esthetics, Literary Structure, and Style*, Washington 1964, S. 3—16.

⁸ Hausenblas, Karel, *Styly jazykových projevů a rozvrstvení jazyka* (Stilarten von sprachlichen Äußerungen und die Sprachdichtung), in: *Slovo a slovesnost* 23, 1962, S. 189—201.

⁹ Havránek (Anm. 7), S. 67 ff.

selbständiger Stil ausgesondert¹⁰, während er von Havránek als Misch- und Übergangstil unter den Fachstil subsumiert wird. Von Doležel¹¹ wurde unter Benutzung der informationstheoretischen Terminologie ein neues Modell entworfen, in dem künstlerischer, Konversations-, Erkenntnis- und Direktivstil das gesamte Kommunikationsnetz bilden.

Solche Klassifikationsversuche sind freilich zunächst nur Arbeits-hypothesen, die es erst zu verifizieren gilt. Die Sprachwissenschaft muß Methoden suchen, die eine exakte Beschreibung der Besonderheiten von einzelnen Funktionalstilen erlauben. Da ihre Spezifik in unterschiedlicher Vorkommenshäufigkeit sprachlicher Mittel deutlich zutage tritt, liegt es auf der Hand, für eine objektive und präzise Charakteristik des Fachstils quantitative, sprachstatistische Verfahren anzuwenden.¹²

Für die heutige deutsche Fachprosa wurden schon einige wichtige quantitative Kenndaten von verschiedenen Forschern ermittelt, die an dieses Problem auf unterschiedliche Weise herantraten. Eggers¹³ unternahm seine Zählforschungen, um die quantitativen Eigenheiten der modernen deutschen Fachprosa zu erfassen und zu analysieren. Winter¹⁴ versuchte, verschiedene Stile als eine Art Sozialdialekte durch bestimmte Isoglossenbündel auszugliedern und voneinander abzugrenzen; deshalb untersuchte er nichtobligatorische (vor allem syntaktische) Sprachelemente, die voraussichtlich als stilstatistische Kennzeichen relevant sein könnten (Häufigkeit des Subjekts in der 1. Satzposition, Verteilung der finiten Verbformen). Während diese zwei Forscher von linguistischer Fragestellung ausgehen und die Sprachstatistik als Hilfsmethode handhaben, geht Fucks¹⁵ von der mathematischen Fragestellung aus. Er beschränkt sich auf die rein

¹⁰ Riesel, Elise, *Stilistik der deutschen Sprache*, Moskau 1963, S. 14 ff.

¹¹ Doležel, Lubomír, *Zur statistischen Theorie der Dichtersprache*, in: *Mathematik und Dichtung*, hrsg. von Rul Gunzenhäuser und Helmut Kreuzer, München 1965, S. 285.

¹² Hoffmann, Lothar, *Zur quantitativen Charakteristik der Sprache wissenschaftlicher Texte*, in: *Linguistische und methodologische Probleme einer spezialsprachlichen Ausbildung*, Halle/Saale 1967, S. 128—140.

¹³ Eggers, Hans, *Zur Syntax der deutschen Sprache der Gegenwart*, in: *Studium generale* 15, 1962, S. 49—59.

¹⁴ Winter, Werner, *Stil als linguistisches Problem*, in: *Satz und Wort im heutigen Deutsch = Sprache der Gegenwart* 1, Düsseldorf 1967, S. 219—235.

¹⁵ Fucks, Wilhelm / Lauter, Josef, *Mathematische Analyse des literarischen Stils*, in: *Mathematik und Dichtung*, hrsg. von Rul Gunzenhäuser und Helmut Kreuzer, München 1965, S. 107—122.

mathematische Stilcharakteristik, die durch quantitativ faßbare Struktureigenschaften der Texte definiert ist und die sprach-, gattungs-, autor- oder werkspezifisch sein kann. Mit Hilfe von zwei Parametern (Mittelwert der Silben pro Wort und der Wörter pro Satz) stellte er fest, daß sich die Texte der Belletristik und der Fachprosa in der Hauptsache auf zwei verschiedene Bereiche verteilen, daß sie sich aber auch z. T. überdecken. Fucks bleibt sich dessen bewußt, daß die mathematischen Charakteristiken lediglich die formale Struktur der Texte erfassen und daß es nur Wahrscheinlichkeitsaussagen sind.¹⁶ Die stilstatistische Untersuchung der Fachprosa stellt uns vor viele Probleme. Das erste Problem ist schon die Wahl der Stichproben. Die Fachprosa ist offensichtlich nicht homogen. Verschiedene Fachtextsorten (z. B. eine mathematische Beweisführung und eine kunsthistorische Abhandlung) weisen gewaltige Unterschiede auf. Es ist daher zweckmäßig, zunächst eine tentative Typologie der Fachtexte zu entwerfen.¹⁷ Nach bestimmten Kriterien (wie Kommunikationsbereich oder Themenkreis, Fachlichkeitsgrad, Einstellung zum Empfänger, Medium der Mitteilung, Art der Stoffbehandlung) könnte man die Gesamtheit der Texte verschiedenartig klassifizieren und auch jeden Text typologisch bestimmen und einreihen. Da es sich dabei um außersprachliche und kompositionstektonische Kriterien handelt, kann man die Zuordnung eines Textes zu einer bestimmten Textsorte schon vor der stilistischen Sprachanalyse durchführen. Dieses Verfahren ist durchaus plausibel: es basiert auf dem „Means-Ends-Model“¹⁸ der Sprache. Es wird untersucht, mit welchen Mitteln der Sender der Mitteilung seine (schon vor und während der Textgestaltung vorhandene) kommunikative Absicht realisiert, wie er die angestrebte Wirkung auf den Empfänger erzielt, und zwar unter den jeweils objektiv gegebenen Bedingungen der Mitteilung. Je nach dem Ziel der Untersuchung können kleinere oder größere Bereiche der Fachprosa erforscht werden. Die Mikrountersuchung, die die eng und deutlich umgrenzten Stilgattungen (Textsorten) charakterisiert — z. B. den Stil der Fernsehreklame, des gerichtlichen Verhörs, des Sektionsbefunds —, ist ebenso nützlich wie die Makro-

¹⁶ Ebd., S. 121.

¹⁷ Beneš, Eduard, Zur Typologie der Stilgattungen der wissenschaftlichen Prosa, in: Deutsch als Fremdsprache 6, 1969, S. 225—233.

¹⁸ Jakobson, Roman, Efforts towards a Means-Ends Model of Language in European Linguistics in the Inter-War Period, in: Trends in Modern Linguistics, Utrecht 1963, S. 104—108.

untersuchung, die die Stilcharakteristiken aufdeckt, die verschiedenen Textsorten gemeinsam und für größere Stilbereiche (z. B. für den instruktiven Stil) typisch sind. Es ist günstig, wenn die Erforschung der rein ausgeprägten Texte einer Stilgattung auch durch das Studium der Mischtexte aus verschiedenen Rand- und Übergangszonen eines Stiles (einer Stilgattung) — wie z. B. Essay, Polemik, populär-wissenschaftlicher Stil — ergänzt wird.

Bei der stilstatistischen Untersuchung können verschiedene wiederkehrende sprachliche Elemente (Phoneme, Grapheme, Morpheme, syntaktische und lexikalische Einheiten und ihre Kombinationen) gezählt werden. Auf der phonematischen und graphematischen Ebene sind zwar keine relevanten Unterschiede zu erwarten, was die Verteilung von Phonemen bzw. Graphemen betrifft, wohl aber in bezug auf die Phonem- bzw. Graphemkombinatorik und den phonologischen Aufbau der Wörter (ihre Silbenzahl usw.). Wichtiger und aufschlußreicher sind die Unterschiede auf der morphologischen Ebene, z. B. in der Verteilung von Wortarten, von Verbformen, von Kasusformen der Nomina usw. Zum Teil sind diese Unterschiede syntaktisch bewirkt. So spiegelt sich die Neigung des Fachstiles zur nominalen Ausdrucksweise offensichtlich auch in der Verteilung der Wortarten wider.¹⁹ Stilistisch besonders relevant und ausgiebig sind die sprachstatistischen Untersuchungen auf der syntaktischen Ebene; sie sind aber auch mit großen Schwierigkeiten verbunden, denn eine einwandfreie Identifizierung der syntaktischen Einheiten ist oft problematisch oder kaum möglich.²⁰ Die stilstatistische Untersuchung der Lexik hat für die Fachprosa eine außerordentlich große Bedeutung; sie vermittelt genaue Daten nicht nur über den konkreten Wortschatz der Fachtexte, sondern auch über den Gesamtumfang des benutzten Wortschatzes, über den Wiederholungsindex der Wörter usw. Auf diese Weise lassen sich wichtige Einsichten in den Aufbau der Fachtexte gewinnen.²¹

Bei solchen stilstatistischen Untersuchungen sollte man alle statistischen Maße in Betracht ziehen, nicht nur den Mittelwert, sondern auch Dispersion, Varianz und Verteilungsform der relativen Vor-

¹⁹ Beneš, Eduard, Nominalisierungstendenzen in der deutschen wissenschaftlichen Fachsprache, in: Wiss. Zs. der Pädagogischen Hochschule Potsdam, Ges.-Sprachw. Reihe, 1967/2, S. 147—154.

²⁰ Hoffmann, Lothar, Zur Spezifik der Fachsprache in sprachstatistischer Sicht, in: Fremdsprachenunterricht 12, 1968, S. 469—475.

²¹ Hoffmann, Lothar (Anm. 12), S. 136 ff.

kommenshäufigkeit.²² Zur Charakteristik der Texteigenschaften werden auch verschiedene stilstatistische Koeffizienten verwendet, wie z. B. das Verhältnis Verb/Adjektiv (der sogenannte „Aktionsquotient“, eingeführt vom Sprachpsychologen Busemann), verschiedene Formeln für den sogenannten „Wortschatzreichtum“ usw.²³

Es werden auch verschiedene mathematische Verfahren angewendet, um das gegenseitige Verhältnis und die Korrelation von verschiedenen Sorten der Fachtexte zu ermitteln. So wurden z. B. unlängst an Hand des tschechischen Materials acht verschiedene Textsorten untersucht, die einen normativen, instruktiven oder direktiven Charakter tragen (wie z. B. Rechtsnormen, amtliche Richtlinien, Gebrauchsanweisungen, Kochrezepte, Kommandos der Flughafenkontrolltürme u. ä.). Aufgrund der statistisch festgestellten grammatischen Merkmale (wie z. B. der Prozentsatz von verschiedenen Wortarten, Tempus- und Modusverbformen) wurde dann das gegenseitige Verhältnis der Textproben mit Hilfe der Faktorenanalyse berechnet²⁴ und unter Anwendung einer anderen mathematischen Methode auch graphisch in Form des sog. Dendrits exakt dargestellt.²⁵

Ich habe diese an Hand des tschechischen Sprachmaterials durchgeführten Untersuchungen erwähnt, um anzudeuten, daß bei der statistischen Erforschung des deutschen Fachstils noch sehr vieles zu leisten ist.

Andererseits muß man sich aber der Grenzen bewußt sein, die der Stilstatistik gesetzt sind. Sie wird zu einer tieferen Erkenntnis des Fachstils desto mehr beitragen, je enger sie mit der strukturorientierten qualitativen Analyse verknüpft sein wird, die die stilistische Struktur des Textes, die wechselseitigen Beziehungen zwischen den textbildenden Elementen untersucht und aufzeigt, wie die dominante Funktion in der betreffenden Stilgattung (Textsorte) die hierarchische Anordnung der Strukturelemente bestimmt.²⁶ Die funktionale und strukturelle Untersuchung erspart uns viel Zeit und Arbeit, wenn sie der statistischen vorangeht und diese auf voraussichtliche relevante Merk-

²² Michel, Georg, Stilnormen grammatischer Mittel, in: Zs. für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationswissenschaft, Bd. 22, 1969, S. 493–501.

²³ Těšitelová, Marie, On the So-Called Vocabulary Richness, in: Prague Studies in Mathematical Linguistics 3, Prag 1971 (im Druck).

²⁴ Kraus, Jiří / Polák, Josef, Text Factors and Characteristics, in: Prague Studies in Mathematical Linguistics 2, Prag 1968, S. 155–171.

²⁵ Kraus, Jiří / Vašák, Pavel, Popytky kolicestvennoj tipologii tekstov, in: Prague Studies in Mathematical Linguistics 2, Prag 1968, S. 77–88.

²⁶ Doležel, L. (Anm. 11), S. 280.

male orientiert, und auch die statistischen Ergebnisse erhalten mehr Aussagekraft, wenn sie funktional und strukturell interpretiert werden.²⁷

Wir haben bis jetzt nur vom Fachstil gesprochen, der von uns als Prinzip der linearen Organisation der Fachtexte aufgefaßt wird.

Was aber ist die Fachsprache? Über diesen Punkt herrscht keine Einigkeit. Gewöhnlich wird die Fachsprache auf den Fachwortschatz reduziert²⁸; andere Sprachmittel, über die sie verfügt, werden der Gemeinsprache zugeschrieben. Als Kriterium für die Zugehörigkeit eines Sprachmittels zur Gemeinsprache gilt seine allgemeine Verständlichkeit. Es wird allerdings zugegeben, daß die Grenze fließend und sehr relativ ist. Hinzu kommt die Frage, welche Stellung die Fachsprachen (bzw. der Fachwortschatz) im Verhältnis zu anderen Sondersprachen (bzw. zum übrigen Sonderwortschatz) einnehmen. Die übliche (wenn auch terminologisch nicht gefestigte) Gegenüberstellung von sachbezogenen Fachsprachen und sozialgebundenen Gruppensprachen²⁹ ist wohl berechtigt; man müßte aber auch noch die komplizierten Wechselbeziehungen zwischen Fachsprachen und Gruppensprachen untersuchen, um zu ihrer genaueren Abgrenzung zu gelangen. Dabei würde man wohl auch verschiedene Formen von Fachjargon³⁰ als eine Mischform zwischen Fach- und Gruppensprache unterscheiden müssen. Die konkrete Erforschung dieser sprachsoziologischen Problematik hat D. Möhn³¹ in Angriff genommen, indem er bahnbrechend untersuchte, wie sich in einem chemischen Großbetrieb die fachliche Kommunikation auf verschiedenen sozialen, sprachlichen und stilistischen Ebenen und mit unterschiedlicher fach-

²⁷ Vgl. z. B. Römer, Ruth, Die Sprache der Anzeigenwerbung = Sprache der Gegenwart 4, Düsseldorf 1968; Rath, Rainer / Brandstetter, Alois, Zur Syntax des Wetterberichtes und des Telegrammes, Duden-Beiträge, Heft 33, Mannheim 1968.

²⁸ Vgl. Stroh, Fritz, Handbuch der germanischen Philologie, Berlin 1952, S. 335 ff.; Porzig, Walter, Das Wunder der Sprache, Bern 1957, S. 247.

²⁹ Vgl. auch Moser, Hugo, Umgangssprache, in: ZfMAF 27, 1960, S. 215—232.

³⁰ Vgl. Beneš, Eduard, Die Fachsprache, in: Deutschunterricht für Ausländer 18, 1968, S. 124—136.

³¹ Möhn, Dieter, Die Industrielandschaft — ein neues Forschungsgebiet der Sprachwissenschaft, in: Jahrbuch 1963 des Marburger Universitätsbundes, Marburg 1964, S. 303 ff.; ders., Zur Sprache der Arbeit im industriellen Großbetrieb, in: Arbeit und Volksleben, Göttingen 1967, S. 216—222; ders., Sprachwandel und Sprachtradition in der Industrielandschaft, in: Verhandlungen des II. Internationalen Dialektologenkongresses II, Wiesbaden 1968, S. 561—568; ders., Fach- und Gemeinsprache. Zur Emanzipation und Isolation der Sprache, in: Wortgeographie und Gesellschaft, Berlin 1968, S. 315—348.

licher Zielstellung abspielt, wobei sich schrift- und umgangssprachliche oder auch mundartliche Elemente eigenartig vermischen.

Die Fachsprache kann aber auch anders umrissen werden: als Inventar aller Sprachmittel, die in den Fachtexten vorkommen und die für die Bedürfnisse des Fachstils angemessen, angepaßt bzw. auch neu und zusätzlich herausgebildet sind. Dann wäre unter „Gemeinsprache“ nicht die Gesamtheit von allgemeinverständlichen Mitteln zu verstehen, sondern die Summe der stilistisch neutralen Sprachmittel, über die eine Sprache potentiell verfügt, die aber in verschiedenen Stilen und Texten verschiedentlich (in verschiedenem Umfang und auf verschiedene Weise) realisiert werden.

Nach dieser Auffassung gibt es in einer Sprache zwar stilistisch neutrale Sprachmittel, aber keinen neutralen Stil. In jedem Stil werden neben den neutralen Sprachmitteln auch spezifische Sprachmittel verwendet, die für diesen Stil typisch sind. In den Stil, in dem sie beheimatet sind, fügen sich solche Stilmittel homogen ein; wenn sie aber in einen anderen Stil übertragen sind, fallen sie auf.³² Durch seine Zugehörigkeit zu einem bestimmten Funktionalstil wird ein Sprachmittel stilistisch markiert in bezug auf seine Stilsphäre (Stilschicht); außerdem wird es noch stilistisch charakterisiert durch seine Lage über bzw. unter dem Nullpunkt der stilistischen Höhenlage (Stilebene) und durch seine inhärente Expressivität (Stilfärbung). Diese drei Komponenten bilden die stilistische Charakteristik (den Stilwert) eines Sprachmittels.³³ In diesem Sinne kann man dann die stilistisch unmarkierten Sprachmittel, d. h. die Gemeinsprache, und die stilistisch einfach bis dreifach markierten Sprachmittel, die mannigfaltig geschichtet sind, unterscheiden.

Die stilistische Markierung eines Sprachmittels wird meist intuitiv empfunden; sie kann daher z. T. durch Informantentests ermittelt werden; außerdem auch durch die Vertauschprobe im Großkontext und durch statistische Erhebungen. Moderne Häufigkeitswörterbücher geben nicht nur die Gesamtfrequenz eines Wortes an, sondern auch die Verteilung der Einzelvorkommen auf verschiedene Stile (Textklassen). Aufgrund dieser Angaben kann dann festgestellt werden,

³² Havránek, Bohuslav (Anm. 7), S. 59.

³³ Riesel, Elise, Stilistische Bedeutung und stilistischer Ausdruckswert des Wortes als paradigmatische und syntagmatische Kategorie, in: Deutsch als Fremdsprache 4, 1967, S. 323—331.

welche Wörter in allen Stilen gleichmäßig vertreten sind, welche dagegen nur in einigen verwendet oder bevorzugt, in anderen aber gemieden werden. Durch Kombination aller drei Ermittlungsverfahren kann die Unterscheidung der stilistisch neutralen und der stilistisch markierten Sprachmittel mit ziemlich hoher Objektivität vorgenommen werden.

Nach unserer Auffassung zählen wir aber zum Wortschatz der Fachsprache nicht nur den funktionalstilistisch markierten Fachwortschatz, sondern auch stilistisch neutrale Wörter, die vorwiegend im Fachstil verwendet werden, und dazu auch Grundwörter, die in allen Stilen vorkommen. Dasselbe gilt analog auch für grammatische Mittel.

Wenn man die Sprache als System von Systemen betrachtet³⁴, ist man berechtigt, auch die Fachsprache als ein Untersystem aufzufassen, weil man ein bestimmtes Repertoire von Sprachzeichen (einen Subcode) aussondern kann, nach dem die Fachtexte kodiert werden könnten. Es ist durchaus möglich, daß dieser Subcode für einige Textklassen der Fachprosa (z. B. für den Wetterbericht) sowohl in lexikalischer als auch besonders in grammatischer Hinsicht scharf profiliert und stark restringiert ist. In diesem Sinne also wird die Fachsprache nicht nur als Wortschatzschicht, sondern als regelrechte Sprachmodifikation (Sprachvariante) aufgefaßt. Die alte Vorstellung, als ob die Sprachmittel verschiedener Sprachsphären hermetisch voneinander getrennt und sozusagen eingeschachtelt wären, muß dann freilich aufgegeben werden. Man darf sich die Koexistenz der Teilsysteme der Sprache nicht etwa in Form eines zweidimensionalen Schemas vorstellen, als ob sich immer nur die benachbarten Systeme direkt beeinflussen und eventuell auch überdecken könnten, sondern als eine komplizierte Kooperation und Interaktion, die sich in allen möglichen Dimensionen und Relationen verwirklicht. Das Sprachsystem ist in der Sicht der Prager Schule auch nie ganz stabil, sondern im stetigen Umbau begriffen und innerlich nie vollkommen ausgewogen.³⁵ Man muß deshalb zwischen seinem Zentrum und seiner Peripherie unterscheiden, was uns ermöglicht, auch bei synchroner Betrachtung die Dynamik des Sprachgeschehens zu sehen und somit auch die Stellung und Funktion der Randzonen und Übergangs-

³⁴ Vachek, Josef, *The Linguistic School of Prague*, Bloomington, Indiana University Press 1966, S. 28.

³⁵ Ebd., S. 26.

erscheinungen im Sprachsystem aufzuhellen und entsprechend einzuschätzen.³⁶

In Verbindung damit, daß wir der Fachsprache den Status eines Subsystems der Schriftsprache zuerkennen, könnten wir auch den Gedanken Herdans³⁷ aufgreifen, daß die unterschiedliche Frequenz der Sprachelemente auch systemhaft aufzufassen ist, in dem Sinne, wie etwa die unterschiedliche Ausnutzung der Phoneme als Eigenschaft des phonologischen Systems betrachtet wird. Dann könnte man auch von der Syntax (bzw. Grammatik) der deutschen Fachsprache sprechen, und zwar mit desto größerem Recht, als die fachsprachliche Syntax nicht nur durch eine spezifische Frequenz der syntaktischen Mittel charakterisiert wird, sondern auch durch ihre spezifische Verwendungsweise und durch ihre Wechselbeziehungen, da diese Mittel aufeinander abgestimmt und so hierarchisch strukturiert sind, wie es die kommunikative Funktion des Fachstils erfordert. Die typischen syntaktischen Besonderheiten der deutschen Fachsprache³⁸ (überreiche Auffüllung des im allgemeinen bevorzugten Einfachesatzes, Vorliebe für verschiedene Typen der nominalen Ausdrucksweise und für das Passiv, möglichst enge Verbindung der Satzelemente, klare Gliederung der Sätze auf der Sinnebene und ihre dichte und explizite Verflechtung) sind durchaus funktionsgerecht. Mit ihrer Hilfe erzielt der Fachstil die Vollständigkeit und Genauigkeit, Ökonomie und Standardisierung des Ausdrucks, die er erstrebt. Die syntaktische Eigenart der Fachsprache beeinflusst auch die Auswahl, Verwendung und Frequenz der morphologischen Mittel. Die Daten über die Vorkommenshäufigkeit der grammatischen Mittel in den Fachtexten können sowohl für die Charakteristik des Fachstils als auch für die Beschreibung und Analyse der Fachsprache ausgewertet werden.

Andererseits steht die fachsprachliche Syntax in engen Wechselbeziehungen zu der fachsprachlichen Wortbildung und Lexik. Die Besonderheiten der fachsprachlichen Wortbildung, z. B. die reiche Ausnutzung von bestimmten Affixen wie *ver-* (*vergrößern*), *be-* (*beschallen*), *ent-* (*entfetten*), *zer-* (*zerspanen*), *-er* (*Kopfhörer*), *-bar*

³⁶ Daneš, František, The Relation of Centre and Periphery as a Language Universal, in: Travaux linguistiques de Prague 2, Prag 1966, S. 9—21.

³⁷ Herdan, G., Language as Choice and Chance, Groningen 1956; Große, Rudolf, Die soziologischen Grundlagen von Nationalsprache und Literatursprache, Umgangssprache und Halbmundart, in: Deutsch als Fremdsprache 6, 1969, S. 405.

³⁸ Beneš, Eduard, Syntaktische Besonderheiten der deutschen wissenschaftlichen Fachsprache, in: Deutsch als Fremdsprache 3, 1966/3, S. 26—36.

(*deutbar*), -mäßig (*turnusmäßig*), von Verbpartikeln (*abpanzern, aufsägen, aushärten, überschweißen, untergießen*), mehrgliedrige Zusammensetzungen (*Drehstromkurzschlußläufermotor*), eigenartige Verbkomposita (*fließpressen, Außenrund-Schnelleinsteichschleifen*) usw., wurden schon mehrfach nachgewiesen und erhellt.³⁹ Die Rückwirkung der fachsprachlichen Wortbildung auf die fachsprachliche Syntax ist zwar offensichtlich, aber noch wenig erforscht⁴⁰, obwohl es auch vom konfrontativen Standpunkt aus — beim Vergleich mit anderen Sprachen — sehr wichtig wäre.

In der Lexik der Fachtexte verdient auch der nichtfachliche Wortschatz weitgehende Beachtung. Durch verschiedene Untersuchungen wurde erstens erhärtet, daß in der Fachprosa häufig Wortklassen vertreten sind, die sonst ziemlich selten vorkommen, wie z. B. „Funktionsverben“ mit verblaßter Bedeutung (*durchführen, erfolgen, sich ergeben*)⁴¹, Substantive und Adjektive mit abstrakter Bedeutung (*Beziehung, Vorgang; erheblich, jeweilig*), sekundäre Präpositionen und präpositionale Wortgruppen (*mittels, auf Grund*) u. ä. Diese Lexik entspricht den Bedürfnissen des Fachstils und bildet einen festen Bestandteil der Fachsprache. Zweitens wurde nachgewiesen, daß ein bestimmter Wortgrundstock entweder allen oder mehreren Wissenschaftsfächern gemeinsam ist.⁴² Die vorläufigen Ergebnisse der von Erk⁴³ angestellten Untersuchungen lassen auch den Schluß zu, daß auch die Bedeutung der Wörter in der Fachsprache schärfer ausgeprägt

³⁹ Mackensen, Lutz, Muttersprachliche Leistung der Technik, in: Sprache — Schlüssel zur Welt. Festschrift für L. Weisgerber, Düsseldorf 1959, S. 285—308; Reinhardt, Werner, Produktive verbale Wortbildungstypen in der Fachsprache der Technik, in: Wiss. Zs. der Pädagogischen Hochschule Potsdam, Ges.-Sprachw. Reihe, 1966/2, S. 183 ff.; ders., Probleme der Wortbildung in der deutschen Fachsprache der Technik, dargestellt am Beispiel der sog. verbalen Partikelkompositionen, in: Deutsch als Fremdsprache 6, 1969, S. 415—420; Schütze, Ruth, „Außenrund-Schnelleinsteichschleifen“ — Bemerkungen zu einem Wortbildungstyp in der Fachsprache der Technik, in: Deutsch als Fremdsprache 6, 1969, S. 421—426; Fleischer, Wolfgang, Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache, Leipzig 1969.

⁴⁰ Koenraads, W. H. A., Studien über sprachökonomische Entwicklungen im Deutschen, Amsterdam 1953.

⁴¹ Vgl. Baumbach, Rudolf, Das Verb in deutschen medizinischen Lehrbüchern, in: Deutschunterricht für Ausländer 17, 1967, S. 11—20; Köhler, Claus, Zur Verwendung des Verbs in technischer Literatur — insbesondere bei der sprachlichen Realisierung von Zuordnungen, in: Deutsch als Fremdsprache 5, 1968, S. 89—95, 159—164.

⁴² Siliakus, H. J., Series: German Word Lists, No. 1: Musicology, No. 2: Literary Criticism, No. 3: Geography, Adelaide 1968—1969.

⁴³ Informationen über dieses Forschungsvorhaben s. in den Jahrbüchern des Goethe-Instituts (Jahrbuch 1967, S. 88 f., Jahrbuch 1968, S. 55).

ist, d. h., daß ein Wörterbuch der Fachsprache weniger Bedeutungsnuancen (und in einer anderen Reihenfolge) anführen könnte als ein allgemeines Wörterbuch.

Zieht man in Betracht, daß die Fachsprachen bei allen Unterschieden in der Fachterminologie auch einen gemeinsamen Kern haben — spezifischen Wortschatz, spezifische Anwendungsweise der syntaktischen und Wortbildungsmittel —, dann ist man wohl berechtigt, sowohl von der Fachsprache im allgemeinen als auch von den Fachsprachen der Einzelbereiche zu sprechen.⁴⁴

Schließlich kann auch die Terminologie von einem einheitlichen Standpunkt aus betrachtet werden. Der Terminus hat die Aufgabe, einen im betreffenden Fach exakt definierten oder durch eine Konvention festgelegten Begriff oder Gegenstand eindeutig und einnamig zu bezeichnen. Doch ist das Ideal der Ein-ein-deutigkeit (ein Name = ein Begriff) nur selten erreichbar. Viele Fachausdrücke sind durch Polysemie (bzw. Homonymie) belastet, sie haben in verschiedenen Fächern unterschiedliche Bedeutungen und manchmal auch in der Alltagssprache eine unterterminologisierte Bedeutung (z. B. *Wurzel* als Wort der Alltagssprache und als Terminus der Botanik, der Sprachwissenschaft und der Mathematik). Umgekehrt werden viele Begriffe durch synonyme Ausdrücke bezeichnet (*Verb, Zeitwort, Tätigkeitswort, Aussagewort*). Von den Fachdisziplinen, besonders in der Technik, wird eine Normung (Standardisierung) der Terminologie, oft auch im internationalen Maßstab, angestrebt; sie ist aber mit großen fachlichen und sprachlichen Problemen verbunden.⁴⁵ Vom linguistischen Standpunkt aus ist besonders interessant der Unterschied zwischen expliziten und impliziten, motivierten und unmotivierten Termini, zwischen stark und schwach terminologisierten Fachausdrücken (*Tetrachlormethan — System, Struktur, Gebilde* usw.), zwischen nationaler und internationaler Terminologie, zwischen sprachlichen Benennungen und nichtsprachlichen Zeichen und Symbolen usw. Die Fachterminologien werden nunmehr auch von den Linguisten eifrig studiert⁴⁶,

⁴⁴ Reinhardt, Werner, Zum Wesen der Fachsprache, in: *Deutsch als Fremdsprache* 6, 1969, S. 91—97.

⁴⁵ Wüster, Eugen, Internationale Sprachnormung in der Technik, besonders in der Elektrotechnik, Bonn 1966; Beier, Elfriede, Grenzen der Sprachnormung in der Technik, in: *Muttersprache* 71, 1961, S. 193—206, 272—283; Ischreyt, Heinz, Studien zum Verhältnis von Sprache und Technik, Düsseldorf 1965.

⁴⁶ Drozd, Lubomír, Grundfragen der Terminologie in der Landwirtschaft, in: *Muttersprache* 74, 1964, S. 296—312, 336—344, 360—369; Kocourek, Rostislav, Synonymy and Semantic Structure of Terminology, in: *Travaux linguistiques de Prague*

und die ungeheure sprachschöpferische Leistung der Technik und Wissenschaft bei der Bereicherung der Gegenwartssprache wird allgemein anerkannt.⁴⁷ Zählt der allgemeine deutsche Wortschatz etwa 400 000 bis 500 000 Wörter, so geht der Fachwortschatz wohl in die Millionen.⁴⁸

Seit der Jahrhundertwende war man immer bemüht, die Herkunft und Verbreitung der Fachwörter zu erforschen und die Wechselbeziehungen zwischen Fach- und Gemeinwortschatz aufzuhellen. In den neueren synthetischen Werken über Wort- und Sprachgeschichte — von Maurer-Stroh, Bach, Moser, Eggers, Sperber-Polenz, Tschirch — wird plastisch dargestellt, wie sich in der Einverleibung des Fachwortschatzes in die deutsche Sprache — von Notker bis heute — die geistes- und gesellschaftsgeschichtliche Entwicklung und Differenzierung widerspiegelt. Die Wechselbeziehungen zwischen der heutigen Alltagssprache und der Fachsprache sind aber immer noch zu wenig erforscht⁴⁹, obgleich sie genauso unverkennbar sind, wie die Einwirkung der Fachsprache auf die Sprache der modernen Dichtung.

Fachprosa, Fachstil und Fachsprache sollten sowohl synchron als auch diachron erforscht werden. Beim diachronischen Studium der Fachprosa sind noch weitere Aufgaben zu lösen: die Auffindung und textkritische Edition von Quellen, die Deutung der oft verschollenen Fachwörter und der nicht mehr verständlichen Ausdrucksweise — eine spröde, aber fruchtbringende philologische Arbeit. Nicht nur für die Geschichte der Fachdisziplinen sind die Denkmäler der älteren Fachprosa unentbehrlich, sondern auch für das volle Verständnis der Literatur- und Sprachgeschichte⁵⁰, vgl. z. B. den Einfluß der Sprache der Mystik, des Pietismus, der rationalistischen Philosophie auf die

3, Prag 1968, S. 131—141; Filipec, Josef, Zur Spezifik des spezialsprachlichen Wortschatzes gegenüber dem allgemeinen Wortschatz, in: Deutsch als Fremdsprache 6, 1969, S. 407—414; Gipper, Helmut, Zur Problematik der Fachsprachen. Ein Beitrag aus sprachwissenschaftlicher Sicht, in: Festschrift für Hugo Moser, Düsseldorf 1969, S. 66—81.

⁴⁷ Mackensen, Lutz, Technik in sprachlicher Funktion, in: Studium generale 15, 1962, S. 60 ff.

⁴⁸ Vgl. Der Sprachdienst, 1961, Heft 11, S. 162.

⁴⁹ Seibicke, Wilfried, Fachsprache und Gemeinsprache, in: Muttersprache 69, 1959, S. 70—84; Schmidt, Wilhelm / Scherzberg, Johanna, Fachsprachen und Gemeinsprache, in: Sprachpflege 17, 1968, S. 65—84; Schmidt, Wilhelm, Charakter und gesellschaftliche Bedeutung der Fachsprachen, in: Sprachpflege 18, 1969, S. 10—20; Möller, Georg, Deutsch von heute, Leipzig 1961.

⁵⁰ Eis, Gerhard, Mittelalterliche Fachprosa der Artes, in: Deutsche Philologie im Aufriß, Berlin 1966, Bd. II, Sp. 1103—1215; ders., Mittelalterliche Fachliteratur, Stuttgart 1962.

gesamte Schriftsprache. Umgekehrt ließe sich wieder verfolgen, wie sich die Fachprosa dem herrschenden Zeitstil anpaßt und ihn mitzuprägen hilft⁵¹, oder wie sie den sich ändernden Geschmacksrichtungen und -moden unterliegt.

Auch in der Hierarchie der Funktionalstile machen sich verschiedene wichtige Verschiebungen bemerkbar. Im 19. Jahrhundert galt noch die Literatursprache der Klassiker für die deutschen Gebildeten als kanonisiertes Ideal und Leitbild. Die Dichter selbst sahen sich „in die Rolle vorbildgebender Sprachmeister gedrängt“.⁵² Es entsprach deshalb durchaus der damaligen Bewertung der Sprachstile, wenn der Fachstil von der Sprachwissenschaft kaum beachtet blieb und von der Sprachkritik verspottet und verworfen wurde. Die Lage hat sich inzwischen völlig verändert. Die moderne Dichtung ist offensichtlich nicht mehr bestrebt, ein Vorbild für den allgemeinen Sprachgebrauch abzugeben. Sie erprobt und erobert neue Ausdrucksmöglichkeiten, die die traditionelle Norm der Schriftsprache übersteigen und übertrumpfen. Die Fachsprache dagegen gewinnt im sozialen Sprachverhalten immer mehr an Geltung und im sprachlichen Wertbewußtsein an Ansehen. Die Warnrufe der Kulturkritiker, die vor den Gefahren einer Entmenschlichung durch die technisierte und administrativ manipulierte Fachsprache erschrecken, wurden von der Sprachwissenschaft entkräftet. Mit Recht wird von der Sprachwissenschaft im Gegenteil verlangt, daß die Fachsprache auch als Grundlage für die Kodifizierung der schriftsprachlichen Norm weit mehr beachtet werden sollte als bisher.⁵³

⁵¹ Vgl. Blackall, E. A., *Die Entwicklung des Deutschen zur Literatursprache 1700—1775* (dt. Übersetzung des engl. Originals vom Jahr 1959), Stuttgart 1966.
⁵² Sperber, Hans / von Polenz, Peter, *Geschichte der deutschen Sprache*, Berlin 1966, S. 116.

⁵³ von Polenz, Peter, *Zur Quellenwahl für Dokumentation und Erforschung der deutschen Sprache der Gegenwart*, in: *Satz und Wort im heutigen Deutsch* = *Sprache der Gegenwart* 1, Düsseldorf 1967, S. 363—378; Steger, Hugo, *Über das Verhältnis von Sprachnorm und Sprachentwicklung in der deutschen Gegenwartssprache*, in: *Sprachnorm, Sprachpflege, Sprachkritik* = *Sprache der Gegenwart* 2, Düsseldorf 1968, S. 45—66.

Zum Normempfinden von Schülern und Studenten

Von János Juhász

Im Jahre 1967 führte ich eine Reihe von Versuchen durch, die den Zweck hatten, den Einfluß der Muttersprache auf den deutschen Sprachgebrauch ungarischer Germanistikstudenten zu messen.¹ Da es in zahlreichen Fällen schwer ist festzustellen, ob die interferierte Form schon ein Verstoß gegen die Norm oder aber noch zulässig ist, und die normativen Grammatiken selten darüber ausreichende Auskunft geben, wurden die interferierten Formen deutschen Informanten zur Beurteilung gegeben. Das eigentliche Anliegen meiner Arbeit war also nicht die Messung des Normempfindens von Personen mit deutscher Muttersprache, sondern die Beurteilung von mehr oder minder falschen deutschen Sätzen.

Im Laufe der Arbeit stellte sich jedoch heraus, daß

1. die Beurteilung bei weitem nicht so einheitlich war, wie es für das ursprüngliche Anliegen zweckdienlich gewesen wäre und die Streuungen der Ergebnisse eher für deutsch-innersprachliche Untersuchungen als für die Erforschung des ungarisch-deutschen Sprachkontakts von Interesse sind, und
2. die Antworten der befragten Informanten — Schüler und Studenten — eine Reihe von spezifischen Eigentümlichkeiten aufwiesen. Deshalb halte ich es für begründet, einige diesbezügliche Erfahrungen außerhalb der Interferenz-Berichte mitzuteilen.

Die Methode

Grundsätzlich können zur sprachlichen Befragung von Informanten drei Verfahren voneinander unterschieden werden:

¹ Vgl. János Juhász, *Probleme der Interferenz*, Budapest-München 1970.

1. Der Informant muß entscheiden, ob eine dargebotene Form richtig oder falsch ist. Dies ist der sogenannte Beurteilungstest. Diese Aufgabe wurde allerdings bei uns differenzierter gegeben, und zwar in Form einer fünffachen Alternative: richtig — falsch — schwer zu entscheiden — nicht verstanden — nicht falsch, aber anders wäre besser.

2. Der Informant muß gegebene Sätze auf eine vorgeschriebene Art verändern, i. a. Transformationen vornehmen. Dies ist der sogenannte Operationstest. Operationsteste finden sich neuerdings schon in der einschlägigen Literatur, so z. B. bei QUIRK und SVARTVIK.² Ihre Operationsteste stehen den unseren in der Intention zwar nicht fern, unterscheiden sich von unseren jedoch dadurch, daß sie ihren Informanten konkretere Aufgaben stellten. So mußten bei QUIRK und SVARTVIK z. B. affirmative Formen negiert werden, aus Aussagesätzen Fragesätze gebildet werden, das Tempus verändert werden usw. Der Vorteil ihres Verfahrens dem unseren gegenüber besteht darin, daß die Informanten in bestimmte, von den Versuchsleitern beabsichtigte Situationen versetzt werden. Demgegenüber hat unser Versuch den Vorteil, daß ein Maximum an Spontaneität geschaffen wird, um aus dem Informanten eben das herauszulocken, was er unter natürlichen Verhältnissen sagen würde. Die Ergebnisse beweisen, daß dies kein zu unterschätzender Umstand ist: die großen Streuungen der Beurteilungsteste werden in den Operationstesten bedeutend kleiner.

Wir kombinierten die beiden Verfahren, um dadurch ein Optimum von Zuverlässigkeit der Ergebnisse zu erzielen. Die Kombination der Verfahren ist auch theoretisch notwendig. Einerseits beeinflusst die dargebotene Form und die Aufforderung zur Beurteilung das unbefangene Sprachgefühl in irgendeiner Richtung. Andererseits — und dies scheint mir noch wesentlicher zu sein — ist das Sprachgefühl etwas anderes als das Sprachbewußtsein. Jeder normale Mensch besitzt die Fähigkeit, eine praktisch unendliche Zahl von Sätzen zu erzeugen, aber die wenigsten Menschen sind imstande, die Erzeugung bewußt vorzunehmen bzw. die Äußerungen anderer zu beurteilen, ohne dabei von der von ihnen gebrauchten Norm abzuweichen oder zumindest bei der Beurteilung zu schwanken. Bei der Auswertung der Versuche wird diese Tatsache gut zu beobachten sein.

² Randolph Quirk; Jan Svartvik, *Investigating Linguistic Acceptability*, The Hague 1966.

3. Das Sammeln von Belegen als herkömmliche Methode der Normbestimmung konnte bei uns nicht in Frage kommen, weil es ja im vornherein nicht um die Feststellung der Norm, sondern um die Bewertung von Fehlern ging. Faßt man die Norm nicht als konstante Größe auf, sondern als Varianten innerhalb bestimmter Grenzen³, so sind die Bestimmung der Norm und die Bestimmung des Fehlers nicht komplementäre Tätigkeiten: eine relativ kontextfreie und falsche Form kann als eindeutig falsch bewertet werden, aber eine richtige kontextfreie Form kann nicht als einzige richtige Form bestimmt werden.

Die Informanten waren

1. Schüler und Schülerinnen der 8. Klasse der zehnklassigen Schule Nr. 21, Potsdam-Babelsberg;
2. Studenten und Studentinnen der Philosophischen Fakultät der Pädagogischen Hochschule Potsdam, 1. Studienjahr der Fachrichtungen Geschichte und Deutsch (letzteres Nebenfach);
3. angehende Studenten und Studentinnen der Pädagogischen Hochschule Potsdam, zur Zeit der Versuche Teilnehmer des Vorbereitungskurses für die Fachrichtung Mathematik.

Keiner der Informanten hatte also eine sprachwissenschaftliche Ausbildung genossen, und selbst die Studenten der Fachrichtung Deutsch standen ganz am Beginn ihres Studiums. Beim Vergleich der Statistiken ergab sich, daß der Unterschied zwischen den Beurteilungen der einzelnen Gruppen in Versuch Nr. 1 geringfügig, der zwischen den Lösungen der Operationsaufgaben und des Beurteilungstests Nr. 3 allerdings etwas größer war. Infolgedessen wurde vom Versuch Nr. 1 eine globale, von Nr. 2, 3 und 4 eine gruppenweise Statistik angelegt.

Auszüge aus den Instruktionen zu den einzelnen Versuchen

Versuch Nr. 1

Ich werde Ihnen Sätze vorlesen. Diese Sätze brauchen Sie nicht aufzuschreiben, sondern jeweils immer nur die laufende Nummer des Satzes. Wenn Sie den Satz für richtig halten, schreiben Sie neben die laufende Nummer eine „1“;

³ Vgl. János Juhász, Zur sprachlichen Norm; in: Muttersprache 1967/11, S. 340–341.

wenn Sie den Satz für falsch halten, eine „2“;
wenn Sie sich nicht entscheiden können, ob er richtig oder falsch ist,
eine „3“;
wenn Sie den Satz nicht verstehen, eine „4“;
wenn Sie den Satz nicht für falsch halten, ihn aber anders sagen
würden, eine „5“.

(Die Zahlen und ihre Bedeutungen wurden in diesem sowie in allen
folgenden Versuchen an die Tafel geschrieben.)

Versuch Nr. 2

Ich werde dieselben Sätze noch einmal vorlesen. Vergleichen Sie bitte
damit Ihre Antworten auf dem vorigen Blatt: Wenn Sie dort bei
dem betreffenden Satz eine „2“ oder eine „5“ finden, so schreiben
Sie jetzt auf dieses Blatt die entsprechende laufende Nummer des
Satzes auf und daneben einen Satz von Ihnen, wie Sie das Gemeinte
ausdrücken würden.

Versuch Nr. 3

Ich werde dieselben Sätze noch einmal vorlesen. Vergleichen Sie
wiederum damit Ihre Antworten auf dem ersten Blatt: Wenn Sie
dort bei dem betreffenden Satz eine „2“ oder eine „5“ sehen, so
antworten Sie bitte auf folgende Fragen:

Ist der Satz grammatisch falsch, dann schreiben Sie bitte ein „A“;

ist die Wortwahl nicht korrekt, so schreiben Sie ein „B“;

gibt es eine dritte Begründung, dann schreiben Sie ein „C“ und
eventuell ganz kurz die Begründung selbst.

Versuch Nr. 4

Ich werde die Sätze noch einmal vorlesen. Vergleichen Sie damit Ihre
Antworten auf dem ersten Blatt:

Wenn Sie dort bei der betreffenden Nummer eine „1“, eine „3“ oder
eine „5“ finden, so schreiben Sie bitte so viele Sätze auf, wie viele
Möglichkeiten Sie für den Ausdruck dieses Inhaltes finden.

Die Versuchsserie besteht also aus vier Teilen, von denen je zwei
Beurteilungs- und Operationsteste sind.

Der Versuch Nr. 3 fällt eigentlich etwas aus dem Rahmen der Arbeit
heraus, da er weniger die Fehler der Formen und den Sprachgebrauch

der Informanten als vielmehr ihre Sprachkenntnisse feststellen wollte, und zwar die über die Grenze zwischen Lexik und Grammatik. Von diesem Versuch war selbstverständlich keine Lösung des Problems zu erwarten; die Ergebnisse mögen jedoch zu weiteren Untersuchungen anregen und damit zu einem zweckmäßigeren Muttersprachenunterricht beitragen.

Die Informanten durften ihre Antworten nachträglich verbessern, mußten die erste Antwort aber dann so durchstreichen, daß sie noch leserlich blieb. In jedem Fall wurde die erste — also die spontane — Antwort bewertet. Dadurch wurde das Sprach„gefühl“ auf Kosten des Sprach„bewußtseins“ bevorzugt. Um konsequent zu sein, wurde auch in den Fällen die erste Antwort bewertet, wenn der Informant sich augenscheinlich versehen hatte. Aus demselben Grunde waren die Reaktionszeiten sehr kurz bemessen; zwischen den einzelnen Sätzen lagen nicht mehr als fünf Sekunden, in einigen Fällen nur drei. In Versuch Nr. 4 bekamen die Informanten natürlich mehr Zeit.

Testsätze und ihre vom Versuchsleiter erwartete Richtigstellung

1. * *Wasche dein Gesicht!*
Wasche dir das Gesicht!
2. * *Der Schüler fragte den Lehrer, ob er nicht nur lesen, sondern auch übersetzen muß.*
... auch übersetzen soll.
3. * *Gestern war Paul da und interessierte sich, wann du abfährst.*
... und erkundigte sich, ...
4. * *Er weiß selbst nicht, was das Ziel seiner Arbeit ist.*
..., was der Zweck ...
5. * *Berlin ist nicht weit zu hier.*
... von hier.
6. *Potsdam liegt in der DDR.*
7. * *Ich bin nicht genug reich dazu, um mir ein Auto zu kaufen.*
... nicht reich genug dazu, ...
8. * *Wenn drei Bäume nebeneinander stehen, so kann man noch nicht über einen Wald sprechen.*
... von einem Wald ...
9. * *Seit wann sind Menschen auf der Erde?*
... gibt es Menschen ...
10. * *Hast du die Prüfung aus Mathematik schon abgelegt?*
... in Mathematik ...

11. * *Unter den sechs Staaten ist das Verhältnis gut.*
Zwischen den sechs Staaten ...
12. * *Weißt du nicht, daß wer mich gesucht hat?*
... nicht, wer mich ...
13. *Herr Ober, bringen Sie mir bitte zwei Eier im Glas!*
14. *Morgen, morgen, nur nicht heute,*
sagen alle faule Leute.
15. * *Die vierte Klasse erreichte bessere Ergebnisse als die fünfte.*
... erzielte bessere Ergebnisse ...

Bemerkungen zu den Testsätzen

a) Die Sätze Nr. 6, 13 und 14 sind richtig. Diese hatten nur die Aufgabe, die Informanten irrezuführen, d. h. sie auch an der Richtigkeit dieser Sätze zweifeln zu lassen und ihre Aufmerksamkeit von den Fehlern der anderen Sätze abzulenken. Dies gelang sehr gut, wie wir sehen werden.

b) Hier werden nicht alle Sätze der Versuche behandelt, sondern nur die, welche in diesem Zusammenhang von Interesse sind.

c) Der Grad der Fehlerhaftigkeit war unterschiedlich geplant. So ist z. B. im Satz

** Wasche dein Gesicht!*

der Gebrauch des Possessivpronomens statt des Reflexivpronomens und Artikels, also

Wasche dir das Gesicht!

weder ein struktureller noch ein lexikalischer Fehler, sondern ein seltener Sprachgebrauch. Die Form ist jedoch in gewissen Situationen durchaus möglich. Dagegen ist der Satz

** Berlin ist nicht weit zu hier*

eindeutig falsch.

Ergebnisse des Versuchs Nr. 1 (Beurteilungstest)

Satz Nr.	1	2	3	4	5
1	89	4	1	—	4
2	50	26	9	1	12
3	16	38	8	2	34
4	75	5	8	1	9
5	2	77	1	4	14
6	91	1	2	—	4
7	4	28	1	—	65

Satz Nr.	1	2	3	4	5
8	52	30	1	1	14
9	68	1	5	1	23
10	6	79	—	3	10
11	49	7	4	3	35
12	1	66	4	2	25
13	34	26	7	9	23
14	13	71	1	1	12
15	94	2	—	—	2

Insgesamt jeweils 98 Antworten

Zeichenerklärung: 1 = richtig befunden
 2 = falsch befunden
 3 = ohne Entscheid
 4 = nicht verstanden
 5 = nicht falsch befunden,
 aber anders wäre besser

Ergebnisse des Versuchs Nr. 2 (Operationstest)

Satz	A				B				C			
Nr.	1	2	3	4	1	2	3	4	1	2	3	4
1	1	1	—	—	—	—	—	3	6	1	—	3
2	—	—	—	5	1	—	—	9	5	—	1	23
3	8	1	1	6	4	11	—	1	10	4	—	31
4	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	8
5	24	1	—	2	19	—	—	—	48	—	—	1
6	—	—	—	4	—	—	—	5	—	—	—	2
7	24	—	—	—	19	1	—	—	49	—	—	1
8	7	—	—	—	8	—	—	1	49	—	—	1
9	3	—	—	—	8	—	—	—	26	1	—	1
10	14	11	—	—	18	2	—	—	49	—	—	—
11	1	1	—	—	5	—	—	1	26	1	—	3
12	16	1	8	—	13	—	3	2	16	—	32	—
13	—	4	—	9	—	—	3	6	—	—	—	6
14	—	—	—	21	—	—	—	20	2	—	—	47
15	—	—	—	1	—	—	—	—	1	1	—	4

Zeichenerklärung: A = Schüler (27)
 B = Vorbereitungskurs (20)
 C = Studenten (51)
 1 = richtig verbessert
 2 = falsch verbessert
 3 = anders verstanden
 4 = nicht zu bewerten

Ergebnisse des Versuchs Nr. 3 (Beurteilungstest)

Satz Nr.	A				B				C			
	1.Gr.	2.Gr.	3.Gr.	Insg.	1.Gr.	2.Gr.	3.Gr.	Insg.	1.Gr.	2.Gr.	3.Gr.	Insg.
1	1	2	4	7	—	—	2	2	1	1	3	5
2	2	6	21	29	4	5	3	12	1	—	5	6
3	7	13	3	23	9	9	26	44	1	4	16	21
4	—	—	3	3	—	—	4	4	1	—	3	4
5	18	11	17	45	19	9	32	60	—	—	1	1
6	1	1	—	2	2	3	2	7	—	2	—	2
7	5	2	6	13	15	11	30	56	4	7	15	26
8	2	7	9	18	4	2	36	42	1	—	1	2
9	1	—	—	1	2	7	18	27	1	—	5	6
10	16	17	14	47	10	3	36	49	1	—	1	2
11	1	—	5	6	3	4	22	29	—	2	6	8
12	14	8	18	40	9	8	24	41	3	2	6	11
13	1	—	2	3	11	3	3	17	4	8	2	14
14	22	20	45	87	1	—	3	4	—	—	1	1
15	1	—	1	2	1	—	4	5	—	—	—	—

Zeichenerklärung: A = grammatisch falsch
 B = nicht-korrekte Wortwahl
 C = Fehler, aber andere Begründung
 1. Gr. = Schüler (27)
 2. Gr. = Vorbereitungskurs (20)
 3. Gr. = Studenten (51)
 Insg. = Insgesamt alle drei Gruppen (98)

Ergebnisse des Versuchs Nr. 4 (Operationstest)

Im Vergleich zu Versuch Nr. 2 fanden sich folgende weitere Verbesserungen:

Satz Nr.	Schüler	Vorbereitungskurs	Studenten
1	10	9	7
2	11	1	7
3	10	6	17
4	—	1	2
7	5	2	2
8	—	1	3
9	11	14	25
11	4	5	13
15	8	14	44

Die Auswertung der einzelnen Sätze

1. * *Wasche dein Gesicht!* — *Wasche dir das Gesicht!*

Wie gesagt ist die Form eigentlich nicht falsch, aber für den allgemeinen Sprachgebrauch nicht charakteristisch. Im Versuch Nr. 2 hielten nur 7 Informanten (7,4 %) die Form mit dem Reflexivpronomen für besser. Bemerkenswert ist jedoch, daß von diesen 7 Personen 6 auch noch das Possessivpronomen hinzusetzten (*Wasche dir dein Gesicht!*). Diese Erscheinung, die wir im weiteren noch einige Male beobachten können werden, ist als Hyperkorrektheit aufzufassen und widerspricht dem Bestreben — besonders bei jungen Menschen —, Redundanzen zu vermeiden. In Versuch Nr. 4 tauchte diese redundante Form noch 22mal (!) auf.

2. * *Der Schüler fragte den Lehrer, ob er nicht nur lesen sondern auch übersetzen muß.* — ... *übersetzen soll.*

Bekanntlich ist der unterschiedliche Gebrauch von *müssen* und *sollen* für Ausländer — und ganz besonders für Ungarn — schwer zu erlernen. Manchmal sind in nicht vollkommen eindeutigen Situationen allerdings beide Verben möglich. Tatsächlich reicht der Kontext hier nicht aus, um die Wahl eindeutig zu determinieren. Die Informanten verbesserten die Form zu *sollen* denn in Versuch Nr. 2 auch nur 6mal, in Versuch Nr. 4 19mal. Nichtsdestoweniger hielten 26 Informanten die Form für falsch und 12 hätten sich lieber anders ausgedrückt. Was uns hier aber besonders interessiert, ist, daß 30 Informanten den Konjunktiv verlangten. Die Schulgrammatik scheint mit ihrer rigorosen Forderung, in der oratio obliqua den Konjunktiv zu gebrauchen, stark gewirkt zu haben. Es ist natürlich schwer, dies als Hyperkorrektheit anzusehen, Tatsache aber ist, daß Personen dieses Alters in ähnlichen Sätzen der Alltagssprache wohl kaum zum Konjunktiv greifen. — 29 Informanten fanden hier einen grammatischen Fehler.

3. * *Gestern war Paul da und interessierte sich, wann du abfährst.* — ... *und erkundigte sich, ...*

Es ist seltsam, daß 16 Informanten den Satz für richtig hielten und die Streuung in Versuch Nr. 1 hier überhaupt sehr groß ist (16 — 38 — 8 — 2 — 34). Im ganzen ergaben sich 55 richtige Verbesserungen: *sich erkundigen, fragen, wissen wollen*. 15 Informanten fanden die Form falsch, weil ihnen das hinweisende Wort *dafür* fehlte,

was wiederum als Hyperkorrektheit zu betrachten ist. Dieses bunte Bild ist wahrscheinlich eine Folge dessen, daß Wörter wie *interessant*, *Interesse*, *sich für etwas interessieren* heutzutage in den verschiedensten Situationen recht häufig gebraucht werden und ihre Bedeutung deshalb „inflationiert“ ist. Diese Bedeutungsentleerung bringt eine Reihe von unkorrekten Bildungen mit sich. Bezeichnend ist, daß dieselbe Erscheinung auch im Ungarischen mit dem entsprechenden Verb *érdeklődik valami iránt* oder *valami után* zu beobachten ist. — In Versuch Nr. 3 betrachteten 23 Informanten die Form für grammatisch falsch, 44 hielten die Wortwahl für unkorrekt und 21 hatten andere Gründe für den Fehler. Auch hier widerspiegelt sich also die Verschwommenheit des Normempfindens.

4. * *Er weiß selbst nicht, was das Ziel seiner Arbeit ist. — ... , was der Zweck ...*

Mit *Ziel* und *Zweck* verhält es sich fast so ähnlich wie mit *müssen* und *sollen*. Die semantische Kongruenz ist hier jedoch i. a. eindeutiger und deshalb auch leichter zu definieren. Nichtsdestoweniger hielten 75 Informanten die Form für richtig und nur 5 für falsch. Verbesserungen zu *Zweck* fanden sich nur zweimal. Das Ergebnis ließ mich daran zweifeln, ob der Satz überhaupt falsch sei. Erst nachdem ich nachträglich einer Zahl von Personen mit deutscher Muttersprache den Satz in anderen Sprachen zum Übersetzen ins Deutsche gegeben und in sämtlichen Fällen *Zweck* erhalten hatte, fühlte ich mich dazu berechtigt, die von mir erwartete Lösung als die richtige Form zu betrachten. Die Schwierigkeit besteht offensichtlich darin, daß — wie in vielen anderen Fällen — *Ziel* und *Zweck* in der Umgebung des Testsatzes die gleiche Beziehung zum Begriff haben. Der Unterschied ist hier also nicht auf begrifflicher, sondern nur auf sprachlicher Ebene zu suchen. Dies bezieht sich nun allerdings auch auf die anderen Formen. Dort sind die sprachlich konventionellen Unterschiede aber auffallender, während hier — vielleicht auch infolge des gleichen ersten Phonems und der gleichen Silbenzahl — der Unterschied verschwindend gering ist. Dadurch entsteht eine homogene Hemmung.⁴ Die Versuche mit diesem Satz sind aufschlußreich, weil sie ein scheinbares Paradoxon ergeben: die leichter erklärbaren semantischen Kongruenzen der Substantive mit ihren Umgebungen sollten dem Informanten die Wahl eigentlich erleichtern, tun es aber nicht, weil 1. der gege-

⁴ Vgl. Anm. 1, S. 143 ff.

bene Kontext u. U. eine alternative Lösung zuläßt, 2. die formalen Ähnlichkeiten zu einer homogenen Hemmung führen.

5. * *Berlin ist nicht weit zu hier. — ... weit von hier.*

77 Informanten fanden die Form falsch, 2 richtig und 14 fanden sie nicht falsch, hätten sich aber anders ausgedrückt. Es ist überraschend, daß fast 20 % der Informanten an dieser ausgesprochen falschen Form nicht sogleich den Fehler fanden. — Auch die Streuung in der Beurteilung der Fehlerart (45 — 60 — 1) ist groß.

6. *Potsdam liegt in der DDR.*

Die überwiegende Mehrheit der Informanten fand den Satz natürlich richtig. Von den 11 nicht zu bewertenden Antworten in Versuch Nr. 2 sind jedoch 8 interessant, weil sie *liegt* zu *befindet sich* transformierten. Nach Abschluß des Versuches fragte ich die Gruppen, ob sie *befindet sich* für besser hielten. Die Antwort war: „Ja, eine Stadt liegt doch nicht, nur ein Mensch oder ein Tier kann liegen.“ Die Antwort wäre nicht der Rede wert, wenn man auf ähnliche Fragen nicht oft ähnliche Antworten bekäme, die von einer logisierenden Sprachbetrachtung zeugen. Ein anderes Beispiel: In deutschen Gaststätten finde ich häufig auf der Speisekarte die Aufschrift „Speisekarte“. Sooft ich dem Kellner die Frage stelle, wie das Ding heiße, antwortet er: „Speisekarte“. Verlange ich dann eine Erklärung, warum sich dort das „n“ eingeschmuggelt habe, bekomme ich prompt die Antwort: „Weil da ja mehrere Speisen drauf sind!“ Vermeintliche sprachliche Fehler werden aus logischen Überlegungen heraus verbessert. Dies dürfte u. a. eine Folge der seit rund einem Jahrhundert in vielen deutschen (und nicht nur deutschen) Schulen praktizierten logisierenden Sprachbetrachtung sein.

7. * *Ich bin nicht genug reich dazu, um mir ein Auto zu kaufen. — ... nicht reich genug dazu ...*

4 Informanten hielten den Satz für richtig, 28 für falsch, 65 hätten sich anders ausgedrückt. Im Operationstest Nr. 2 gaben 92 Informanten die richtige Form, in Versuch Nr. 4 alle anderen. Insofern ist der Fall unproblematisch. In sämtlichen Gruppen gab es aber einige Informanten, die sich in Versuch Nr. 1 vor der Beantwortung meldeten und fragten, um wen es sich handle, da sie ja nicht wüßten, ob der Betreffende wirklich kein Geld für ein Auto hätte. Auf meine Antwort, daß es gleichgültig sei, wer der Sprecher ist, und nur die

sprachliche Form zu beurteilen sei, schauten mich die Frager etwas unsicher an: es war ihnen anzusehen, daß sie die Frage der sprachlichen Richtigkeit nicht von der des Wahrheitsgehalts der Äußerung trennen konnten. Auch dieser Verwechslung begegneten wir im Laufe der Versuche sowohl bei deutschen als auch bei ungarischen Schülern und Studenten. — Schwer zu erklären ist, daß die falsche Wortstellung, die von den meisten Informanten als solche erkannt wurde, zu fast 58 % als Fehler der Wortwahl bezeichnet wurde. Weitere 27 % konnten keine Begründung finden.

8. * *Wenn drei Bäume nebeneinander stehen, so kann man noch nicht über einen Wald sprechen.* — ... *von einem Wald* ...

52 Informanten hielten die Form für richtig, 30 für falsch und 14 hätten sich anders ausgedrückt. Die Streuung ist also recht groß. In den Operationstesten wurden dann aber fast nur richtige Lösungen gegeben. Die Streuung in Versuch Nr. 1 ist wahrscheinlich auf eine homogene Hemmung zurückzuführen: *sprechen* hat in der Bedeutung von ‚sich über etwas unterhalten‘ die Rektionen *über* + Akkusativ und *von* + Dativ, in der Bedeutung von ‚etwas bestimmen‘ aber nur *von* + Dativ. Erfahrungsgemäß gebrauchen Deutsche die Formen richtig, sie sind sich aber — infolge der semantischen Ähnlichkeit und der teilweisen Übereinstimmung der Rektionen — des Unterschiedes nicht bewußt. Die Phonemreihe des Verbs ist in beiden Fällen dieselbe, und dies verhindert das Erkennen der Polysemie. Es ist bezeichnend, daß die Studentengruppe im Operationstest Nr. 2 fast 100 %ig die richtige Form erzeugte, die Schüler jedoch nur zu ca. 25 %, der Vorbereitungskurs zu 40 %. Ein ähnliches Verhältnis ergibt sich auch im Versuch Nr. 3. Fast 43 % der Informanten entschied sich bei der Beurteilung der Fehlerart für einen lexikalischen Fehler, obwohl der Gebrauch der Präpositionen hier als Rektion des Verbs semantisch nicht motiviert ist. Für die traditionelle Schulgrammatik ist die Präposition eben ein Wort wie jedes andere.

9. * *Seit wann sind Menschen auf der Erde?* — ... *gibt es Menschen* ...

Der Unterschied zwischen *sein* und *es gibt* ist mindestens so problematisch für einen Ungarn wie der zwischen *müssen* und *sollen*. Der Satz ist grammatisch eigentlich nicht falsch, 68 Informanten hielten die Form für richtig, 23 hätten sich lieber anders ausgedrückt. In den Operationstesten wurden 37 bzw. 50 richtige Antworten erzeugt,

von denen mehr als 70 % die erwartete Form enthielten. Das weist darauf hin, daß in diesem Satz *es gibt* gebräuchlicher ist. Interessant sind für unsere Zwecke die 7 Antworten in Nr. 2 und Nr. 4, die folgendermaßen lauteten: „Seit wann kann man von Menschen sprechen?“ Diese zeugen davon, daß auch in diesem Fall weniger auf die Richtigkeit der sprachlichen Form als auf die Präzisierung des Wahrheitsgehaltes des Satzes geachtet wurde.

10. * *Hast du die Prüfung aus Mathematik schon abgelegt? — ... in Mathematik ...*

Diese in den meisten Teilen Deutschlands unbekannte Form ist in Österreich, also einem auf den deutschen Sprachgebrauch in Ungarn stark wirkenden Gebiet, gang und gäbe. Dementsprechend gestalteten sich auch die Antworten bei den deutschen Informanten. In den Operationstesten enthielt die überwiegende Mehrheit der Antworten die Form *Mathematikprüfung*, was darauf hinweist, daß Schüler und Studenten die Fügung mit *in* selten gebrauchen. Tatsächlich ist die Zusammensetzung um einen Grad alltäglicher als die präpositionale Fügung. — Der Gebrauch der Präposition *aus* wird hier im Gegensatz zu Satz Nr. 8 in fast gleicher Zahl als lexikalischer und als grammatischer Fehler bezeichnet, obwohl die Semantik der Präposition auch dort nicht stärker ist als hier.

11. * *Unter den sechs Staaten ist das Verhältnis gut. — Zwischen den sechs Staaten ...*

49 Informanten fanden den Satz richtig, 7 falsch und 35 hätten sich lieber anders ausgedrückt. In den Operationstesten zeigte sich nur bei den Studenten eine wesentliche Verbesserung. Dasselbe bezieht sich auch auf Versuch Nr. 3. Für den Ausdruck des Verhältnisses zwischen einzelnen gibt es im Deutschen die Präpositionen *zwischen* und *unter*. Eine eindeutige Distributionsregel für den Gebrauch scheint es nicht zu geben, obwohl gewisse Faustregeln dem Ausländer den Gebrauch erleichtern.⁵ Diese kennt der Deutsche natürlich nicht, weil er sie ja nicht benötigt. Konfrontiert man ihn mit der falschen Form, so versteht er zwar die Intention des Sprechers, weil die Semantik Ähnlichkeiten aufweist, aber vielleicht hindert ihn eben die Ähnlichkeit daran, reflexmäßig das Urteil zu fällen bzw. die richtige Form zu finden. Auch hier scheint eine homogene Hemmung vorzuliegen.

⁵ Vgl. János Juhász, *Richtiges Deutsch*, Budapest 1965, S. 236—238.

12. * *Weißt du nicht, daß wer mich gesucht hat?* — ... *nicht, wer mich ...*

Diese Form ist auf folgende Art entstanden: im Ungarischen kann in der Alltagssprache der Nebensatz mit der Konjunktion *hogy* ‚daß‘ und dem Relativpronomen *ki* ‚wer‘ eingeleitet werden. Es ist dies eine saloppe, redundante Ausdrucksweise. Die deutsche Form ist also eine Spiegelübersetzung. Die Statistik der Versuche mit den deutschen Informanten gibt aber kein genaues Bild von der Falschheit des Satzes, weil über 70 % der Informanten den Satz mißverstanden. In der Umgangssprache der Schüler und Studenten wird nämlich *wer* häufig in der Bedeutung von ‚jemand‘ gebraucht. Deshalb lauteten viele Verbesserungen sinngemäß: *Weißt du nicht, daß/ob jemand mich gesucht hat?* Es war den meisten Informanten gar nicht eingefallen, daß die Konjunktion *daß* hier überflüssig ist. In jeder Gruppe wurde übrigens bei dem Vorlesen des Satzes gelacht. Als ich später nach der Ursache des Lachens fragte, wurde geantwortet: „So reden doch wir Studenten!“

13. *Herr Ober, bringen Sie mir bitte zwei Eier im Glas!*

Dieser Satz ist richtig und diente nur der Irreführung. Trotzdem ergab sich hier in der Beurteilung eine große Streuung (34 — 26 — 7 — 9 — 23). Es stellte sich heraus, daß viele Informanten diese Art des Servierens von Eiern nicht kannten und deshalb einen sprachlichen Fehler vermuteten. Die Operationsteste ergaben z. B. folgende Sätze:

... *zwei Eier.* (häufigste Lösung!)

... *ein Glas mit zwei Eiern.*

Ich hätte gern die Speise mit zwei Eiern.

... *im Eierbecher.*

... *zwei Eier mit Glas.*

... *zwei Eier in einem Glas.*

..., *bringen Sie mir etwas zu trinken!*

... *zwei Eierliköre.* u. a.

14. *Morgen, morgen, nur nicht heute,
sagen alle faule Leute.*

Auch dieser Satz ist richtig und diente nur der Ablenkung. Trotzdem fanden ihn nur 13 Informanten richtig, dagegen 71 falsch und 12 hätten sich anders ausgedrückt. — Fast 90 % glaubten, einen gram-

matischen Fehler entdeckt zu haben, und fast 100 % verbesserten die Form *faule* zu *faulen*. Der Mannheimer Duden gibt zwar zu, daß die pronominale Form in diesem Fall veraltet ist, betrachtet sie jedoch nicht als Fehler.⁶ Die heutige Schul- und Hochschulgeneration kennt die Form also nicht mehr. Es ist bezeichnend, daß sowohl die Studenten als auch die Schüler auf diese Form empfindlich reagierten, dagegen andere, sprachlich bedeutend unkorrektere Formen nicht als solche erkannten. Die grammatische Kongruenz ist infolge ihrer großen Frequenz fester im Sprachgefühl verankert als z. B. die semantische Kongruenz. So sind sicher auch die vielen Katarchesen im Sprachgebrauch salopp sprechender Menschen zu erklären.

15. * *Die vierte Klasse erreichte bessere Ergebnisse als die fünfte. — ... erzielte bessere Ergebnisse ...*

Der Silduden⁷ erwähnt unter *erreichen* von den dem Substantiv *Ergebnis* semantisch verwandten Substantiven nur *Ziel*, *Absicht* und *Zweck*, unter *erzielen* dagegen das näherstehende *Erfolg*. Bei KLAPPENBACH und STEINITZ⁸ finden sich außerdem unter *erreichen*: *Rekord*, *Leistung*, unter *erzielen*: *Resultate*, *Leistungen*, *Ergebnisse*. Die Ähnlichkeit der Bedeutung und des Gebrauchs scheint die Informanten verwirrt zu haben, so daß in Versuch Nr. 1 über 95 % die Form richtig fanden. Auch Nr. 2 brachte keine Veränderung. Um so größere jedoch Nr. 4: insgesamt 41 Informanten schrieben *erzielen*, *besser sein* u. ä. Wie bei den Sätzen Nr. 4 und 11 haben wir es hier mit einer homogenen Hemmung zu tun.

Schlußfolgerungen

Die Versuche erheben nicht den Anspruch, umfassende Urteile über das Normempfinden von Schülern und Studenten zu fällen. Dennoch scheinen die Ergebnisse einen nicht unwesentlichen Beitrag zu diesem Thema liefern zu können; die Methode ist nämlich dazu geeignet, Sachverhalte aufzudecken, die sich der Aufmerksamkeit des deutschen Germanisten und Pädagogen entziehen, wie denn überhaupt die Konfrontation von Sprachen bzw. hier das Ergebnis einer Interferenz

⁶ Duden-Grammatik der deutschen Gegenwartssprache, Mannheim 1959, S. 210 und 219.

⁷ Duden-Stilwörterbuch der deutschen Sprache, Mannheim 1956.

⁸ Ruth Klappenbach; Wolfgang Steinitz (Hrsg.), Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache, Berlin 1961 ff.

zur Aufhellung innersprachlicher Gesetzmäßigkeiten und Sprachgebrauche beiträgt.

Über die Einzelergebnisse hinaus kann nun noch folgendes gesagt werden:

1. In den erwähnten (und vielen anderen) Fällen ist zu beobachten, wie eng beim unbefangenen jungen Sprachteilhaber die sprachliche Richtigkeit der Aussage und ihr Wahrheitsgehalt miteinander verknüpft sind. Seit Jahren geht ein Streit um die Welt, ob Sätze wie *Die farblosen grünen Ideen schlafen wütend* in die Kompetenz der Sprachwissenschaft gehören oder nicht. Aber mir scheint, daß man dabei häufig übersehen hat, eine wie große Hilfe die Untersuchung der sprachlichen Entwicklung der Schul- und Hochschulgeneration solchen Forschungen leisten kann, gar nicht zu reden davon, wie wichtig solche Untersuchungen späterhin für den Pädagogen wären. Die Sprache sollte u. a. als Medium der Erkenntnistätigkeit — phylo- und ontogenetisch — betrachtet werden, wovor selbst die Gefahr der heute noch recht häufigen Simplifizierung nicht abschrecken darf.
2. Es ist seltsam, daß junge Leute, die nichts mehr verabscheuen als überflüssige Reden, oft hyperkorrekte, redundante Formen bilden, wenn man sie dazu auffordert, ihre Muttersprache bewußt anzuwenden. Es scheint hier gewisse Vorurteile zu geben, und eins von diesen ist aufs engste mit der logizisierenden Sprachbetrachtung verbunden: nicht der Maßstab des arbiträren Sprachgebrauchs, sondern der der Logik wird für die Richtlinie der Sprachrichtigkeit gehalten. Man darf diese Erscheinung natürlich nicht überschätzen, aber es stimmt doch nachdenklich, daß fast 30 % der Informanten den Satz *Wasche dir dein Gesicht* bildeten. — Nicht nur die redundanten Formen zeugen von dem Anlegen des logischen Maßstabes, sondern auch die Wortwahl schlechthin: fast 10 % der Informanten hielt den Satz *Potsdam liegt in der DDR* für falsch, weil „nur Menschen und Tiere liegen können“.
3. Auch die homogene Hemmung kann als Ursache der falschen oder unsicheren Beurteilung genannt werden. Diese dürfte jedoch bei vielen sprachlich nicht sehr gut geschulten Menschen vorkommen, ja in der Form eines Lapsus linguae erscheint sie bei allen Menschen.
4. Schließlich möchte ich noch auf einen Umstand aufmerksam machen, der zwar nicht nur für Schüler und Studenten charakteristisch ist, aber in diesem Zusammenhang erwähnt werden muß. Wir haben gesehen, wie groß die Streuungen der Testergebnisse sind. Daß die

Operationen Streuungen aufweisen, überrascht nicht; denn der Sprachgebrauch ist ja in hohem Maße individuellen Faktoren unterworfen. Daß jedoch auch die Beurteilungen außerordentlich heterogen sind, fällt schon mehr auf, besonders deshalb, weil die Gruppen der Informanten in territorialer und sozialer Hinsicht relativ homogen sind. Meines Erachtens spielt hier eine gewisse — wenn auch nicht ausschlaggebende — Rolle der Umstand, daß das ohnehin schwer definierbare Hochdeutsch für viele Deutsche immer noch nicht das ist, was die Dialekte einst bei allen Deutschen waren und auch heute noch bei einem Teil von ihnen sind: die Muttersprache im engsten Sinne des Wortes, und nicht nur die Bildungssprache. Die relative Schwäche des Normempfindens und damit das Schwanken bei den Beurteilungen geht wahrscheinlich u. a. darauf zurück, daß das Hochdeutsch — etwas extrem ausgedrückt — eine Art Esperanto für viele Sprachteilhaber ist. Vielleicht hängt damit auch das zusammen, was MOSER „Zurücktreten des Normempfindens“ nennt.⁹ Es wäre interessant, ähnliche Versuche bei Informanten mit anderen Muttersprachen zu machen.

⁹ Vgl. Hugo Moser, Sprache — Freiheit oder Lenkung? Duden-Beiträge 25, Mannheim 1967, S. 11.

Soziolinguistische Beobachtungen am Abendgymnasium

Von Siegfried Grosse

Als man hier im vorigen Jahr die Soziolinguistik zum übergreifenden Thema der diesjährigen Mannheimer Tagung wählte, sprachen sich einige kritische Stimmen dagegen aus. Dieser Zwiespalt der Meinungen kann auch heute nicht überraschen; denn er ist in der Sache begründet und spiegelt zwei recht heterogene Argumente wider, die oft am Beginn soziolinguistischer Untersuchungen stehen und die ich deshalb auch im Hinblick auf die folgenden Überlegungen nicht unerwähnt lassen möchte, weil ich von ihnen in gleicher Weise abhängig bin:

Einerseits besteht keinerlei Zweifel an der Berechtigung und Dringlichkeit des in der deutschen Philologie noch im Hintergrund stehenden Forschungsaspektes, sei es um mit einer bisher zu lange unselbständigen Fragestellung neue Ergebnisse als sinnvolle Ergänzung bisheriger Arbeiten etwa aus den Bereichen der Mundartforschung, der gesprochenen Sprache, der Fach- oder Gruppensprachen oder der Stilistik zu gewinnen, sei es um schulpraktische und bildungspolitische Reformen zu fördern, was noch nicht zu heißen braucht, um einem modischen Trend zu folgen.

Doch andererseits beginnt fast jede Untersuchung mit der nachdrücklichen Versicherung, einstweilen nur Hinweise und vorläufige Ergebnisse mitteilen zu können, weil bisher ausreichende Materialsammlungen und -sichtungen als Grundlage fehlen, d. h. auf die klar und deutlich umrissenen Fragen können noch keine exakten Antworten gegeben werden.

Dieser Mangel wird sich in absehbarer Zeit nicht schnell beheben lassen, und damit bleibt ein Vacuum offen, das weiterhin Hypothesen ansaugt. Die Ursache erklärt sich aus einer ganzen Reihe von Gesichtspunkten:

1. Die Arbeitsweisen und Ergebnisse der z. B. in beachtlichem Umfang erschienenen amerikanischen Literatur können nicht ohne weiteres auf unsere Verhältnisse übertragen werden, und zwar nicht nur wegen der unterschiedlichen soziologischen Bedingungen, sondern auch besonders wegen der Unterschiede im sprachlichen Bau des Englischen und Deutschen im Hinblick auf Syntax, Wortschatz, Wortbildung, Idiomatik, Phraseologie, Intonation und Orthographie. Die sprachliche Struktur und die Fugungsprinzipien weichen erheblich voneinander ab, so daß vor voreiligen Analogieschlüssen zu warnen ist.

2. Die Soziolinguistik liegt im Überschneidungsbereich zweier Disziplinen, die bisher kaum Berührungspunkte gehabt haben. Soziologen mit fundierten linguistischen Kenntnissen sind ebenso selten wie umgekehrt Philologen mit einem Studium der Soziologie und einer sich anschließenden praktischen Erfahrung, zumal die Soziologie ein Fach ist, dessen Dynamik die Konturen rasch ändert und damit dem Außenstehenden den Zugriff erschwert.

3. Die einzelnen Indikatoren des soziolinguistischen Erscheinungsbildes überlagern und verdecken sich schichtenweise. Sie sind in ihrer Anzahl und in der Chronologie des zeitlichen Zusammentreffens so variabel, daß ein Maßstab für Vergleich und Wertung schwer aufzustellen ist.

4. Schwierig zu erfassen sind die sprachlichen Auswirkungen der inter- oder suprasozialen Massenmedien Film, Funk, Presse und Fernsehen, die unabhängig von Schule und Elternhaus oft in der Verbindung mit der Abbildung einer Situation zunächst die passive Sprachkompetenz erheblich erweitern und von daher auch das Ausdrucksvermögen des Sprechenden aktivieren.

5. Mit dem Stichwort ‚Sprachbarriere‘ ist an die Sprache des Kindes zu denken, mit der sich die Soziolinguistik eingehend befaßt. Auch hier ist die Umgrenzung der Ausgangssituation für jede Untersuchung problematisch, weil die Aufnahme von spontan und authentisch gesprochenen Zeugnissen bei Kindern noch schwieriger ist als bei Erwachsenen und schriftliche Belege erst von einem bestimmten Alter an verwendbar sind, das für die Beobachtung der kindlichen Sprachentwicklung als spät zu bezeichnen ist.

6. Schließlich scheinen mir die beiden Begriffe ‚restricted‘ und ‚elaborated code‘ im Hinblick auf die soziale Herkunft des Sprechenden einer ausführlichen Diskussion in bezug auf ihre Anwendbarkeit und damit auf ihre Tragfähigkeit für weitere Untersuchungen zu bedürfen. Denn wie hier für das Deutsche die Grenzziehung zwischen dem Be-

griffspaar oder dann in der Anwendung auf die Gebiete Mundart, Umgangssprache, Stilschichten, Fachsprachen usw. vorzunehmen ist, bleibt weiterhin unklar und öffnet somit einen unerlaubt großen Raum für die Interpretation.

Diese in nur sechs Punkten grob zusammengefaßten Momente können mit vielen Varianten unzählige Kombinationen eingehen. Sie überfordern das Beobachtungsvermögen des einzelnen. Das breite Spektrum der differierenden Einzelercheinungen sollte unter verschiedenen Gesichtspunkten von einem Forschungskollegium über einen längeren Zeitraum, möglichst über Jahre hin, beobachtet und maschinell ausgewertet werden. Nur so werden an die Stelle der heute noch recht vagen Hypothesen überzeugende Ergebnisse treten können.

Ulrich Oevermann ist mit seinen Untersuchungen über die Wirkungen der sozialen Herkunft auf Umfang und Art des sprachlichen Ausdrucks eine entscheidende Pionierarbeit innerhalb der deutschen Soziolinguistik zu danken.¹ Er hat, ausgehend von den Arbeiten Bernsteins², mit dem Problem der ‚Sprachbarrieren‘ das Augenmerk hauptsächlich auf die Sprachentwicklung des Kindes gerichtet und vielleicht mit dieser starken Akzentsetzung die möglichen Fragestellungen innerhalb des Gesamtgebietes vorzeitig eingegrenzt³; doch die von seinen Arbeiten ausgehenden Anregungen und die kritische Resonanz haben überall eine lebhafte Diskussion ausgelöst und den Anstoß für weitere Untersuchungen gegeben. Daß sich das Interesse zunächst der frühen Sprachentwicklungsphase des Kindes zuwendet⁴, ist verständlich; denn es beunruhigt Bernsteins Theorie in höchstem Maße, daß die seit frühester Kindheit vorhandenen Barrieren der sprachlichen Ausdrucksfähigkeit

¹ Oevermann, Ulrich, Bibliographie zur Soziolinguistik, in: *Begabung und Lernen*, hrsg. v. Roth, Stuttgart 1969, S. 344 ff.

² Bernstein, Basil, *Elaborated and restricted codes: Their origins and some consequences*, in: J. J. Gumperz und D. Hymes (Hrsg.), *The Ethnography of Communication*, *American Anthropologist*, Special Publication 66, No 6, Part 2, 1964, S. 55–69.

Ders., *Social class, linguistic codes and grammatical elements*, in: *Language and Speech* 5, 1962, S. 221–240.

³ Mc David jr., Raven, *Dialect Differences and Social Differences in an Urban Society*, in: W. Bright (Hrsg.), *Sociolinguistics*, Den Haag / Paris 1966, S. 72 ff.

⁴ Oevermann, Ulrich, *Sprache und soziale Herkunft. Ein Beitrag zur Analyse schichtenspezifischer Sozialisationsprozesse und ihrer Bedeutung für den Schulerfolg*, Diss. Frankfurt 1967 (Masch.Mskr.).

Ders., *Schichtenspezifische Formen des Sprachverhaltens und ihr Einfluß auf die kognitiven Prozesse*, in: *Begabung und Lernen*, hrsg. v. Roth, Stuttgart 1969, S. 297 ff.

nicht mehr abgebaut werden können, sondern bestehen bleiben. Daraus ergibt sich die konsequente Forderung, eine solche Erkenntnis möglichst rasch in der Praxis der schulischen Reform zu berücksichtigen, um wirksame Abhilfe zu schaffen. Die gute Absicht wird jedoch durch die Tatsache erschwert und verzögert, daß die stets komplizierten Mischfaktoren auch des noch so simplen und normalen Einzelfalles methodisch schwer in den Griff zu bekommen sind.

Mit den folgenden Überlegungen wende ich mich nicht der sozial bedingten Sprachbarriere im Vor- und Grundschulalter und ihrer Problematik zu, sondern ich frage: Gibt es heute bereits eine Möglichkeit, den Mangel einer reduzierten sprachlichen Ausdrucksfähigkeit zu sehr viel späterer Zeit auszugleichen oder zu verringern? Und welcher Erfolg ist einem solchen Plan beschieden? Diese Frage wurde außer durch die Lektüre der Arbeiten Bernsteins und Oevermanns von eigenen Beobachtungen im universitären Alltag angeregt.

Die Ruhr-Universität Bochum hat, verglichen mit den anderen Universitäten der Bundesrepublik, einen besonders hohen Anteil von Studierenden (5 %), welche die Hochschulreife auf dem zweiten Bildungsweg erworben haben. Diese Studenten unterscheiden sich von den Gymnasialabsolventen in mehrfacher Hinsicht: Sie verfügen über den Abschluß einer Berufsausbildung; sie sind bei der Immatrikulation mindestens 21 Jahre alt, oft aber noch älter; ein großer Teil von ihnen ist bei Beginn des Studiums verheiratet, wobei neben eventuellen Stipendien die Frau mit ihrer Arbeit den Lebensunterhalt der Familie sichert. Die Studenten des zweiten Weges verfolgen ihre Studien mit verantwortungsbewußter Zielstrebigkeit, darauf bedacht, nach den Empfehlungen der Studienordnungen die vorgeschriebenen Stufen und damit auch möglichst bald das Examen zu absolvieren, so daß die Universität von ihnen in erster Linie als berufliche Ausbildungsstätte gesehen wird. Für die Teilnahme an den Aufgaben der Selbstverwaltung oder für Aktivität in der Hochschulpolitik wird ebensowenig Zeit verwandt wie für die Möglichkeit, den Blick über die Grenzen der gewählten Fächer zu lenken. Die Leistungen im Fach heben sich keineswegs negativ von denen der Gymnasialstudenten ab, soweit ich das für die Germanistik beurteilen kann, und zwar anhand zahlreicher Pro- und Hauptseminararbeiten, einiger Staatsarbeiten und sogar einer recht ergebnisreichen Dissertation. Stetiger Fleiß, der stark ausgeprägte Wille, auf dem einmal begonnenen Weg den sich selbst gesetzten Ansprüchen gerecht zu werden und ein festes, anfangs hoch erscheinendes

Ziel zu erreichen; und nicht zuletzt die in langen Jahren gelernte Fähigkeit der ökonomischen Arbeitseinteilung sind wesentliche Movementen dieser Studiengänge, die oft erstaunliche Leistungen erbringen. Ich habe weder in den Seminardiskussionen noch in den schriftlichen Arbeiten eine Reduktion des Vokabulars beobachtet, die im Vergleich zu den Gymnasiasten eine weniger angemessene Wiedergabe der Sachverhalte zur Folge gehabt hätten. Dagegen schienen mir die schriftlichen Arbeiten einige syntaktische Besonderheiten aufzuweisen, die von der Norm der Schulgrammatik abweichen und untereinander Gemeinsamkeiten zeigten. Da aber die spärliche Belegdichte noch keine Conclusio erlaubte, ergab sich folgerichtig die Anregung, einmal das Abendgymnasium als zweiten Bildungsweg für das Fach Deutsch zu betrachten, um auf diese Weise einen breiteren Überblick zu erhalten; denn gerade der kleine Teil der Germanistikstudenten, dessen Neigung zu Literatur und Sprache die Berufswahl dieses Faches bedingt, darf am wenigsten als repräsentativ für den sprachlichen Ausdruck angesehen werden. Dabei ergeben sich die folgenden Fragen:

1. Zu welchem Erfolg führt bei Erwachsenen ein nochmals begonnener Schulunterricht, der neben einer schon vorher angefangenen Berufsausbildung oder -praxis einherläuft?
2. Gibt es Anzeichen dafür, daß Restriktionen in der muttersprachlichen Ausdrucksfähigkeit überwunden oder abgebaut werden? Oder zeigen sich nach wie vor sprachliche Unsicherheiten und Fehlleistungen, die auf einer vergleichbaren Stufe der kontinuierlich verlaufenden Gymnasialausbildung nicht anzutreffen sind?
3. Geben die Abweichungen Anregungen, den herkömmlichen Normbegriff der Schulgrammatik und seine Verbindlichkeit zu überdenken?
4. Wie kann man die Erfahrungen des Abendgymnasiums als der Institution, die es als zweiten Vorbereitungsweg zur Hochschulreife schon längere Zeit gibt, auch bei der Konzeption eines integrierten Bildungsplanes berücksichtigen, der am Ende eines jeden Schulzweiges den Übergang zur Universität vorsieht?

Ehe ich mich den sprachlichen Beobachtungen zuwende, dürfte es sinnvoll sein, ein paar Worte über die Anlage und Arbeitsweise des Abendgymnasiums zu sagen, das außer seinen Besuchern kaum jemandem bekannt ist. Es gibt merkwürdigerweise bisher kaum einschlägige Untersuchungen darüber, weder von seiten der Soziologie noch von seiten der Disziplinen, die dort unterrichtet werden. Die Direktorin

des städtischen Abendgymnasiums Dortmund, an das ich mich gewandt habe, weil die meisten seiner Absolventen ihr Studium in Bochum beginnen, bedauert diesen Mangel sehr, und sie ist deshalb an künftigen gemeinsamen Untersuchungen außerordentlich interessiert, weil diese allen Beteiligten von Nutzen sein dürften.

Das Abendgymnasium Dortmund, das wohl das größte im Lande NRW ist, wurde 1946 gegründet; es kann also im nächsten Jahr auf eine 25jährige Tätigkeit zurückblicken. Im Augenblick hat es 525 Schüler, die von 20 haupt- und 50 nebenamtlichen Lehrkräften unterrichtet werden. Da der Unterricht abends zwischen 17.30 Uhr und 21.30 Uhr stattfindet, ist es leicht möglich, gute Fachkräfte für die Nebentätigkeit an der Schule zu gewinnen. Stundenausfall und Lehrermangel gibt es nicht, auch nicht in den Naturwissenschaften, deren Fächer Akademiker aus der Industrie unterrichten. Eine bestimmte schulische Vorbildung wird als Aufnahmebedingung nicht vorausgesetzt; die Schüler müssen lediglich das 18. Lebensjahr vollendet und mindestens zwei Jahre Berufsausbildung hinter sich haben. Von den 473 Schülern des Jahres 1968 hatten 196 die Volksschule besucht, 50 besaßen die Fachschulreife, 122 waren Realschüler und 105 ehemalige Gymnasiasten, von denen 62 nach der Obersekunda versetzt waren. Diese Schüler mit der mittleren Reife haben die beste Ausgangsposition; sie heben sich in ihren Leistungen von den anderen ab. Sonst sind keine Unterschiede zu bemerken. Schüler mit einer abgebrochenen Gymnasialausbildung haben oft größere Schwierigkeiten als Volksschüler. Das Schuljahr wird in zwei Semester eingeteilt, so daß zweimal jährlich eine Aufnahme erfolgt. Der gesamten Ausbildung ist ein Probese semester vorgeschaltet, in welchem die Zahl der Neueingetretenen erfahrungsgemäß um 50 % abnimmt — so gut wie immer aus eigener Einsicht der Schüler. Die Bleibenden stehen fast alle die harte Zeit der acht Semester bis zum Abitur durch, die bei ungewöhnlichen Leistungen auf sechs Semester verkürzt werden kann. Da die Schule leider noch keine Kartei mit detaillierten Personalangaben führt, läßt sich vorläufig nur wenig über den sozialen Hintergrund sagen. Bei 107 Schülern eines Jahrganges war festzustellen, daß von 48 die Väter Facharbeiter sind, von 52 Beamte und Angestellte und von 7 Akademiker; von diesen Schülern selbst sind 21 Facharbeiter und 86 Angestellte und Beamte. Die Proportionen ändern sich von der einen Generation zur anderen erheblich. Die berufliche Tätigkeit scheint nicht auf die Leistungen im Unterricht einzuwirken. Es ist also nicht

so, daß Arbeiter des praktischen und manuellen Bereichs schlechter abschneiden als Angestellte oder Laboranten mit vermehrter Schreib- und Rechenarbeit. Aber hier müssen selbstverständlich die Daten auf eine breitere Basis gestellt und zugleich besser differenziert werden. Leider fehlt auch noch jeder Ansatz einer Erfolgsstatistik, die für den Soziologen höchst interessant sein dürfte. Von wenigen Ausnahmen abgesehen beginnen alle Absolventen des Abendgymnasiums ein Universitätsstudium, allerdings meist in einer Disziplin, die nicht als Fortführung des erlernten Berufs anzusehen ist. Der Justizangestellte, der dann Jura studiert, ist selten, wie Sie an diesen Beispielen sehen: ein Verwaltungsangestellter studiert Biologie, Schriftsetzer und Feinmechaniker entscheiden sich für Medizin, ein technischer Zeichner für Elektrotechnik, ein Schreiner für Architektur, ein Postschaffner für Jura, ein Maschinenbauer für Wirtschaftswissenschaften. Ich habe unter den Germanisten im letzten Semester in Bochum einen Programmierer, einen Teppichknüpfer, einen Maschinenschlosser und einen kaufmännischen Angestellten getroffen. Die Schule hat noch den Beginn der Studien im Auge; vom erfolgreichen Abschluß erfährt sie bestenfalls durch Zufall, vom abgebrochenen oder erfolglosen Studium nie.

Zu den hier nur kurz skizzierten Belastungen einer abgebrochenen Schulausbildung, die nach langer, schulfremder Unterbrechung wieder aufgenommen wird, eines hoch gesetzten Zieles und der Unzufriedenheit mit dem Beruf, in dessen Ausbildung man sich befindet, kommt die zeitliche, d. h. physische Anstrengung, die vielleicht auch eine Erklärung dafür ist, daß nur 20 % der Besucher des Abendgymnasiums Mädchen sind. Zu der 42-Stunden-Woche der Berufstätigkeit treten an fünf Abenden je vier Stunden Unterricht, und zwar vom 1. bis zum 4. Semester die Fächer Deutsch, Englisch, Latein und Mathematik mit je vier und Gesellschaftskunde und Physik mit je zwei Stunden. Nach dem 4. Semester ist eine Sprache abwählbar. Die vier dadurch freierwerdenden Stunden müssen dann gefüllt werden aus den Fachbereichen Volkswirtschaft, Soziologie, Philosophie, Biologie oder Chemie. Wenn man jeweils noch die Wege zur Arbeitsstätte und zur Schule bedenkt, so bleibt keine Zeit für eine Vorbereitung der Stunden oder für die Erledigung von Hausaufgaben. Drei Semester vor dem Abitur besteht die Möglichkeit der Studienförderung nach dem Honnefer Modell, so daß dann die Berufstätigkeit im Interesse einer Intensivierung der Studien ausgesetzt werden kann. Da aber die Stipendien wesentlich niedriger sind als die Verdienstquoten, und da 1968 rund 23 % der

Schüler verheiratet waren und zum großen Teil Kinder hatten, erklärt es sich, daß nur 50 % mit der Arbeit aufhören.

Ein problematisches Kapitel sind die Lehrmittel, hier muß man hinzufügen: besonders für das Fach Deutsch. Obwohl die genannte Schule schon 25 Jahre existiert und obwohl die Einrichtung der Erwachsenenbildung noch viel älter ist, gibt es bisher weder geeignete Lesebücher, Grammatiken noch Sprachlehren, die in ihrer Methodik, Beispielauswahl oder Thematik berücksichtigen, daß hier den Erwachsenen mit einer Berufsausbildung der Stoff anders dargeboten werden muß als mit einem Zuschnitt für das Fassungsvermögen, die Entwicklung und die Interessen von Tertianern. Der größte Teil des gesamten Deutschunterrichts gilt praktischen Übungen in der Grammatik oder dem sprachlichen Ausdruck, nicht der Literaturgeschichte oder Lektüre. Auch hier müssen regelmäßige Beobachtungen über eine längere Zeit hin erst die einzelnen Fakten zusammentragen.

Da, wie gesagt, der tägliche Zeitplan bis zur letzten Minute ausgefüllt ist, bleibt kein Raum für eine Privatlektüre oder für Besuche von Theatern, Konzerten, Filmen oder Vorträgen. Auch die Teilnahme an den abendlichen Fernsehprogrammen entfällt, wenn man vom schulfreien Wochenende absieht. Damit erhält das schulische Unterrichtspensum die Bedeutung konzentrierter Wirksamkeit, zumal Interesse und Lernbedürfnis wach, ja oft geradezu hungrig sind.

Das gilt auch für die deutsche Grammatik und für sprachliche Strukturen. Meine Beobachtungen stützen sich zunächst auf 49 Abituraufsätze des Jahres 1969, in denen ich tatsächlich, wie noch zu zeigen ist, diejenigen syntaktischen Abweichungen von der schulgrammatischen Norm in sehr viel stärkerem Maße bestätigt fand, die mir in den Seminararbeiten von Germanistik-Studenten des zweiten Bildungsweges vereinzelt als merkwürdig aufgefallen waren und die deshalb den Blick auf das Abendgymnasium gelenkt hatten. Zum Vergleich habe ich die entsprechende Zahl von Primaaufsätzen eines Gymnasiums hinzugezogen. Die Untersuchungen stehen ganz am Anfang; sie müssen sehr viel breiter und vielfältiger und vor allem über einen längeren Zeitraum hinweg, in dem z.B. die sprachliche Entwicklung einer Gruppe vom Eintritt bis zum Abschluß über alle acht Semester hin verfolgt wird, angelegt werden. Wir werden diese Arbeit im Bochumer Kollegium in Angriff nehmen, und zwar im Einvernehmen und in Verbindung mit den Soziologen, so daß es dann erst möglich sein wird, die Abhängigkeiten zwischen der sozialen Herkunft, der schulischen

Vorbildung und der beruflichen Tätigkeit einerseits und der sprachlichen Ausdrucksfähigkeit auf der anderen Seite aufzudecken. Meine ersten Beobachtungen, die ich Ihnen vortrage, sollen nur mit Nachdruck darauf hinweisen, daß hier ein lohnendes und der Untersuchung dringend bedürftiges Arbeitsfeld vorliegt, dessen Kenntnis man für die Konzeption neuer Zweite Wege zum Universitätsstudium unbedingt braucht, und daß eine Korrespondenz zwischen dem sozialen Standort des Abendgymnasiums und dem sprachlichen Ausdrucksvermögen seiner Schüler besteht.

Beim Reifeprüfungsaufsatz kann der Kandidat des Abendgymnasiums unter mehreren Themen frei wählen. Es werden in der Regel ein ‚textgebundener Problemaufsatz‘ angeboten; die Interpretation eines Gedichtes, dem eventuell ein zweites zum Vergleich gegenübergestellt wird; und die Entwicklung eines problematischen Gedankenganges aus einem Theaterstück, das aus der Lektüre und möglichst auch noch durch den gemeinsamen Besuch einer Aufführung bekannt ist. Es handelt sich bei diesen drei Themen im Grunde um eine Gattung: der Kandidat hat stets einen Text in der Hand, dessen Hauptgedanken er klar darstellen und mit der Kritik des eigenen Urteils konfrontieren soll. Viele Schüler (oft bis zu zwei Drittel) entscheiden sich für den textgebundenen Problemaufsatz, dessen Ausgangspunkt meist kein literarischer Text ist. Zu den drei genannten Typen tritt als vierte Möglichkeit ein Thema soziologisch-politologischer Prägung. Aufbau und Technik dieser Aufsätze sind mit ähnlicher Themenstellung im Hinblick auf die Abschlußprüfung geübt worden, d. h. bei dem Versuch, die Arbeiten inhaltlich und formal auszuwerten, müßten Methode und Stil des Unterrichtenden als wichtiger Faktor berücksichtigt werden. Ich beschränke mich hier allein auf einige Aspekte des sprachlichen Ausdrucks, die meines Erachtens stärker von der Struktur der Schule als von der Wirkungsmöglichkeit des Lehrers abhängen. Die mir vorliegenden 49 Arbeiten von drei verschiedenen Klassen haben folgende Prädikate: 1mal sehr gut, 9mal gut, 13mal befriedigend, 21mal ausreichend, 5mal mangelhaft.

Als erster optischer Eindruck fällt gerade im Vergleich mit den Primaufsätzen der Gymnasien der hohe Prozentsatz von orthographischen und Zeichensetzungsfehlern auf. So stellte ich in einer Arbeit, die im Relationsgefüge des Gesamtspektrums nach berechtigten Erwägungen mit ‚gut‘ beurteilt worden ist, auf der Länge von 257 handgeschriebenen Halbzeilen 10 Orthographie- und 17 Interpunktionsverstöße

fest. Eine mit ‚mangelhaft‘ beurteilte, etwa doppelt so lange Arbeit weist 72 Zeichensetzungs- und 12 Rechtschreibungsfehler auf. Natürlich schwanken die Zahlen von Arbeit zu Arbeit; doch die Abweichung vom Erscheinungsbild des regulären Gymnasiums steht außer Zweifel. Die Sicherheit in der Orthographie scheint individuell stärker bedingt zu sein als die in der Zeichensetzung. Einige Aufsätze weisen keinen einzigen orthographischen Fehler auf, während die Unsicherheit in der Zeichensetzung sämtliche Arbeiten durchzieht.

Die Orthographen kann man unter fünf Gesichtspunkten rubrizieren: Fremdwörter, Unsicherheiten in der Groß- und Kleinschreibung aus dem Bereich der Zweifelsfälle, welche der Duden im Band 9 als Hauptschwierigkeiten präsentiert, und individuell bedingte Irrtümer. Diese drei Gruppen, von denen die ersten beiden rund zwei Drittel der gesamten Fehlerzahl ausmachen, dürften nur insofern als Spezifikum des Abendgymnasiums anzusprechen sein, als sie vielleicht Schlüsse auf geringere Vergleichsmöglichkeiten von gedrucktem Schrifttum und auf weniger schriftliche Übungen erlauben. Anders sieht es dagegen bei den restlichen zwei Fehlergruppen aus: Die Schreibung der Partizipia Präsens mit *t* am Ende, die Auslassung des Endbuchstaben, die *nicht* zu *nich* macht, oder etwa der Wegfall des *d* beim Superlativ des präsensischen Partizips, also *reizenste* statt *reizendste*, die wegen des mehrfachen Auftretens in verschiedenen Arbeiten nicht als Flüchtigkeit zu bezeichnen sind, spiegeln phonetische Momente der gesprochenen Sprache im Schriftbild wider. Und schließlich geben Fehler, wie z. B. die Schreibung der Konjunktion *daß* mit *s* statt mit *ß* oder die Zusammenschreibung des relativen Pronominalgefüges *in dem* zu einem Wort und damit die Verwechslung mit der modalen Konjunktion *indem* = *während* bzw. *dadurch*, *daß* eine mangelnde Einsicht in die hypotaktische Fugung eines Satzgefüges zu erkennen. Diese beiden letztgenannten, hier nur ansatzweise sichtbaren Spuren werden im folgenden deutlicher.

In der Zeichensetzung unterscheiden sich die Aufsätze des Abend- und des Tagesgymnasiums erheblich voneinander. Beide weichen von den herkömmlichen Regeln der Interpunktionsnorm ab — aber auf getrennten Wegen. Mir liegt es fern, den Stellenwert der Interpunktion überzubetonen oder die Möglichkeit, sie subjektiv zu interpretieren und individuell anzuwenden, einzuschränken. Doch hier zeigen sich bereits charakteristische Ausprägungen sprachlichen Ausdrucks.

Die hohe Fehlerquote in den Arbeiten des zweiten Weges betrifft nur zu einem kleinen Teil falsch gesetzte Zeichen. Sie erklärt sich in der Hauptsache aus nicht gesetzten Kommata. Nicht interpungiert werden z. B. die folgenden Satztypen: *Er weiß nicht was er tun soll* oder *Man versucht die Erziehung auf den . . . Beruf auszurichten* oder *Es stellt sich die Frage ob es zweckmäßig ist* oder *Die Stadt ist wirtschaftlich ruiniert und man erhofft sich nun Hilfe*. Diese Reihe ließe sich fortsetzen, d. h. es werden Kommata meistens in solchen Satzgefügen ausgelassen, deren Gliedsätze als eng zusammengehörig empfunden werden, weil sie entweder durch eine beiordnende Konjunktion oder auf Grund ihrer sinngemäßen Konstruktion eine geschlossene Einheit bilden, die auch beim Sprechen nicht mit einer Pause abgeschlossen, sondern in schwebender Intonation offengehalten wird. Wenn sowohl der übergeordnete als auch der untergeordnete Satz allein nicht verständlich sind wie im Beispiel *Er weiß nicht was er tun soll*, so scheint die Gliederungsmarkierung des Kommas trotz eines Deutschunterrichts, der die Regeln der Interpunktion nachdrücklich lehrt, nicht einzuleuchten. Verständlicherweise übt die gewohnte Intonationsgliederung des gesprochenen und gehörten Wortes, wenn sie im Zweifelsfall als Kontrollmöglichkeit hinzugezogen wird, beim erwachsenen Schüler eine sehr viel stärkere Wirkung aus als die geringere optische Erfahrung der eigenen Lektüre.

Eine hierzu gegenläufige Tendenz zeigen die Primanerarbeiten, in denen die Satzzeichen weder zu spärlich noch falsch gesetzt werden, aber trotzdem die geforderte Norm nicht befolgen; denn sie werden eigenwillig und bewußt gesetzt, wobei oft der Sprachduktus der zeitgenössischen Literatur anklingt, an dem sich der Verfasser orientiert. So ist es gerade bei diesen Arbeiten oft nicht leicht, die Anzahl der Sätze festzustellen, weil der Satzbegriff der Verfasser individuell geprägt ist und beim Nachvollzug nicht zur gleichen Gliederung zwingt. Das gilt z. B. für lange Assoziationsketten. Die sehr viel intensivere Beschäftigung mit der Literatur und die sich daran schließende kritische Betrachtung führen zweifellos bei einigen Primanern zur Ausbildung eines eigenen ersten Stilbewußtseins (manchmal auch einer dafür gehaltenen Imitation), das man am Abendgymnasium vergebens suchen wird. Das zeigen Unterschiede in der Wortbildung und Wortwahl, in der Vielfalt und Variation des Ausdrucks, und in der Konstruktion des Satzes.

Die Primaner bevorzugen den einfachen Satz oder ein Gefüge mit nur einer Nebensatzerweiterung, die in den meisten Fällen als zweiter Teil das Ganze abschließt, also nicht als Unterbrechung in den ersten Teil eingeschoben ist. Satzunterordnungen zweiten oder höheren Grades kommen in einem Drittel der Arbeiten überhaupt nicht vor, zu einem weiteren Drittel nur selten und im letzten häufig. Hier zeigt sich die Neigung zum komplizierten Periodenbau, zu überlegten Konstruktionen umfangreicher Satzgefüge. Wegen dieser Streuungsbreite wird das Bild der Mittelwerte den extremen Positionen nicht gerecht: Die Arbeiten haben einen durchschnittlichen Umfang von 59,3 Sätzen, die 35,3 Nebensätze des ersten und 5,5 eines höheren Abhängigkeitsgrades aufweisen. Bei den Aufsätzen des Abendgymnasiums stellte ich einen mittleren Umfang von 57,8 Sätzen fest, an die 31,7 Nebensätze der ersten und 6,9 einer weiteren Unterordnung angeschlossen sind. Auch hier sagen die Ziffern wenig, vor allem geben sie bei annähernd gleicher Größe doch nicht die entscheidenden Differenzen zu erkennen. Zwar ist die Anzahl der Sätze mit einer Gliedsatzerweiterung geringer, doch die Anzahl der Wörter im nicht erweiterten Hauptsatz ist überall größer. Interessant jedoch ist, daß sich in jeder Arbeit Nebensätze des zweiten Abhängigkeitsgrades finden, ja bei einem Drittel liegt die Durchschnittsziffer mit 13,7 sogar doppelt so hoch wie der allgemeine Wert 6,9 der Gymnasialarbeiten. Diese Arbeiten gehören alle vom Inhalt und von der sprachlichen Formulierung her zu den schwächsten. Die Gliedsatzgefüge sind kein bewußt verwendetes und individuell gestaltetes Stilistikum, sondern sie sind Protokolle einer gesprochenen Rede.

Hierfür ein Beispiel:

Kommt hierzu noch die eigene Erfahrung, daß die meisten Leute jemanden unterbewerten, sofern er nicht zugegen ist und sie keine Angst vor ihm haben, also wenn sie ihm gegenüber unabhängig sind, oder auch wenn sie glauben, er erfährt es nicht; und insbesondere, wenn man einmal gehört hat, wie mehrere unkundige und unwissende Menschen über einen bedeutungsvollen Mann mit solcher Unterbewertung sprechen, als wäre es gar nichts, dann spätestens werden wir erkennen, was auf die Meinung der anderen gegeben werden kann.

Es ließen sich weitere Beispiele nennen, die gleichfalls eine starke Affinität zum Verlauf der gesprochenen Sprache zeigen und dabei oft die Spannungsbögen des Gliedsatzgefüges nicht durchhalten und im

Anakoluth enden. Man sieht hierbei, daß der hypotaktisch angelegte Gliedsatz kein Kriterium für die Beschreibung und Wertung des sprachlichen Ausdrucksvermögens ist. Die mehrfache syntaktische Unterordnung innerhalb einer Satzeinheit ist keinesfalls gegenüber der linearen Parataxe als Leistung des Intellekts oder als Ergebnis einer besonderen Ausbildung anzusehen; denn allen herkömmlichen Meinungen zum Trotz findet sich die Periode in der gesprochenen Sprache ebenso wie in schriftlichen Zeugnissen eines restringierten codes. Parataxe und Hypotaxe sind ebensowenig als zwei Stufen in der Entwicklung der Ausdrucksfähigkeit anzusehen, wie sie auch nicht in der Überlieferungsgeschichte des deutschen Schrifttums als chronologische Sequenz zu betrachten sind.

In den Primaneraufsätzen treten keine Anakoluthe auf. Dort werden eher einfach gebaute Hauptsätze im Stakkatostil miteinander zu größeren Einheiten addiert, als daß man die Gefahr des Satzbruches riskiert. Gliedsatzgefüge mit mehrfacher Unterordnung sind dann nicht Spiegelungen der gesprochenen Sprache, sondern artifizielle Konstruktionen, die sich gerade in denjenigen Arbeiten finden, deren Verfasser sich durch eine besondere Begabung im sprachlichen Ausdruck auszeichnen. — Somit erweist sich das Gliedsatzgefüge als Indikator von recht gegensätzlichen Beobachtungen: in der Prima als bewußtes Stilistikum, im Abendgymnasium als Wiedergabe längerer gesprochener Gedankenketten.

Da die Aufsatzthemen des Abendgymnasiums alle textgebunden sind und zu den Aufgaben auch die klare Wiedergabe eines vorgegebenen Gedankenganges gehört, überrascht es nicht, relativ häufig die indirekte Rede als Ausdrucksmittel zu finden, wenn sich der Verfasser nicht mit dem referierten Sachverhalt zu identifizieren wünscht. Das bedeutet für den syntaktischen Befund: Es kommt oft der Hauptsatz mit mindestens einem abhängigen Satz vor, dessen Aussage dann im Konjunktiv steht. Deshalb ist die modale Aussageform des Verbs viel häufiger belegt als in den Primanerarbeiten. Damit erweist sich der Konjunktiv als gattungsgebundenes Stilistikum, dessen Verwendung nicht in die Wertung einbezogen werden kann.

Dagegen sollte das Gebiet der Beziehungs- und Kongruenzunsicherheiten stärkere Aufmerksamkeit in soziolinguistischen Untersuchungen erfahren. Ich meine zu beobachten, daß in den mir zugänglichen schriftlichen Arbeiten diejenigen syntaktischen Konstruktionen, die den inhaltlichen Sinnbezug nicht mit dem grammatikalischen zur Deckung

bringen, während der letzten Jahre allgemein zugenommen haben. Aber diese Vermutung bedarf noch des Nachweises. Unbezweifelbar jedoch ist in diesem Punkt der auffallende Unterschied zwischen den Arbeiten der Prima und des Abendgymnasiums, der eine Häufigkeitsrelation von 1:20 zeigt. Es schälen sich dabei zwei Gruppen heraus:

1. Beziehungsfehler innerhalb der Satzeinheit.

Außer den üblichen Unsicherheiten der Kongruenz zwischen Plural und Singular bei Nomina und Verb oder offensichtlichen Flüchtigkeitsversehen scheinen ein formalgrammatikalischer und ein semasiologischer Aspekt regionalcharakteristisch zu sein. Hier müßten genaue Untersuchungen anhand eines möglichst umfangreichen Materials angesetzt werden.

Es fällt auch die Verwechslung der Casus Dativ und Akkusativ auf, die sich auch Jürgen von Manger seit Jahren als Lokalkolorit seiner Kumpel-Anton-Texte nicht entgehen läßt;

z. B.: wenn man nicht irgendwelche Idealen nachtrauert wobei die Entscheidung autonomen Denken entspringen muß.

Die gegen die Sprachrichtigkeit gewählte Kasusreaktion betrifft weniger die mit einem Artikel versehenen Substantive als vielmehr das stark flektierte Adjektiv; aber auch bei den Substantiven ist ein Wegfall der Dativendung zu beobachten.

Als semasiologische Beziehungsunsicherheit möchte ich die Verwendung von Präpositionen in nicht üblichen Sinnkopplungen bezeichnen:

z. B. Die Kritik richtet sich auf die Unfreiheit (statt gegen); zu der Frage antworte ich (statt auf die); die Presse von neuen Demonstrationen (statt über).

2. Die Beziehungsfehler gehen über die Satzgrenze hinaus.

Hierbei handelt es sich vor allem um die Korrespondenz zwischen den Handlungs- und Vorgangsträgern, die in den Einzelsätzen eines Textes vorkommen und wesentlich dazu beitragen, die einzelnen Aussagen zu einem Text zu konstituieren. Schwierigkeiten treten vor allem auf beim Ersatz oder der Wiederaufnahme nominaler Bedeutungsträger durch Pronomina. Auch wenn man meist eine Constructio ad sensum herauslesen kann, so wird die Kongruenz in der Syntax nicht eingehalten:

z. B. Diese weitverbreitete Meinung, besonders oft bei den Erwachsenen zu hören, wird von der jungen Generation nicht

immer geteilt. Sie sind es ja auch in erster Linie, die Demonstrationen ausführen.

Sie meint natürlich die Angehörigen der jungen Generation; doch das Personalpronomen bezieht sich grammatisch auf *die Erwachsenen*, und das liegt sicher nicht in der Absicht des Verfassers. Hierfür ließen sich viele Beispiele anführen, wie gesagt 20mal soviel wie bei den Primarnern, bei denen solche Fälle zwar auch zu finden sind, aber nur ganz vereinzelt. Dagegen weisen die meisten Arbeiten des Abendgymnasiums einen, oft aber mehrere solcher Beziehungsunstimmigkeiten auf.

Die Ursache hierfür sehe ich einmal in einer unterbliebenen Ausbildung, grammatisch-logische Strukturen im Redeverlauf zu erkennen und zu üben. Für diesen Mangel sind viele Unterrichtsgrammatiken verantwortlich zu machen; denn sie hören oft bei der Einheit des geschlossenen Satzes auf und berücksichtigen nicht mehr den die Satzeinheit übergreifenden größeren Zusammenhang des Textes, weil sie ihn für eine beliebig ausdehnbare Summe von Einzelgliedern halten, deren Struktur behandelt worden ist. Und zum anderen dürfte sich auch hier wieder die lange Zeit ausgebliebene und zu spät, auch dann relativ spärlich einsetzende Lese- und Schreiberfahrung als nachteilig auswirken.

Ich komme zum Ende, d. h. ich breche hier ab, und ich möchte aus diesen ersten Beobachtungen, die ein kleiner Schritt auf einem langen Weg sind, das folgende Resümee ziehen, das, so meine ich, zur weiteren Arbeit anregen und ermutigen sollte:

1. Im Hinblick auf die Satzgliederung, den Bau des zusammengesetzten Satzes und die logisch grammatischen Beziehungen im Satz und vor allem über die Satzgrenze hinaus unterscheiden sich die schriftlichen Arbeiten der Abschlußklassen von Tages- und Abendgymnasium wesentlich voneinander. Von einem gleichen Kenntnis- und Ausbildungsstand kann nicht die Rede sein.

2. Diese Verstöße gegen die geltende Sprachnorm und die Sprachrichtigkeit korrespondieren nicht mit der Qualität der Aufsätze, d. h. ihre Ursache ist nicht in der mangelnden Intelligenz der Verfasser zu sehen. Dieser Meinung sind übrigens auch — wie die Benotung zeigt — die Lehrenden.

3. Der Redeverlauf der gesprochenen Sprache (mit regionalbedingten Einfärbungen) und die fehlende Übung und Erfahrung im Lesen und Schreiben charakterisieren die Arbeiten des Abendgymnasiums gegen-

über denen der Primaner. So wie man für den Lektürekanon der Gymnasien mit vollem Recht die stärkere Einbeziehung nichtliterarischer Texte fordert, so ist m. E. das Abendgymnasium ein gutes Exempel dafür, von der anderen Seite her auch nicht die Wirksamkeit der Leseerfahrung in der Literatur zu unterschätzen. Stilistische Untersuchungen würden z. B. sehr bald erkennen lassen, wie stark die Gebrauchsliteratur der Betriebsvorschriften, Gerätebeschreibungen, Wirtschafts- und Handelspost, amtlicher Erlasse, des Sportberichtes und der Reklame den Rededuktus in den Arbeiten des zweiten Weges beeinflussen.

4. Die Abweichungen von der Norm aus einer Distanz der Unkenntnis herkömmlicher Regeln heraus sollten — wie im Falle der Interpunktion — anregen, die Normen erneut zu überdenken und für einen Spielraum elastischer Anwendung zu plädieren.

5. Schließlich ergibt sich aus diesen ersten Beobachtungen zwangsläufig die Frage, welche Entwicklung der sprachlichen Ausdrucksfähigkeit im Laufe einer achtsemestrigen Ausbildung auf dem Abendgymnasium festzustellen ist. Hier müßte eine langfristige Untersuchung eingeleitet werden, die zeigen wird, inwieweit die beim Beginn des zweiten Bildungsweges zweifellos in den meisten Fällen aufgrund einer unterbliebenen Ausbildung mangelhafte und reduzierte Ausdrucksmöglichkeit abgebaut und ausgeglichen werden kann. Meine Beobachtungen und die Rückfragen bei den Lehrenden lassen bisher vermuten, daß die Unsicherheit in der Orthographie weitgehend beseitigt und der Wortschatz erheblich erweitert werden können, dagegen scheinen die syntagmatischen Beziehungsbrüche nicht mehr reparabel zu sein.

6. Für den Pädagogen stellt sich die Frage, ob nicht mit neuen Lehrmethoden, auf jeden Fall aber mit einem situationsgerechten Unterrichtsmaterial diese offensichtlichen Restriktionen behoben werden können.

7. Die Ebene der Schule kann nur ein erster, sehr vereinfachender Ausgangspunkt für weitere Untersuchungen sein, die im Hinblick auf die Personen und ihre Herkunft ebenso vielfach differenziert werden müssen wie auf die vorherige und spätere Berufstätigkeit.

Das Ende dieser Skizze ist der Anfang einer Arbeit.

Sprachnorm und Schülersprache

Allgemeine und regional bedingte Abweichungen von der kodifizierten
hochsprachlichen Norm in der geschriebenen Sprache bei Grund- und
Hauptschülern*

Von Siegfried Jäger

Was die Schulmeister den Dichtern
vor ihrem Ruhm alles angestrichen
hätten, ist nicht auszudenken.

Louis Wiesmann S. 56

I.

Die Erlernung des form- und sinnrichtigen Gebrauchs der Hochsprache ist leider eines der zentralen Bildungsziele der Grund und Hauptschule.¹ Das heißt, daß der Schüler dazu gebracht werden soll, Rechtschreibung, Grammatik und (weitgehend) das Lexikon der deutschen Hochsprache zu beherrschen und bestimmte Stilregeln zu befolgen, derart, daß die ihm jeweils gestellten schriftlichen Aufgaben möglichst

* Ohne die Hilfe von Herrn Dr. Richard Erny, Kulturamtsdirektor der Stadt Mannheim, Herrn Kurt Wacker, Direktor des Staatlichen Schulamts in Mannheim, und Herrn Gehrke Bohlken (Mannheim) wäre diese Untersuchung nicht zustande gekommen. Ich danke auch meinen Mitarbeitern, Eva-Maria Teubert, Ulrich Wetz und Elfriede Jäger, für ihre Hilfe bei der Erhebung und Auswertung des Materials. Für fördernde Kritik danke ich U. Engel, J. Huber, H. Moser, P. Schätzle, P. Schröder, H. Steger und den Teilnehmern an der Diskussion zu dem Referat am 10. 4. 70. Auch dem Institut für deutsche Sprache in Mannheim sei gedankt, da es mir die Möglichkeit gab, diese Untersuchung abzuschließen und vor dem wissenschaftlichen Rat des Instituts in Auszügen darüber zu berichten.

¹ Vgl. z. B. den „Bildungsplan für die Volksschulen Baden-Württembergs“, S. 6 und S. 60. ‚leider‘ deshalb vor allem, weil dadurch der Blick vom Wert der Eigensprache der Kinder abgelenkt wird. Welche Folgen das hat, wird sich in dieser Untersuchung deutlich zeigen.

normkonform gelöst werden können. Wer die Diskussion um das Problem der Sprachrichtigkeit kennt, weiß, in welchem Dilemma die Schule mit dieser Zielsetzung von vornherein steht. In der Praxis des Schulalltags wirkt sich dieses Dilemma am wenigsten auf die Korrektur der Rechtschreibung aus, da es für sie seit dem 18./19. November 1955 ein verbindliches Regelwerk mit Wörterbuch gibt: den Rechtschreibduden², der die deutsche Rechtschreibung weitgehend regelt.³ Für die Grammatik, das Lexikon, den Stil gibt es solche verbindlichen Regeln nicht. Dennoch gibt es für diese Gebiete, besonders für die Grammatik, eine Reihe von Werken, die sich großer Autorität erfreuen.^{3a} Diese (und das eigene erworbene hochsprachliche Sprachgefühl des korrigierenden Lehrers⁴) sind der im allgemeinen angewandte Maßstab für die Korrektur schriftsprachlicher Äußerungen von Schülern. Dieser „Maßstab“ soll hier als „kodifizierte Norm“ bezeichnet werden. Sie ist deutlich abzugrenzen gegen die eigentliche Sprachnorm, die eine „innersprachliche“ Erscheinung ist, was besagen soll: ein von einer Gruppe von Sprechern regelmäßig gebrauchter Komplex von Sprachmitteln.⁵ Auf die Problematik auch dieser ‚allgemeinen Gebrauchsnorm‘ wird noch einzugehen sein.

Zwischen kodifizierter Sprachnorm (oder Schulnorm) und allgemeiner Gebrauchsnorm — das ist auch dann schon feststellbar, wenn diese eigentliche Sprachnorm noch nicht genau faßbar ist — bestehen keineswegs unerhebliche Diskrepanzen. Die kodifizierten Regeln sind z. T. veraltet, z. T. auch auf eine Weise zustande gekommen, die höchst

² Beschlossen durch die Kultusminister der Länder.

³ Der Rechtschreibduden enthält zahlreiche Zweifelsfälle, insbesondere bei der Groß- und Kleinschreibung, der Zusammen- und Getrenntschreibung und bei der Zeichensetzung. Er regelt die Rechtschreibung damit nur „weitgehend“.

^{3a} So sämtliche Bände des ‚Großen Duden‘, die verschiedenen Werke von L. Reiners zum guten Stil und auch immer noch Wustmanns ‚Sprachdummheiten‘, um nur einige wenige aus der Fülle zu nennen.

⁴ Durch die Herkunft und Ausbildung der Lehrer steht deren Sprachgefühl im allgemeinen sehr stark in Einklang mit der kodifizierten Norm.

⁵ Damit lehne ich mich an B. Havránek, Problem. Ich nehme hier „das eigene erworbene hochsprachliche Sprachgefühl des korrigierenden Lehrers“, das man auch als sein Wissen um und von der kodifizierten Norm bezeichnen kann, mit in die kodifizierte Sprachnorm hinein, und zwar aus folgenden Gründen: 1. Das Sprachgefühl des Lehrers ist stark an Schulgrammatik und präskriptiver Stilistik (Reiners, Wustmann) ausgerichtet; 2. Es ist vielfach noch geprägt durch präskriptive Regeln, die in gegenwärtigen normativen Grammatiken und Stilistiken längst aufgegeben sind (vgl. „brauchen muß mit zu gebraucht werden“, „Nach wenn ist würde würdelos“, „Vermeide Wiederholungen“). Statt „kodifizierte Norm“ könnte man auch „Schulnorm“ sagen (vgl. dazu auch H. Rupp, Gesetz, bes. S. 18).

kritisierbar ist.⁶ Doch nicht allein aus diesen Gründen ist die kodifizierte hochsprachliche Norm und ihre Vermittlung der Überprüfung bedürftig, sondern vor allem deshalb, weil sie nur auf einem kleinen Teil des Sprachgeschehens ruht. „Sie ruht . . . auf den von den Grammatikern herangezogenen Schriftstellern, dazu noch auf ad hoc konstruierten Sätzen. Ein großer Teil der gegenwärtigen und vergangenen Literatursprache ist nicht berücksichtigt und kann nicht berücksichtigt werden, weil er nicht oder nur teilweise in die Normvorstellungen der Grammatiker paßt.“⁷ Dazu kommt, daß fast alle anderen Bereiche des schriftlichen und mündlichen Sprachgebrauchs fehlen (Briefe, Notizen, Schulaufsätze (!), Zeitungen, Magazine, Gebrauchsanweisungen usw.). Erst in allerjüngster Zeit wird der Versuch gemacht, den klassischen Kanon der „Normträger“ zu erweitern⁸, auch indem man „die Redeweise klar denkender und im öffentlichen Leben geachteter (!) Menschen im freien ernsthaften Gespräch, ohne den Zwang schriftlicher Vorlagen oder Vorbilder, allein unter dem Gesetz der Sprechbarkeit und Verständlichkeit für den Hörer“⁹ als die adäquate Grundlage für die Ermittlung von sprachlichen Normen fordert. Dies ist sicher ein großer Fortschritt, denn schon allein dadurch wird der Spielraum der kodifizierten Norm erheblich erweitert werden müssen. Man darf aber nicht übersehen, daß hier nur an die Sprache einer Führungsschicht¹⁰ gedacht ist, daß also auch hierbei im Grunde noch aristokratische Vorstellungen vorliegen und eine ganz eng begrenzte Sprechergruppe berücksichtigt wird.¹¹ Alle regionalen Sprachen und ihre Sprecher werden damit von vornherein diskriminiert. In den gesellschaftlich führenden Kreisen werden Ab-

⁶ Darauf kann ich hier nur hinweisen; vgl. aber S. Jäger, Sprachnorm, S. 362 f.

⁷ H. Rupp, Gesetz, S. 16. Der Katalog der im allgemeinen von den Grammatikern herangezogenen „literarischen Leitbilder“ findet sich ebd. S. 15. Sturm- und Drang-Dichter, Kleist, Jean Paul, die Expressionisten, Frisch, Dürrenmatt oder Grass werden i. a. nicht herangezogen.

⁸ So z. B. in der Duden-Redaktion oder im Institut für deutsche Sprache in Mannheim, wo Gebrauchstexte, also Zeitungen, wissenschaftliche Literatur und auch Trivalliteratur ausgewertet werden, oder in der Forschungsstelle Freiburg des IDS, wo unter H. Steger die gesprochene Sprache untersucht wird.

⁹ Peter v. Polenz, Sprachnormung, S. 76.

¹⁰ Zu ‚Führungsschicht‘, vgl. H. Schoeck, Soziologisches Wörterbuch, S. 124. Danach nennt man F. diejenige soziale Schicht, deren Angehörige vorwiegend leitende Positionen in der Gesellschaft einnehmen.

¹¹ Vgl. dazu auch H. Rupp, Gesetz, S. 13 f., wo es zu der v. Polenzschen Forderung heißt: „Auch hier also die beiden Gesichtspunkte der Sprachrichtigkeit und des Aristokratischen.“

weichungen von der anerkannten sprachlichen Norm als Zeichen für die Nichtzugehörigkeit zu eben dieser Schicht gewertet, und sie können ganz entscheidende Nachteile in der Sozialisation und für die Mobilität^{11a} mit sich bringen.¹²

Die Abweichungen von der kodifizierten Norm in der geschriebenen Sprache von Volksschülern, mit denen ich mich hier beschäftige, unterstreichen die Notwendigkeit zumindest der Überprüfung und Liberalisierung dieser Norm, wenn nicht gar die eines völligen Umdenkens. An die Stelle von ‚richtig‘ (gleich Normkonformität) und ‚falsch‘ (Abweichung von der kodifizierten Norm) hätten ‚akzeptabel‘ und ‚nicht akzeptabel‘ zu treten, in einem ganz besonderen Sinn. Noam Chomsky versteht den Terminus „akzeptabel“ so, „daß er sich auf Äußerungen bezieht, die völlig natürlich und unmittelbar verständlich sind — ohne Zuhilfenahme von Papier und Bleistift, und die in keiner Weise bizarr oder fremdartig klingen“.¹³ Dabei ist ‚akzeptabel‘ nicht mit ‚grammatisch‘ zu verwechseln, denn die „Grammatikalität ist nur einer von vielen Faktoren, deren Zusammenwirken die Akzeptabilität bestimmt“.¹⁴ Das heißt, es kann durchaus grammatische Sätze geben, die so verschachtelt und schwer verständlich sind, daß sie nicht mehr als akzeptabel bezeichnet werden können.¹⁵ Chomsky umgeht das Problem, für wen ein Satz akzeptabel sein soll und worauf sich Grammatikalität stützt, d. h., die Sprache welcher Sprechergruppe eigentlich Gegenstand der Sprachwissenschaft ist. Er tut dies, indem er einen idealen Sprecher — Hörer annimmt, der in einer völlig homogenen Sprachgemeinschaft lebt, seine Sprache ausgezeichnet kennt und unabhängig in der Anwendung seiner Sprachkenntnis ist von grammatisch irrelevanten Bedingungen wie begrenztes Gedächtnis, Zerstreuung und Verwirrung und zufällige oder typische Fehler (!).¹⁶ Dieses Problem ist bisher nicht gelöst, was nicht bedeutet, daß es grundsätzlich unlösbar ist. Doch wird dieses Problem schwerlich von der Linguistik allein zu lösen sein. Sie kann das Problem deutlich herausarbeiten, wie dies, auf der Grundlage von Überlegun-

^{11a} Damit ist hier vor allem der soziale Aufstieg gemeint. Vgl. auch H. Schoeck, Soziologisches Wörterbuch, S. 232.

¹² Dieser Gesichtspunkt wurde in der Diskussion am 13. 4. 70 zu diesem Referat besonders von Peter v. Polenz unterstrichen, der sich damit offensichtlich von seinen früheren Äußerungen entfernt hat.

¹³ Chomsky, Aspekte, S. 22.

¹⁴ Ebd., S. 23.

¹⁵ Vgl. zu diesem Komplex Chomsky, Aspekte, S. 21—28.

¹⁶ Ebd., S. 13.

gen Eugenio Coserius, Helmut Henne und Herbert Ernst Wiegand kürzlich versucht haben durch eine Differenzierung der Saussureschen Dichotomie von *langue* und *parole*.¹⁷ Sie operieren mit den Termini ‚individuell‘ und ‚kollektiv‘ einerseits und ‚virtuell‘ und ‚realisiert‘ andererseits und bezeichnen das sprachliche System als den kollektiv-virtuellen Bereich der Sprache, die Sprachnorm als ihren kollektiv-realisierten Bereich; der individuell-realisierte Bereich wird bei ihnen Diskurs genannt; die Sprachkompetenz ist der individuell-virtuelle Teilbereich der Sprache. Mit dem Terminus ‚kollektiv‘ ist die soziale Komponente der Sprache deutlich ins Blickfeld gerückt, ohne daß es gelungen wäre, dieses Kollektiv zu bestimmen. P. v. Polenz fordert eine soziologisch-statistische Bestimmung der zugrunde zu legenden Sprechergruppe. Wähle man diesen Weg nicht, so gingen schon wieder Gruppeninteressen in die Bestimmung der Sprachnorm ein (und dessen, was man als Sprachsystem auffassen kann, natürlich auch). Eine willkürliche Beschränkung auf den *educated speaker* sei eine sprachpolitische Entscheidung mit der sozialpolitischen Konsequenz, daß die Diskrepanz zwischen der allgemeinen Gebrauchsnorm und der quasi-individuellen Norm bestimmter kleiner Gruppen, die diese der Allgemeinheit als angebliche Idealnorm oktroyieren — was ja zugleich heißt, als Grundlage einer ‚idealen‘ Sprache — gefördert würde.¹⁸ Damit sind gewisse Möglichkeiten angedeutet, die zu einer gebrauchsorientierten Liberalisierung der Sprachnorm führen könnten. Bis zu ihrer Realisierung ist es sicherlich noch ein weiter Weg, auch ist keineswegs sicher, ob eine solche Norm das letzte erstrebenswerte Ziel sein kann, ja, ob die Herstellung einer überregionalen Sprachnorm unter sozialpolitischen Gesichtspunkten überhaupt erforderlich ist.

In dieser Untersuchung wird nun so verfahren, daß sämtliche Abweichungen von der kodifizierten Sprachnorm konstatiert werden, also genau die Fälle, die der korrigierende Lehrer als Fehler anstreicht, keineswegs immer aus freier Entscheidung, sondern behördlichen Vorschriften folgend. Dabei soll — mit allen Vorbehalten — allerdings der Versuch gemacht werden, zu unterscheiden, ob

- a) die Beurteilung ungerechtfertigt ist, oder ob
- b) tatsächlich gegen Grammatikalität oder Akzeptabilität verstoßen worden ist.

¹⁷ Henne/Wiegand, *Geometrische Modelle*, S. 132 ff.

¹⁸ Vgl. v. Polenz, *Sprachgeschichte*.

Daß dies ein ganz subjektives und angreifbares Verfahren ist, wird hier bewußt in Kauf genommen. Es wäre allerdings in Anbetracht der unsicheren Grundlage dieser Wertungen nicht angebracht, dabei zu quantitativen Feststellungen zu kommen.

Ich werde mich damit begnügen, die in diesem Aufsatz angeführten Belege, die meines Erachtens zu Unrecht als Abweichungen charakterisiert wurden, mit einem ** zu versehen.¹⁹ Ein Maßstab dafür wird sein, ob die betreffenden ‚Abweichungen‘ nicht inzwischen längst in der gesprochenen Sprache der Gebildeten regelmäßig anzutreffen sind. Dieser Maßstab ist aber unter dem Blickwinkel einiger im Anschluß an diese Untersuchung erhobenen Forderungen höchst zweifelhaft. Er soll aber aus pragmatischen Gründen zunächst einmal angelegt werden.

Das Gewicht der Abweichungen von der kodifizierten Norm für die schulische und berufliche Entwicklung ist außerordentlich groß. Die Beherrschung der Orthographie z. B. gilt nicht nur als eine Art Orientierungsmarke für die Beurteilung in anderen Fächern, in denen Leistungen nicht auf die gleiche einfache Weise gemessen werden können, sondern sogar ganz allgemein als Maßstab für die „Oberschulfähigkeit“ von Schülern.²⁰ Abweichungen in Grammatik, Lexikon und Stil dürfte in diesen Hinsichten noch ein weitaus höheres Gewicht zukommen. Wenn man nun bedenkt, daß Abweichungen von der kodifizierten Norm besonders häufig bei Schülern aus der Unterschicht auftreten, worauf Ulrich Oevermann hinweist²¹, dann erhält ihre Untersuchung, besonders wenn dabei gewisse soziale Daten mitberücksichtigt werden können, auch für die Bemühungen um den Ausgleich sozialer Ungerechtigkeiten zusätzliches Gewicht. Daß die Sprache nur einer von vielen sozialen Faktoren ist, in denen und durch die soziale Ungleichheit zutage tritt, versteht sich. Es dürfte aber kaum zu leugnen sein, daß sie zu den wichtigsten dieser Faktoren zählt, wobei natürlich zu beachten ist, daß diese Faktoren wohl sämtlich in gewissem Maße interdependent sind. Die Ursachen der Abweichungen von der kodi-

¹⁹ In der Diskussion zu diesem Referat wurde von mehreren Sprechern bemerkt, daß sie einen hohen Prozentsatz der Abweichungen als „sprachrichtig“ toleriert hätten.

²⁰ Vgl. die Untersuchungen von Wiczorkowski, Nagel, Langer (Rechtschreibleistung) und von Tausch und Fittkau (Aufnahmeprüfung, S. 65 ff.); vgl. auch Kemmler, Erfolg.

²¹ Oevermann, Schichtenspezifische Formen, S. 316, unter Verweis auf Untersuchungen von McCarthy, Templin, Thomas und Loban.

fizierten Norm liegen zum nicht geringen Teil im sozialen Status der Schülereltern begründet. Auch für den Mannheimer Raum, aus dem das untersuchte Material stammt, gilt, daß in der Unterschicht vorwiegend Mundart gesprochen wird.²² Insgesamt gilt, daß zwischen Mundart und Unterschichtszugehörigkeit eine hohe positive Korrelation besteht.²³ Es ist aber nicht verwunderlich, daß die von den Kindern primär erworbene Sprache ihre Auswirkungen auf die Beherrschung der Hochsprache hat, die von diesen Kindern sozusagen als Zweitsprache erst erworben werden muß (ohne daß die Schule auf diesen Umstand allzu große Rücksicht nähme).²⁴ Wenn also in der Unterschichtsprache mehr sogenannte „Fehler“ auftreten, wie Oevermann schreibt²⁵, womit primär Abweichungen von der Hochsprache gemeint sein werden, so hat dies nichts damit zu tun, ob ein Sprachgebrauch elaboriert oder restringiert ist, sondern mit den hier dargestellten Zusammenhängen.²⁶ So stellen zwar die Abweichungen von der kodifizierten Norm auch ein „Sprachbarrierenproblem“ dar. Es hat aber mit der (sehr künstlichen) Dichotomie von *restricted* und *elaborated code* nicht direkt etwas zu tun.²⁷

Angesichts der bisherigen Überlegungen, vor allem auch in Verbindung mit den Feststellungen Tauschs, Fittkaus und Kemmlers, dürfte deutlich geworden sein, daß jede Leistungsbeurteilung auf der Grundlage des Maßstabs der kodifizierten Sprachnorm (und auch einer allgemeinen Gebrauchsnorm) beinahe automatisch zur Verschärfung der Chancengleichheit in Schule und Beruf erheblich beiträgt. Damit stellt sich zugleich die Frage nach Sinn und Ziel der vorgenommenen Untersuchungen. Sie versuchen einen Beitrag zu leisten zur Beseitigung dieser Chancenungleichheit, indem sie insbesondere zeigen

1. wo der Schüler durch die kodifizierte Norm besonders benachteiligt wird (pragmatische Zielsetzung)

²² Die Feststellungen K. Bräutigams (Mannheimer Mundart, S. 24—27) haben mit Einschränkungen auch heute noch Gültigkeit.

²³ Vgl. auch J. Hasselberg, Abhängigkeit, S. 19 und S. 71, die erste mir bekannte deutschsprachige Arbeit, die sich mit dem Problem mundartbedingter Chancenungleichheit auseinandersetzt.

²⁴ Vgl. dazu auch Verf., Beurteilung.

²⁵ Oevermann, Schichtenspezifische Formen, S. 316.

²⁶ Dies wird bei Oevermann keineswegs deutlich.

²⁷ Ich kann mich daher an dieser Stelle damit begnügen, zu diesem Problem auf die einschlägigen Arbeiten von Basil Bernstein, D. Lawton, W. P. Robinson, R. Reichwein (mit großen Einschränkungen), P. M. Roeder u. a. zu verweisen. Vgl. dazu jetzt die ausgezeichnete kritische Würdigung dieser Arbeiten bei W. Niepold, Schicht (dort auch die entsprechenden Literaturangaben).

2. daß die kodifizierte Norm (und besonders die Lehrerkorrektur) einer Überprüfung höchst bedürftig ist und überregional als Maßstab zur Beurteilung von Sprache nicht verwendet werden sollte, weil die meisten der Abweichungen mundart- (und damit schicht-) bedingt sind,
3. daß auch nicht regional bedingte Abweichungen vielfach schichtspezifisch sind.

Die Beseitigung von Chancenungleichheiten ist aber nicht das einzige Ziel meiner Untersuchung und auch keinesfalls unumstritten. Versuche zur Beseitigung dieser Ungleichheiten — man vergleiche die Diskussion um die sogenannte kompensatorische Erziehung²⁸ — stehen in dem Verdacht, „nur an Symptomen kurieren (zu wollen), weil sie die fundamentalen Ursachen gesellschaftlicher Ungleichheit, d. h. die Produktionsverhältnisse, nicht antasten“.²⁹ Den Gegnern einer „kompensatorischen“ Erziehung ist aber (mit den Teilnehmern eines soziologischen Seminars über „Sozialisation und kompensatorische Erziehung“ an der FU Berlin) entgegenzuhalten, daß die Alternative dazu nur eine fundamentale, heute noch utopische Veränderung im ökonomischen und sozialen Bereich wäre, an die sich dann eine demokratische Erziehung in der Schule (und im Elternhaus) auch anschließen müßte. Die Möglichkeiten (freilich auch die Grenzen) kompensatorischer Erziehung, für die allerdings weitgehende Änderungen zumindest in Teilbereichen gesellschaftlicher Institutionen notwendig wären, als Weg der Veränderung scheinen bei Vorwürfen dieser Art zu wenig reflektiert zu sein.³⁰ Im übrigen wird in dieser Untersuchung eine Anpassung an Mittelschichtnormen nicht gefordert, sondern Kritik an diesen Normen vorgebracht, die keineswegs den Kindern der Unterschicht allein zugute käme. Insofern versteht sich meine Untersuchung als Beitrag zur Veränderung einiger Grundannahmen der Spracherziehung überhaupt, durch die nicht nur Mängel bei Kindern aus der Unterschicht „kompensiert“ werden sollen. Sie versteht sich also als Beitrag zur Erziehung schlechthin. Für Unterschichtkinder wäre eine vernünftigerere Sprachauffassung und Spracherziehung, und vor allem eine solche,

²⁸ Besonders in betreff: *erziehung* 1970, Heft 9, wo Bernstein sich die Frage stellt, ob es sinnvoll ist, Kinder zur Anpassung an Mittelschichtnormen zu zwingen (Unfug, S. 15—19).

²⁹ Niepold, *Schicht*, S. 71; vgl. auch Michael Pehlke, *Aufstieg und Fall*, S. 26, der solche Versuche als „idealistisch-liberalistische Detailkritik“ bezeichnet, die das gesellschaftliche System stabilisieren.

³⁰ Vgl. dazu *Sozialisation*, S. 3 ff.

die auf die Ausgangssprache der Kinder Rücksicht nähme³¹, ganz besonders wichtig, weil sie in einem Sozialisationsprozeß stehen, der sie besonders benachteiligt. Möglicherweise wäre dies genau der Hebel, mit dem man den Teufelskreis der Interdependenzen der sozialen Determinanten aufsprengen könnte.

In den folgenden Darlegungen wird das Zusammenspiel dieser Determinanten, deren eine die Sprache ist, an einer Reihe von Stellen angesprochen werden müssen. Dabei wird zu beachten sein, daß manchmal die sprachlichen Besonderheiten, andere Male aber die anderen sozialen Determinanten eine größere Rolle spielen. Das wird besonders an den Übergängen auf weiterführende Schulen und deren Folgen deutlich werden. In einer Schule z. B. sind die Mundartsprecher im 9. Schuljahr unter sich, in anderen Schulen, bei denen fehlende Aufklärung der Eltern, die Scheu des Rollenwechsels, selbst die räumliche Lage der weiterführenden Schulen u. a. eine zusätzliche Rolle spielen, sind in der Hauptschule insgesamt durchschnittlich weniger Mundartsprecher anzutreffen.

II.

Das Material, das meiner Darstellung zugrunde liegt, setzt sich folgendermaßen zusammen:

Als Informanten dienten rund 450 Mannheimer Grund- und Hauptschüler aus 5 Schulen. Auf die Erhebung soziologischer Daten für jeden einzelnen Schüler mußte leider verzichtet werden. Dieser Nachteil wurde dadurch auszugleichen versucht, daß die Schulen

1. nach der sozialen Struktur der Einzugsgebiete
 2. nach der Zahl der Übergänge auf weiterführende Schulen
- ausgewählt wurden. Es zeigt sich, daß die soziale Struktur der Wohngebiete, die anhand z. T. lückenhafter und veralteter Statistiken und der Einschätzung durch Beamte des Staatlichen Schulamtes festgestellt wurde, erstaunlich präzise hoch mit der Zahl der Übergänge auf weiterführende Schulen (Gymnasien und Realschulen) korrelierte.³²

³¹ Vgl. V. M. Schirmunski, Deutsche Mundartkunde, S. XI, wo er die Berücksichtigung der lokalen Besonderheiten für einen „vertieften Sprachunterricht“ fordert.

³² Die Übergänge auf weiterführende Schulen (und andere Merkmale zur Einschätzung der Wohngebiete) sind entnommen dem Statistischen Jahresbericht 1968 der Stadt Mannheim. Für die soziale Charakterisierung der Wohngebiete sind

Auf der Grundlage dieser Daten soll eine vorsichtige durchschnittliche Zuordnung zu einer sozialen Schichtung vorgenommen werden.

Es wurde eine Schule ausgewählt, die in einer der besten Wohngegenden Mannheims gelegen ist, die Diesterweg-Grund- und Hauptschule (D) im Lindenhof (Wohngegend I). Die Zahl der Übergänge auf weiterführende Schulen beträgt rund 63 % (Gymnasien 47 %, Realschulen 16 %). Im Lindenhof wohnt eine vorwiegend bürgerliche Bevölkerung (Beamte, Angestellte, freiberuflich Tätige), besonders in seinem südlichen Teil; hier ist der Einfluß der Mundart gering; in einem allerdings relativ kleinen nördlichen Teil des Lindenhofs wohnen vorwiegend Mundartsprecher (Stadtmundart).

In einer der schlechtesten Wohngegenden Mannheims (Wohngegend II), der Schönau, wurden die Käthe-Kollwitz-Grundschule und die Peter-Petersen-Hauptschule, die zusammen einen Schulkomplex darstellen (Pe), ausgesucht. Die Zahl der Übergänge auf weiterführende Schulen beträgt hier nur 12,6 % (Gymnasien 10,3 %, Realschulen 2,3 %). Die Schönau, im Norden der Stadt gelegen, wurde während des Dritten Reichs besonders mit kinderreichen Familien besiedelt. Sie entwickelte sich im Laufe der Zeit, besonders, da man dazu überging, dort sogenannte soziale Außenseiter anzusiedeln, allmählich zu einer Art Slumgebiet. Eine alteingesessene Bevölkerung gibt es hier sozusagen nicht. Trotzdem wird hier vorwiegend Mundart gesprochen, die allerdings von der Mundart der ländlichen Umgebung leicht verschieden ist.

Die drei anderen Schulen liegen in den Randgebieten der Stadt (Wohngegend III). Es handelt sich um die Pfingstberg-Grund- und Hauptschule (P) mit 32,8 % Übergänge auf weiterführende Schulen (Gymnasien 25,1 %, Realschulen 7,7 %). Sie hat als Einzugsgebiet den Pfingstberg, bewohnt vorwiegend von Beamten und Angestellten, und die Rheinau, ein ausgesprochenes Industrieviertel. In der zweiten Schule mittlerer sozialer Prägung, der Käfertal-Grund- und Hauptschule (Kä), beträgt die Zahl der Übergänge auf weiterführende Schulen 31,75 % (Gymnasien 21,6 %, Realschulen 10,1 %), in der dritten, der Sandhofen-Grund- und Hauptschule (Sa), 36 % (Gymnasien 22 %, Realschulen 14 %). Käfertal und Sandhofen liegen im

auch die Feststellungen Bräutigams mit herangezogen worden. Die Bevölkerungszahl der Stadt ist heute nur um rund 10 % höher als 1934, und die soziale Grundstruktur der Stadt hat sich seitdem nicht wesentlich verändert, so daß mit allen Vorbehalten dieser Arbeit noch gewisse Hinweise entnommen werden können.

Osten des Stadtgebietes. Es handelt sich um Wohngebiete mit vorwiegend noch bäuerlicher Bevölkerung, die mit Arbeiter- und eingewanderten Handwerkerfamilien durchsetzt ist. In diesen beiden Gebieten wird auch heute noch vorwiegend Mundart gesprochen, während in den anderen Gebieten eine Stadtmundart verwendet wird.³³ Die sozialen Verhältnisse seien in der folgenden Tabelle übersichtlich zusammengestellt, wobei die durchschnittliche soziale Schicht der Einzugsgebiete mit angegeben wird³⁴:

³³ Vgl. dazu auch die Charakterisierung Bräutigams S. 18—27, ferner W. Henzen, *Mundarten*, S. 201 ff.

³⁴ Damit soll nicht ein Schichtmodell angestrebt sein. Die Einteilung dient nur einer Charakterisierung der Einzugsgebiete der jeweiligen Schulen. Auch sind diese Gebiete sozial keineswegs homogen. An den Einzeluntersuchungen wird sich dies noch zeigen. Vgl. aber auch Jäger/Schätzle/Huber, *Überlegungen*.

Wohngegend	Schule	Übergänge auf weiterführende Schulen in % Gesamt Gymn. Real.	Sprachgebrauch ³⁵	durchschnittliche Schichtzugehörigkeit der Schüler
I Lindenhof	Diesterwegschule (D)	63 47 16	vorwiegend große Nähe zur Hochsprache, daneben weniger Stadtmundart	Mittelschicht
II Schönau	Käthe-Kollwitz-Schule P.-Petersen-Schule (Pe)	12,6 11,3 1,3	Stadtmundart (stark mundartlich beeinflusste Umgangssprache)	untere Unterschicht
III Pfingstberg Rheinau	Pfingstbergschule (P)	32,8 25,1 7,7	vorwiegend Stadtmundart	obere Unterschicht
Sandhofen	Sandhofenschule (Sa)	36 22 14	vorwiegend Dorfmundart	
Käfertal	Käfertalschule (Kä)	31,7 21,6 10,1	vorwiegend Dorfmundart	

³⁵ Genaue Abgrenzungen sind schwer möglich, vgl. Henzen, Mundarten, S. 7—42. In der Terminologie lehne ich mich an Henzen an. Termini wie Stadtmundart, Dorfmundart, Schriftsprache, Umgangssprache u. a. bezeichnen je nach der Region, für die sie angewendet werden, nicht nur inhaltlich Verschiedenes, sondern sie müssen selbst für jede Region inhaltlich neu definiert werden. Das geht aus den Ausführungen Henzens sehr schön hervor. Unter Hochsprache (auch Schriftsprache) verstehe ich hier eine Sprache, die relativ normkonform ist, unter Umgangssprache eine kolloquiale, kaum von der Mundart beeinflusste, aber normfernere Sprache, unter Stadtmundart die von der städtischen Unterschicht verwendete Mundart, die durch den Einfluß der Umgangssprache von der Mundart der Landbevölkerung

Die Zahl der Übergänge auf weiterführende Schulen wird zum Teil auch durch die räumliche Lage der weiterführenden Schulen beeinflusst. Besonders für Pe, aber auch für Sa und Kä sind die Wege zu den weiterführenden Schulen extrem weit (im nördlichen Stadtgebiet gibt es kein einziges Gymnasium!), natürlich weil es hier weniger Kinder gibt — wie die Statistiken ausweisen —, die auf weiterführende Schulen gehen. Sie gehen aber z. T. deshalb nicht, weil . . . usw. Auch hier wird einer der vielen Teufelskreise sichtbar, in denen unser Bildungswesen steckt.

Rund 66 % der Informanten sprechen zu Hause Mannheimer Stadt- oder Dorfmundart, nur 10 % sprechen hochdeutsch. Der Rest, ca. 24 %, spricht Umgangssprache.

Diese Zahlen verschieben sich je nach Wohngegend nicht ganz unwesentlich. Während in Wohngegend I nur etwas weniger als 50 % der Schüler Mundart sprechen, sind es in Wohngegend III mehr als 71 %, in Wohngegend II rund 65 %. Hochsprache wird in den Wohngegenden I und III zu jeweils rund 18 % gesprochen, in Wohngegend II nur zu knapp 6 %. Umgangssprache wird zu 33 % in Wohngegend I, zu 28,5 % in Wohngegend II und nur zu 11 % in Wohngegend III gesprochen.^{35a}

Insgesamt kann angenommen werden, daß auch im Mannheimer Raum die Mundart sprechenden Schüler im großen und ganzen aus sozial niedrigen Schichten kommen, „daß soziales Milieu und Mundart eng miteinander verknüpft sind und auf dem Bildungsweg als gleichwertige Faktoren von Bedeutung sind“.³⁶

Die rund 450 Informanten entstammen 15 Klassen. In jeder der 5 Schulen wurden die Schüler der 4., der 6. und der 9. Klasse befragt, und zwar auf folgende Weise:

Jeder der Schüler hatte ein Diktat zu schreiben, dessen Text im Anhang beigegeben ist (S. 230). Der Text wurde allen Schülern von ihrem

unterschieden ist (Henzen, S. 203), unter Dorfmundart verstehe ich die Mundart der Landbevölkerung, die in Mannheim zum Rheinfränkischen gehört, enger zur Pfälzischen Mundart. Sie ist besonders gekennzeichnet durch die Erhaltung des alten *p* (mhd. *pf*), durch anlautendes und inlautendes *d* statt *t*, inlautendes und auslautendes *g* statt *k* u. a. Vgl. dazu ausführlich K. Bräutigam, Mannheimer Mundart, S. 27 und S. 39 ff.

^{35a} Diese Zahlen stützen sich auf die Angaben der Klassenlehrer, ergänzt durch eine umfangreichere Befragung des Lehrpersonals in den verschiedenen Schulen.

³⁶ Hasselberg, Abhängigkeit, S. 19. Vgl. auch die Ausführungen Bräutigams S. 24 ff. zur sozialen Verteilung und Bewertung der Mundartssprecher in Mannheim, an der sich nach dem Urteil alteingesessener Mannheimer bis heute nicht grundsätzlich etwas geändert hat.

eigenen Lehrer diktiert. Der Schwierigkeitsgrad entspricht ungefähr den Anforderungen, die beim Übergang auf weiterführende Schulen im 4. Schuljahr gestellt werden.

Ferner liegt von jedem der Schüler ein Aufsatz vor. Die Themenwahl wurde den jeweiligen Lehrern freigestellt. Da die Erhebung in einer nebligen Herbstwoche angestellt wurde, ergab es sich, daß achtmal das Thema „Unfall im Nebel“ gestellt wurde. Bei den übrigen Aufsätzen handelt es sich zweimal um Erlebnisschilderungen, zweimal um Nacherzählungen, zweimal um Beschreibungen und einmal um einen Besinnungsaufsatz. Zusätzlich wurden in jeder Klasse eine zwanzigminütige Tonbandaufnahme gemacht. Diese Aufnahmen sind transkribiert, aber nicht systematisch ausgewertet worden, da meine Aufmerksamkeit hier vor allem den schriftlichen Äußerungen der Schüler gilt. Sie lassen allerdings Hinweise darauf zu, wo und wie die schriftlichen Äußerungen der Schüler von ihrer gesprochenen Sprache beeinflusst sind.

Daneben wurde ein Fragebogen an die Lehrer der betreffenden Schulen verteilt, in dem sie u. a. aufgefordert wurden, die Hauptschwierigkeiten der Schüler zu nennen. Das Ergebnis war deshalb einigermaßen enttäuschend, weil sich zeigte, daß nur ein Teil der tatsächlichen Schwierigkeiten der Schüler den Lehrern bewußt ist.³⁷ Hauptgrundlage meiner Feststellungen bilden die Diktate und Aufsätze, die deshalb eine gute Grundlage für diese Untersuchung darstellen, weil besonders hier der Schüler dazu aufgefordert ist, die Regeln der hochsprachlichen Norm der geschriebenen Sprache zu beachten.³⁸ Daß diese Texte nicht Beispiele für die normale Gebrauchssprache der Schüler sind, sei unbestritten. Man könnte — cum

³⁷ Insgesamt liegen mir 36 ausgefüllte Fragebogen von Grund- und Hauptschullehrern vor. In den besuchten Schulen waren ca. 150 persönlich (mit Antwortumschlag) verteilt worden. Genannt wurden vor allem solche Schwierigkeiten, die nicht mundartlich bedingt sind (Zeichensetzung, Groß- und Kleinschreibung), seltener mundartlich bedingte Abweichungen (*b* statt *p*, *g* statt *k*). Bei den Kasusabweichungen wurden am häufigsten Abweichungen vom richtigen Gebrauch des Genitivs genannt. Auffällig ist, daß „falsche Bezüge“ als Abweichungsart, obwohl danach gezielt gefragt war, von beinahe keinem genannt wurde.

³⁸ Die Gattung Aufsatz kommt in der geforderten Form in der Lebenswirklichkeit i. a. zwar nicht vor. Trotzdem ist sie für meine Untersuchung sehr geeignet, erstens, weil es nahezu unmöglich ist, andere schriftliche Äußerungen von Schülern zu erhalten, zweitens aber, weil das sprachliche Können der Schüler vorwiegend an den Aufsatzleistungen gemessen wird. Vgl. dazu auch: S. Jäger, Beurteilung.

grano salis — so weit gehen zu sagen, daß die Primärsprache der Schüler durch den Versuch, Hochsprache zu verwenden, gestört ist.³⁹

III.

Zunächst möchte ich mich kurz den orthographischen Abweichungen zuwenden. Tabelle 1 zeigt, wie sich die Fehlerarten verteilen, getrennt nach Aufsätzen und Diktaten.

Tabelle 1: Abweichungen in der Orthographie

Abweichungen	Diktate	Aufsätze	Gesamt
Groß-klein	1 003	951	1 954
Zusammenschreibung	36	157	193
Getrenntschreibung	202	219	421
(Kasus	281	354	635)
Komma	515	2 092	2 607
Personalendung	61	175	236
Dehnung	259	427	686
Vokale	94	31	125
Diphthonge	55	27	82
Doppelung Konsonant	537	346	883
d—t	254	301	555
b—p	315	78	493
g—k (ch)	375	144	519
ch—sch	211	39	250
s—ss—ß	245	486	731
f—v—w	46	91	137
Punkt	—	692	692
	4 489	6 610	11 198

In dieser Tabelle sind auch die Kasusabweichungen, zu denen ich sämtliche Abweichungen vom Flexionssystem des Nomens gezählt habe, mit angeführt, da sie als einzige grammatische Abweichung auch in den Diktaten eine relativ große Frequenz aufweisen. Sie sind als ein Beweis dafür zu werten, wie stark der Kasusgebrauch der Schüler von der hochsprachlichen Norm abweicht. Selbst die durch

³⁹ Die beschriebene Versuchsanordnung zeigt, daß die zu erwartenden Ergebnisse weiterer Absicherung oder auch der Modifizierung bedürfen. Die Population ist zu klein, die sozialen Faktoren sind recht grob. Auch sind im Rahmen eines solchen Referates in linguistischer Hinsicht Vereinfachungen unvermeidlich. Einen wesentlich exakteren Ansatz enthält Jäger/Schätzle/Huber, Überlegungen.

das Gehör aufgenommene und im Grunde nur zu fixierende Form wird häufig dem normalen Sprachgebrauch, einem durch Umwelt und Alter bedingten Subkode, bzw. einer regionalen Norm unterworfen und angepaßt.

Auf den Kasusgebrauch komme ich noch zurück, wenn die grammatischen Abweichungen in den Aufsätzen behandelt werden, da dort insgesamt ein weniger beeinflusster Gebrauch vorliegt.⁴⁰

Bei der Abweichungsart „Personalendung“ handelt es sich ausnahmslos um Auslassungen des letzten oder der letzten beiden Buchstaben (*ich komm, du komms, wir komme, komm* u. ä.), also um Reduktionen der Endsilben. Solche Auslassungen kann man auf eine Nichtbeherrschung des hochsprachlichen Paradigmas (Konjugationssystems) zurückführen und daher auch als grammatische Abweichungen auffassen. Hier liegt, wie die Tonbandaufnahmen bestätigen, offensichtlich Einfluß der gesprochenen Sprache der Schüler vor, in der die Reduktion der Endsilben durchgängig zu beobachten ist.⁴¹ So handelt es sich hier zwar um orthographische Abweichungen, deren Ursache aber der Einfluß der nichthochsprachlichen Flexion ist. Dieser Einfluß ist in den Aufsätzen intensiver als in den Diktaten, in denen er aber durchaus deutlich zu spüren ist.

Ich habe in Tabelle 1 auf eine Aufschlüsselung nach Schulen und Schuljahren verzichtet, und zwar aus technischen Gründen. Die Tabelle würde zu umfangreich und unübersichtlich. Am Beispiel der Groß- und Kleinschreibung möchte ich allerdings eine der Verteilungen vorführen:

⁴⁰ Die Zahl der Kasusabweichungen in den Aufsätzen erscheint auch in Tabelle 3.

⁴¹ Vgl. auch K. Bräutigam, Mannheimer Mundart, S. 101 ff. Der von Bräutigam noch konstatierte Unterschied zwischen Stadt- und Dorfmundart fand sich nicht mehr ausgeprägt; auch in Sandhofen und Käfertal, den ländlicheren Randgebieten, wurde die Verschleifung der Endsilben, bes. das Fehlen des auslautenden *n*, ebenso häufig festgestellt wie in den anderen Gebieten.

*Tabelle 2: Abweichungen in der Groß- und Kleinschreibung
(in Relation zur Gesamtabweichungszahl)*

	Schule	P	Pe	D	Sa	Kä	Ges.
Diktate	4. Schuljahr	115 22,4 %	113 22,2 %	86 22,3 %	149 38,9 %	69 21,2 %	532 24,6 %
	6. Schuljahr	66 25,5 %	94 21,7 %	73 21,7 %	65 28,1 %	59 25,0 %	357 23,9 %
	9. Schuljahr	34 13,3 %	20 17,0 %	33 11,1 %	4 4,4 %	23 23,7 %	114 13,5 %
	Schule	P	Pe	D	Sa	Kä	Ges.
Aufsätze	4. Schuljahr	47 11,1 %	73 14,2 %	67 13,8 %	76 17,1 %	20 7,7 %	273 13,3 %
	6. Schuljahr	97 14,9 %	105 11,7 %	131 16,0 %	120 16,4 %	22 19,3 %	475 14,8 %
	9. Schuljahr	52 15,0 %	0 0,0 %	54 15,8 %	52 20,6 %	45 15,9 %	203 15,5 %

Die Prozentzahlen geben an, wie hoch der Anteil der Abweichungen von den normativen Regeln der Groß- und Kleinschreibung an der Zahl aller orthographischen Abweichungen ist. Wir sehen, daß er bis ins 9. Schuljahr hinein sehr hoch ist, wenn man vom Aufsatz beim 9. Schuljahr (Pe) absieht, wo offensichtlich Lehrerhilfe das Ergebnis verfälscht hat. Die Angabe einiger absoluter Zahlen soll dieses Ergebnis ergänzen:

Die durchschnittlichen Abweichungen je Schüler betragen bei der Groß- und Kleinschreibung:

im 4. Schuljahr im Diktat	4	von insgesamt durchschnittlich	16
		orthographischen Abweichungen	
im Aufsatz	2	von insgesamt durchschnittlich	14
		orthographischen Abweichungen	
im 6. Schuljahr im Diktat	2,2	von insgesamt durchschnittlich	9
		orthographischen Abweichungen	
im Aufsatz	2,8	von insgesamt durchschnittlich	19
		orthographischen Abweichungen	

im 9. Schuljahr im Diktat	0,8	von insgesamt durchschnittlich	5,6
		orthographischen Abweichungen	
im Aufsatz	1,4	von insgesamt durchschnittlich	8,8
		orthographischen Abweichungen	

Diese Zahlen sind hoch. Sie weisen auf eine Erscheinung hin, durch die nicht nur der Schüler unnötig belastet wird. Die Ursachen der Abweichungen bei der Groß- und Kleinschreibung sollen hier nicht im einzelnen beschrieben werden.⁴² Eine der häufigsten Ursachen dürfte die gegenseitige Affizierung mit gleichen Buchstaben beginnender, besonders morphematisch ähnlicher oder teilweise gleicher Wörter sein (homogene Hemmung, deren psychischen Ursachen nachzugehen besonders interessant sein dürfte). Beispiele sind: *Der Farmer war Fremd in dieser Gegend; Der eine Vogel bringt immer neue Baustoffe herbei, der andere Baut.* Auch komponierte Substantive, deren erster Teil kein Substantiv ist, werden häufig klein geschrieben (*zwischenräume*). Auch geschieht es, daß Teile eines komponierten Substantivs z. B. als Adjektive aufgefaßt werden, wenn das betreffende Wort als Ganzes unbekannt ist, wie in folgendem Beispiel zu vermuten ist: *Er gab ihm den knaden Schuß (den Gnadenschuß).* Hörfehler, in Verbindung mit einem fehlenden Sinnerfassen des diktierten Textes, sind eine weitere Ursache: *... und spannen diese Schnüre dann von zwei zu zwei (von Zweig zu Zweig).* Häufig werden Wörter jeder beliebigen Art nach Artikel und Possessivpronomen großgeschrieben, was auf halbverstandene Regeln schließen läßt. Dazu kommen Abweichungen, die darauf zurückzuführen sind, daß hauptwörtlicher Gebrauch (Funktionswechsel) nicht erkannt wird. Besonders neigen die Schüler dazu, mit *Ge-* beginnende Wörter klein zu schreiben, was möglicherweise auf den Einfluß des 2. Partizips zurückzuführen ist, womit man sich aber bereits auf unsicherem Boden bewegt, wie auch bei vielen anderen Fällen, deren Ursachen schwer zu ermitteln sind. In diesem Bereich liegt eine allgemeine Regelunsicherheit vor.

Zu beachten ist, daß ein großer Teil der Abweichungen durch Analogieschlüsse hervorgerufen wird. So wird z. B. das Adjektiv *tot* sehr häufig *Tod* geschrieben usw. Viele an sich positive Transferleistungen führen so zu Abweichungen (und damit zu schlechten Noten). Dies

⁴² Eine genaue Analyse der Abweichungsmotivationen (zusammen mit Eva-Maria Teubert) ist geplant.

gilt nicht nur für die Abweichungen in der Groß- und Kleinschreibung, sondern für die orthographischen Abweichungen fast generell (vgl. *wachsen, Haxen, Wechsel, Hecksel, Hexe, Axt*).

Die Beherrschung der Groß- und Kleinschreibung differiert, von einzelnen Ausreißern abgesehen, von Schule zu Schule kaum (relative Anteile). Dies ist auch nicht verwunderlich, da es sich hierbei um eine Fertigkeit handelt, die — als Erscheinung der geschriebenen Sprache — fast ausschließlich vom Schulunterricht abhängig ist. Ohne daß es möglich wäre, die Tabelle nun noch im Detail zu interpretieren, möchte ich doch auf eine auffällige Erscheinung eingehen, die unmittelbar ins Auge springt. Während bei den Diktaten der Anteil der Abweichungen bei der Groß- und Kleinschreibung rapide abnimmt (24,6 — 23,9 — 13,5), nimmt er bei den Aufsätzen zu (13,3 — 14,8 — 15,5). Eine mögliche Erklärung dafür wäre, daß sich im Aufsatz die Zunahme einer allgemeinen Sprachbeherrschung dahingehend auswirkt, daß nun auch eine größere Zahl sprachlicher Erscheinungen auftritt, bei denen die Frage, ob man groß oder klein schreibt, schwieriger zu beantworten ist, also z. B. Substantivierungen aller Wortarten, nach dem Duden fest genormte Zweifelsfälle usw.

Ganz kurz muß ich noch einmal auf die Gesamttabelle 1 zurückkommen. Viele der dort aufgeführten Abweichungen sind vorwiegend oder z. T. regional bedingt, besonders das Weglassen der Personalendung bei den Verben (*wir komme* statt *wir kommen* u. ä.), die Vereinfachung von Diphthongen (z. B. *uff* statt *auf*) und — besonders stark — die Vertauschung von *p—b*, *g—k*, *d—t* im Anlaut und Inlaut und die Vertauschung von *ch* und *sch* im In- und Auslaut.⁴³

Darauf kann ich hier im einzelnen nicht weiter eingehen. Ich muß mich damit begnügen, auf ein Büchlein zu verweisen, in dem ich diese Dinge für Schüler ausführlich dargestellt habe und das demnächst den Schülern von Mannheim und Umgebung durch die Stadt Mannheim zugänglich gemacht werden wird.⁴⁴

⁴³ Vgl. auch Bräutigam, Mannheimer Mundart, S. 39 ff., für *ch* besonders S. 79 f.

⁴⁴ Solche Hilfen für den Schüler haben nur beschränkten Wert. Ein fortschrittlicher Sprachunterricht, eine stärkere Betonung der linguistischen Ausbildung der Lehrer, die Verwertung der Ergebnisse der Sprachbarrierenforschung, Entwicklung sinnvoller Vorschulerziehungsprogramme und nicht zuletzt eine Liberalisierung der Sprachnorm werden Hilfen dieser Art hoffentlich bald veralten lassen.

IV.

Ich möchte mich nun den Abweichungen in Grammatik, Lexikon und Stil zuwenden. In Tabelle 3 sind sämtliche Abweichungen nach Schulen und Klassen verteilt angeführt. Die Prozentzahlen beziehen sich auf die Gesamtzahl der Abweichungen pro Klasse in der Spalte „Gesamt“ pro Schuljahr. Die Spalte „Total“ gibt den Anteil der Abweichungen an der Gesamtzahl der Abweichungen in sämtlichen Schulen und Schuljahren an. In der Spalte „Zahl der Abweichungen je 100 Wörter“ wurde für die durchschnittliche Aufsatzlänge und Gesamtabweichungszahl pro Schulklasse die absolute Zahl der einzelnen Abweichungsarten angeführt, wodurch eine Berücksichtigung der Textmengen möglich wird.

Eine zahlenmäßige Übersicht über Normabweichungen der hier aufgeführten Art ist nicht in jedem Fall völlig unproblematisch, vor allem nicht im Bereich des Stils und des Lexikons.

Tabelle 3: Abweichungen in Grammatik, Lexikon und Stil
4. Klasse

	P	%	Pe	%	D	%	Sa	%	Kä	%	Gesamt	%	Z. d. Abw. je 100 Wö.
1 Kasus	11	7,6	52	10,9	12	3,7	23	10,6	14	6,7	112	8,1	0,6
2 Tempuswechsel	12	8,3	14	2,9	2	0,6	22	10,1	15	7,2	65	4,7	0,34
3 Verb (Formenbildung)	10	6,9	42	8,8	34	10,5	19	8,8	23	11,1	128	9,3	0,64
4 Modus	1	0,7	1	0,2	14	4,3	5	2,3	2	1,0	23	1,7	0,12
5 Präpositionen	2	1,4	32	6,7	8	2,5	7	3,3	8	3,8	57	4,1	0,3
6 Konjunktionen	8	5,5	6	1,2	13	4,0	8	3,8	6	2,9	41	3,0	0,21
7 Bezüge	7	4,9	56	11,8	7	2,2	12	5,6	10	4,8	92	6,7	0,48
8 Kongruenz	8	5,6	1	0,2	6	1,9	9	4,1	3	1,5	27	2,0	0,14
9 engl. Satzkonstr.	—	—	5	1,0	1	0,3	2	0,9	—	—	8	0,6	0,04
10 Anacoluthie	—	—	5	1,0	5	1,6	1	0,5	1	0,5	12	0,9	0,06
11 Substantiv- u. Adjektivfl.	1	0,7	21	4,4	—	—	1	0,5	2	1,0	25	1,8	0,12
12 Relativsatz	—	—	—	—	8	2,5	2	0,9	4	2,0	14	1,0	0,07
13 wie statt als (temp.)	3	2,1	—	—	—	—	2	0,9	4	2,0	9	0,7	0,05
14 wie statt als (komp.)	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
15 unpers. es	1	0,7	3	0,6	9	2,8	2	0,9	1	0,5	16	1,2	0,09
16 gramm. Geschl.	1	0,7	1	0,2	5	1,6	4	1,9	2	1,0	13	0,9	0,06
17 brauchen ohne zu	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
18 Artikelgebr.	1	0,7	7	1,5	1	0,3	1	0,5	—	—	10	0,7	0,05
19 Infinitivgebr.	4	2,8	1	0,2	1	0,3	—	—	2	1,0	8	0,6	0,04
20 Kontraktion	—	—	21	4,4	2	0,6	6	2,8	6	2,9	35	2,5	0,18
21 Lexikon	27	18,6	69	14,5	88	27,3	41	19,0	46	22,1	271	19,7	1,42
22 Wortbildung	—	—	1	0,2	5	1,6	—	—	6	2,9	12	0,9	0,06
23 Redundanz	1	0,7	2	0,4	—	—	—	—	—	—	3	0,2	0,01
24 Stil	8	5,6	70	14,6	45	14,0	21	9,7	36	17,3	180	13,1	0,94
25 idiom. Kontamin.	1	0,7	5	1,0	—	—	—	—	—	—	6	0,4	0,03
26 Ellipse	—	—	1	0,2	7	2,2	1	0,5	—	—	9	0,7	0,05
27 Auslassung	15	10,3	42	8,8	28	8,7	15	6,9	8	3,8	108	7,9	0,57
28 Wortstellung	1	0,7	9	1,9	—	—	5	2,3	3	1,5	18	1,3	0,1
29 Personifik./Identifik.	—	—	—	—	4	1,2	1	0,5	5	2,4	10	0,7	0,05
30 unverst. Passagen	17	11,7	14	2,9	15	4,7	7	3,3	2	1,0	55	4,0	0,29
31 Sonstiges	2	1,4	3	0,6	3	0,9	—	—	—	—	8	0,6	0,04
Ges.	142		484		323		217		209		1375		

6. Klasse

	P	%	Pe	%	D	%	Sa	%	Kä	%	Gesamt	%	Z. d. Abw. je 100 Wd.
1 Kasus	29	10,6	65	18,2	31	8,6	14	6,2	21	12,4	160	11,5	0,53
2 Tempuswechsel	7	2,6	26	7,3	25	6,9	7	3,1	—	—	65	4,7	0,22
3 Verb (Formenbildung)	14	5,1	24	6,7	23	6,4	20	8,9	—	—	81	5,8	0,27
4 Modus	1	0,4	6	1,7	2	0,6	1	0,4	—	—	10	0,7	0,03
5 Präpositionen	18	6,6	12	3,5	20	5,6	9	4,0	3	1,8	62	4,5	0,21
6 Konjunktionen	5	1,8	7	2,0	10	2,8	10	4,4	2	1,2	34	2,5	0,12
7 Bezüge	7	2,6	18	5,0	40	11,2	3	1,3	9	5,3	77	5,6	0,26
8 Kongruenz	14	5,1	12	3,5	10	2,8	12	5,3	7	4,1	55	4,0	0,18
9 entgl. Satzkonstr.	—	—	7	2,0	1	0,3	1	0,4	—	—	9	0,6	0,03
10 Anakoluthe	—	—	4	1,2	—	—	—	—	—	—	4	0,3	0,01
11 Substantiv- u. Adjektivfl.	4	1,5	2	0,6	1	0,3	6	2,7	2	1,2	15	1,1	0,05
12 Relativsatz	—	—	—	—	3	0,8	1	0,4	3	1,8	7	0,5	0,02
13 wie statt <i>als</i> (temp.)	—	—	1	0,3	1	0,3	—	0,4	—	—	3	0,2	0,01
14 wie statt <i>als</i> (komp.)	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	0,1	0,00
15 unpers. es	6	2,2	3	0,9	5	1,4	7	3,1	—	—	21	1,5	0,07
16 gramm. Geschl.	4	1,5	19	5,3	5	1,4	6	2,7	—	—	34	2,5	0,12
17 brauchen ohne zu	—	—	—	—	1	0,3	—	—	—	—	1	0,1	0,00
18 Artikelgebr.	11	4,0	4	1,2	1	0,3	4	1,8	—	—	20	1,4	0,06
19 Infinitivgebr.	—	—	2	0,6	—	—	1	0,4	—	—	3	0,2	0,01
20 Kontraktion	4	1,5	18	5,0	3	0,8	3	1,3	6	3,6	34	2,5	0,12
21 Lexikon	34	12,4	38	10,6	75	20,8	49	21,8	51	30,1	247	17,8	0,82
22 Wortbildung	—	—	4	1,2	2	0,6	4	1,8	3	1,8	13	0,9	0,04
23 Redundanz	3	1,1	2	0,6	2	0,6	1	0,4	6	3,6	14	1,0	0,05
24 Stil	27	9,6	31	8,7	49	13,9	16	7,1	14	8,3	137	9,9	0,46
25 idiom. Kontamin.	1	0,4	1	0,3	3	0,8	2	0,9	1	0,6	8	0,6	0,03
26 Ellipse	4	1,5	2	0,6	—	—	2	0,9	1	0,6	9	0,6	0,03
27 Auslassung	24	8,8	23	6,4	20	5,5	21	9,3	13	7,7	101	7,3	0,34
28 Wortstellung	11	4,0	17	4,7	7	1,9	7	3,1	1	0,6	43	3,1	0,14
29 Personifik./Identifik.	27	9,6	1	0,3	—	—	—	—	—	—	28	2,0	0,09
30 unverst. Passagen	17	6,2	8	2,3	20	5,6	16	7,1	25	14,8	86	6,2	0,29
31 Sonstiges	2	0,7	—	—	—	—	1	0,1	1	0,6	4	0,3	0,01
Ges.	274		358		360		225		169		1386		

9. Klasse

	P	%	Pe	%	D	%	Sa	%	Kä	%	Gesamt	%	Z. d. Abw. je 100 Wö.	Total	%
1 Kasus	15	8,9	17	8,8	23	9,3	6	3,0	21	9,0	82	7,8	0,33	354	9,3
2 Tempuswechsel	7	4,1	—	—	18	7,3	—	—	—	—	25	2,4	0,1	155	4,1
3 Verb (Formenbildung)	11	6,5	6	3,1	18	7,3	3	1,5	4	1,7	42	4,0	0,17	251	6,6
4 Modus	—	—	—	—	2	0,8	3	1,5	4	1,7	9	0,9	0,04	42	1,1
5 Präpositionen	6	3,6	11	5,7	15	6,1	10	4,9	—	—	42	4,0	0,17	161	4,2
6 Konjunktionen	8	4,7	2	1,0	5	2,0	8	4,0	4	1,7	27	2,6	0,11	102	2,7
7 Bezüge	2	1,2	41	21,1	5	2,0	13	6,3	9	3,8	70	6,7	0,28	239	6,3
8 Kongruenz	12	7,1	—	—	9	3,6	10	4,9	16	6,8	47	4,5	0,19	129	3,4
9 entgl. Satzkonstr.	—	—	1	0,5	2	0,8	5	2,5	2	0,9	10	1,0	0,04	27	0,7
10 Anakoluthe	—	—	—	—	2	0,8	9	4,5	6	2,6	17	1,6	0,07	33	0,9
11 Substantiv- u. Adjektivfl.	4	2,4	11	5,7	3	1,2	1	0,5	35	15,0	54	5,2	0,22	94	2,5
12 Relativsatz	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	21	0,6
13 wie statt als (temp.)	—	—	—	—	—	—	1	0,5	—	—	1	0,1	0,0	13	0,3
14 wie statt als (komp.)	—	—	—	—	—	—	—	—	1	0,4	1	0,1	0,0	2	—
15 unpers. es	—	—	1	0,5	5	2,0	1	0,5	1	0,4	8	0,8	0,03	45	1,2
16 gramm. Geschl.	3	1,8	—	—	1	0,4	4	2,0	2	0,9	10	1,0	0,04	57	1,5
17 brauchen ohne zu	—	—	13	6,7	—	—	—	—	—	—	13	1,2	0,05	14	0,4
18 Artikelgebr.	1	0,6	—	—	1	0,4	1	0,5	4	1,7	7	0,7	0,02	37	1,0
19 Infinitivgebr.	—	—	—	—	—	—	1	0,5	3	1,3	4	0,4	0,01	15	0,4
20 Kontraktion	—	—	—	—	1	0,4	—	—	4	1,7	5	0,5	0,02	74	1,9
21 Lexikon	23	13,6	23	11,9	79	32,7	60	29,3	53	22,6	238	22,7	0,95	756	19,8
22 Wortbildung	5	3,0	5	2,6	1	0,4	6	3,0	1	0,4	18	1,7	0,07	43	1,1
23 Redundanz	2	1,2	2	1,0	1	0,4	2	1,0	2	0,9	9	0,9	0,03	26	0,7
24 Stil	19	11,2	16	8,2	19	7,7	12	5,9	20	8,5	86	8,2	0,34	403	10,6
25 idiom. Kontamin.	5	3,0	5	2,6	2	0,8	—	—	7	3,0	19	1,8	0,07	33	0,9
26 Ellipse	1	0,6	—	—	3	1,2	6	3,0	2	0,9	12	1,1	0,04	30	0,8
27 Auslassung	15	8,9	15	7,7	13	5,3	19	9,3	6	2,6	68	6,5	0,27	277	7,3
28 Wortstellung	1	0,6	—	—	2	0,8	4	2,0	1	0,4	8	0,8	0,03	69	1,8
29 Personifik./Identifik.	13	7,7	—	—	5	2,0	1	0,5	—	—	19	1,8	0,07	57	1,5
30 unverst. Passagen	14	8,3	13	6,7	10	4,0	18	8,8	26	11,1	81	7,7	0,32	222	5,8
31 Sonstiges	2	1,2	12	6,2	1	0,4	1	0,5	—	—	16	1,5	0,06	28	0,7
	169		194		246		205		234		1048			3809	

Während es für die Grammatik sehr verbreitete und akzeptierte Regelbücher gibt, wie z. B. die Dudengrammatik, ist dies für Stil und Lexikon sehr viel weniger der Fall. Strenggenommen gibt es für diese Bereiche keine kodifizierte Norm. An ihre Stelle tritt i. a. das Sprachgefühl der Lehrer, das, so weit ich beobachten konnte, was die Beurteilung von sprachlichen Erscheinungen stilistischer und lexikalischer Art angeht, ziemlich einhellig operiert, trotz mancher Unterschiede im einzelnen, da sich hinter den postulierten Maßstäben für ‚guten Stil‘ sehr unterschiedliche Vorstellungen auf Seiten der Lehrer von einer Sprache verbergen, die diesen Maßstäben genügt bzw. nicht genügt. Überspitzt formuliert könnte man sagen, daß die stilistisch-lexikalischen Normen in den Köpfen der Korrigierenden, also der Lehrer, kodifiziert sind, und zwar ziemlich übereinstimmend, da sie — trotz Unterschieden im Bildungsgang im einzelnen — an ähnlichen sprachlichen Vorbildern geschult sind und in einer ähnlichen bildungsmäßigen Tradition stehen. Diese Tradition ist literarisch bis preziös, was leicht an der Art und Weise der Korrekturen abgelesen werden kann.

Bei der Erfassung der Abweichungen im Bereich von Grammatik, Stil und Lexikon habe ich mich an den Usus der durchschnittlichen Lehrerkorrektur gehalten. Hierbei bin ich folgendermaßen vorgegangen: In einer Vorauswahl wurden sämtliche Fälle erfaßt, die „korrekturverdächtig“ waren. Diese wurden nach Sachgruppen sortiert. Eine größere Zahl von Beispielen aus jeder Gruppe wurde sodann Lehrern vorgelegt, wobei ihnen die Texte zur Verfügung standen. Um eine Beeinflussung durch die Vorauswahl möglichst klein zu halten — ganz auszuschließen ist sie wohl kaum —, wurde ferner eine Anzahl der Arbeiten von Lehrern korrigiert. Es zeigte sich, daß die Vorauswahl, besonders bei Stil und Lexikon, eher zu eng als zu weit vorgenommen worden war. Die in dieser Arbeit angeführten Beispiele stellen keine einseitige Auswahl dar; sie wurden von den befragten Lehrern als typische Beispiele bezeichnet.

Als erstes Gebiet der grammatischen Abweichungen und besonders ausführlich soll das des Kasus betrachtet werden (Gruppe 1).

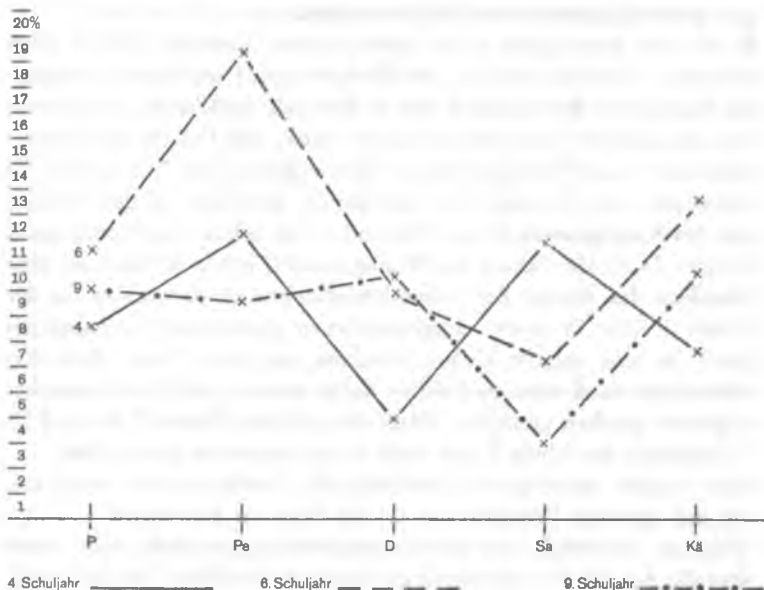
Hier schlägt sich der Einfluß der Mundart in besonders deutlicher Weise nieder und damit auch der Einfluß der sozialen Schichten.

Dieses Gebiet ist sehr umfangreich. Immerhin sind rund 10 % aller Abweichungen, die Tabelle 3 erfaßt, Kasusabweichungen. Ihr Anteil an der Gesamtzahl der Abweichungen ist in allen Klassenstufen etwa

gleich hoch, mit einem leichten Überwiegen beim 6. Schuljahr, bei dem im allgemeinen der Abgang einer größeren Zahl von Schülern auf weiterführende Schulen sich deutlich bemerkbar macht. Abbildung 1 macht die Verhältnisse, nach Schuljahr und Schule aufgeschlüsselt, deutlich. Die vertikale Linie ist als Skala des prozentualen Abweichungsanteils anzusehen. Auf der horizontalen Linie sind die verschiedenen Schulen eingetragen. Die Abbildung ist also keine Darstellung einer Funktion, sondern reines Schaubild. Da hier nur die prozentualen Anteile in Erscheinung treten, sollte man auch immer die in Tabelle 3 angeführten absoluten Werte und die durchschnittliche Abweichung je Abweichungsart im Auge behalten. Dieser Hinweis ist nötig, damit klar bleibt, daß ein geringer Abweichungsanteil in einem Gebiet einen hohen in anderen Gebieten bedingt. Man darf also bei den folgenden Schaubildern nicht vergessen, daß hier keine absoluten Abweichungszahlen verwendet sind. Es wäre also falsch, entnähme man der folgenden Abbildung, daß z. B. im 6. Schuljahr häufiger falsche Kasus verwendet werden als im 4. Schuljahr. Im 4. Schuljahr kommen auf 100 Wörter z. B. 0,6 Kasusabweichungen, im 6. Schuljahr auf 100 Wörter 0,53, im 9. Schuljahr sind es nur noch 0,33 Kasusabweichungen auf 100 Wörter. Für diese Untersuchung scheint es mir zunächst aber wichtiger zu sein, den Abweichungsanteil festzustellen, da auf diese Weise die Schwerpunkte sichtbar werden. In Abb. 11 wird versucht, die Zahl der einzelnen Abweichung je 100 Wörter graphisch übersichtlich darzustellen (auf das Schuljahr gerechnet). In einer umfassenderen Untersuchung sollten hierfür auch die einzelnen Klassen berücksichtigt werden.

Die folgenden Schaubildinterpretationen fragen nach möglichen Abweichungsmotivationen. Dabei sind wohl in keinem Fall sämtliche intervenierenden Variablen zu berücksichtigen.

Abb. 1: Kasus (Gruppe 1)



Die Schule D (Wohngegend I) hat mit knapp 4 % im 4. Schuljahr die niedrigsten Werte für Kasusabweichungen. Sie bildet auch insofern eine Ausnahme, als zwischen 6. und 9. Schuljahr eine, wenn auch geringe, Zunahme zu verzeichnen ist. Die Schule Pe (Wohngegend II) hat mit rund 11 % im 4. Schuljahr und rund 18 % im 6. Schuljahr die höchsten Werte. Ganz erheblich aber ist der Unterschied zum 9. Schuljahr, in dem nur rund 9 % an Kasusabweichungen festgestellt wurden. Ähnlich liegen die Verhältnisse in der Schule Kä (Wohngegend III, dorfähnliches Randgebiet), wo allerdings das 9. Schuljahr den Stand des 4. Schuljahres nicht wieder erreicht. In diesen Verhältnissen spiegeln sich die sozialen und regionalen Umstände, aber auch z. B. besondere schulische Verhältnisse. So konnte beobachtet werden, daß bei den Lehrern der Schule in Wohngegend II (Pe) ein besonders großes Methodenbewußtsein vorlag, daß z. B. Methoden eines kompensatorischen Sprachunterrichts diskutiert wurden usw. Es ist natürlich auch zu beachten, daß hier das Interesse der Eltern, ihre Kinder auf weiterführende Schulen zu schicken, aufgrund mangelnder Aufklärung über die vorhandenen Möglichkeiten usw. geringer sein

kann als in anderen Wohngebieten, wodurch die Durchschnittsleistungen in der Oberstufe natürlich besser sind.

Es ist eine soziologisch nicht uninteressante Tatsache, daß in allen Schulen — bis auf eine (Sa) — die vorwiegend mundartlich bedingten Kasusabweichungen nach dem 4. Schuljahr anteilmäßig zunehmen, was dahingehend interpretiert werden muß, daß Dialektsprecher seltener auf weiterführende Schulen überwechseln. Im 9. Schuljahr ist wiederum eine Abnahme zu verzeichnen, jedenfalls in den Schulen aus den Randgebieten Sa und Kä und in der Schule aus Wohngegend II (Pe). In D, der Schule aus Wohngegend I, ist im 9. Schuljahr eine Zunahme des Anteils der Kasusabweichungen zu beobachten, in der Schule P (die in einem ausgesprochenen gemischten Einzugsgebiet liegt) ist eine relativ kleine Abnahme zu sehen. Auch diese Erscheinungen muß man als Zeichen dafür werten, daß Dialektsprecher insgesamt gesehen geringere Fortbildungschancen haben.⁴⁵ So sind im 9. Schuljahr der Schule D nur noch Mundartsprecher anzutreffen.

Eine exakte soziologisch-dialektologische Analyse wäre vonnöten, um den genauen Verhältnissen auf die Spur zu kommen.⁴⁶

Weiteren Aufschluß über die Kasusabweichungen erhält man, wenn man die Art der Abweichungen im einzelnen betrachtet. In der Mundart ist durch den Abfall des auslautenden *e* und *n* unter den Formen des Substantivs große Eintönigkeit eingetreten. Einen Genitiv gibt es nicht mehr. Der possessive Genitiv wird im allgemeinen durch den Dativ plus Akkusativ des Possessivpronomens ersetzt (*meinem Vater sein Haus, meiner Schwester ihren Hut*). Die restlichen Kasus lauten gleich. Die Mehrzahl wird im allgemeinen, wenn möglich, durch Umlaut von der Einzahl unterschieden.⁴⁷ Es ist daher nicht verwunderlich, daß der Anteil der Kasusabweichungen bei Mannheimer Schülern sehr hoch ist.

Tabelle 4 enthält einen Überblick.

⁴⁵ Darüber hinaus zeigt sich, daß Dialektsprecher in der Unterstufe der Gymnasien wesentlich häufiger sitzenbleiben. Vgl. J. Hasselberg, Abhängigkeit, S. 20 f.

⁴⁶ Die Arbeit von Hasselberg bedeutet dazu einen ersten Ansatz und stellt, obwohl in einem anderen Regionalbereich ansetzend, eine wertvolle Ergänzung für Arbeiten der hier vorgelegten Art dar.

⁴⁷ Bräutigam, Mannheimer Mundart, S. 97 (§ 100) und S. 130 (§ 136,4).

Tabelle 4: Kasusabweichungen (nach Arten aufgeschlüsselt)

4. Klasse									
	P	Pe	D	Sa	Kä	Ges.	%	Total	%
1/2	—	—	—	—	—	—	—		
1/3	3	13	3	6	2	27	24,1		
1/4	1	21	4	9	5	40	35,7		
2/4	—	—	—	1	—	1	0,9		
3/1	1	—	—	1	—	2	1,8		
3/2	3	3	1	1	—	8	7,2		
3/4	—	3	1	2	2	8	7,2		
4/1	—	1	—	—	—	1	0,9		
4/2	—	—	—	—	—	—	—		
4/3	3	11	3	3	5	25	22,3		
Ges.	11	52	12	23	14	112			
6. Klasse									
1/2	1	2	—	—	—	3	1,9		
1/3	8	14	4	4	2	32	20,1		
1/4	7	28	8	3	8	54	34,0		
2/4	—	1	—	—	—	1	0,6		
3/1	—	—	—	—	—	—	—		
3/2	4	2	—	1	1	8	5,0		
3/4	2	1	2	1	3	9	5,7		
4/1	—	—	1	—	6	7	4,4		
4/2	1	—	—	—	—	1	0,6		
4/3	6	17	16	5	1	45	28,3		
Ges.	29	65	31	14	21	159			
9. Klasse									
1/2	2	—	—	—	—	2	2,4	5	1,4
1/3	2	1	8	1	6	18	22,0	77	21,8
1/4	—	3	4	4	7	18	22,0	112	31,6
2/4	—	—	—	—	—	—	—	2	0,6
3/1	—	—	—	—	1	1	1,2	3	0,9
3/2	3	2	—	—	1	6	7,3	22	6,2
3/4	1	6	1	—	3	11	13,4	28	7,9
4/1	2	1	2	—	—	5	6,1	13	3,7
4/2	—	—	—	—	—	—	—	1	0,3
4/3	5	4	8	1	3	21	25,6	91	25,7
Ges.	15	17	23	6	21	82		354	

Die Kasus sind mit folgenden Ziffern belegt: Nominativ 1, Genitiv 2, Dativ 3, Akkusativ 4. Die linke Randspalte der Tabelle enthält als erste Ziffer die Kasusabweichung, als zweite Ziffer den nach der hochsprachlichen Norm richtigen Kasus.

Es zeigen sich drei eindeutige Schwerpunkte:

1. Die Kombination 1/4: Der Nominativ steht anstelle des Akkusativs. Dafür zunächst einige Beispiele:

- (1) Pe 6. Schj.: *Ich ging in mein Bau zurück.*
- (2) Pe 6. Schj.: *Wenn du einmal ein Laut von dir gibst ...*
- (3) Pe 6. Schj.: *Der Igel war nicht lang weg, da sah er der Räuber.*

Der überwiegende Teil dieser Kasusabweichungen hat seine Ursache in der Kontraktion von unbestimmtem Artikel oder Pronomen (*ein, mein, kein*), die im Nominativ auf *-n* enden. Diese Kontraktionen sind auch in der saloppen Sprache des educated speaker gang und gäbe, wie die Transkriptionen der Forschungsstelle Freiburg ausweisen, und z. T. auch eine ganz regelmäßige Erscheinung der gesprochenen Sprache der Mannheimer Schüler, wenn sie versuchen, Hochdeutsch zu sprechen. Ob hier ein unmittelbarer Einfluß der Mundart, in der diese Formen noch stärker reduziert sind⁴⁸, vorliegt, läßt sich daher nur schwer sagen. Ich vermute, daß hier eine im Grunde unechte („phonetische“) Kasusabweichung vorliegt, die im übrigen durch Bewußtmachen der Kontraktion leicht behoben werden könnte. Es ist natürlich nicht auszuschließen, daß sich die durch Kontraktion erzeugte Kasusabweichung auf den Akkusativgebrauch auswirkt und eine generelle Angleichung Nominativ—Akkusativ in der deutschen Sprache im Gang ist.

In diese Gruppe fällt auch eine Reihe weiterer Beispiele, bei denen der gemeinte Kasus noch deutlich zu erkennen ist.

Einige Beispiele:

- (4) Pe 6. Schj.: *** Sie hatten den Prinz und die Prinzessin entführt.*
- (5) Pe 6. Schj.: *** Ich rufe den Polizist.*⁴⁹
- (6) Pe 6. Schj.: *Es gibt ein süßen Kakao.*

⁴⁸ Vgl. auch die Darstellung Bräutigams, S. 130 (§ 136,2). Seine Ausführungen zum Kasusgebrauch sind allerdings mehr als dürftig.

⁴⁹ Diese Beispiele werden heute im allgemeinen schon als normgerecht angesehen; trotzdem gelten sie in der Schule generell als Normabweichungen. Auch der Duden (Rechtschreibung) fordert hier noch die Flexion auf *-en* (vgl. S. 56, R. 268).

In den ersten beiden Beispielen ist das Kasusmorphem des Substantivs ‚verschluckt‘ worden (*den Prinzen, den Polizisten*). Man könnte hier auch einen Wechsel von starker zu schwacher Deklination sehen. Die Absicht, einen Akkusativ zu setzen, ist in allen drei Beispielen deutlich. Auch diese Erscheinung ist im Alltagsgebrauch des gebildeten Sprechers zu beobachten. Das dritte Beispiel ist nur eine weitere Abart der Kontraktion, an dem die Tatsache, daß hier keine Abweichung im System vorliegt, deutlich zu machen ist.^{49a} Bei den Fällen, in denen der Akkusativ des Substantivs hochsprachlich kein Kasusmorphem hat, ist vielfach freilich die Absicht, einen Akkusativ zu setzen, nicht eindeutig zu erkennen. So sind in dieser Gruppe die Fälle, in denen echte Kasusabweichungen vorliegen, nicht eindeutig von denen zu trennen, wo es sich nur um ‚phonetische‘ Abweichungen handelt.

2. Den zweiten Schwerpunkt stellt die Abweichung 4/3 dar: Akkusativ statt Dativ. Dafür wieder einige Beispiele:

- (7) Sa 6. Schj.: *Auf den Weg übersah ich leider eine Mauer.*
- (8) Sa 4. Schj.: *Ich bin heute morgen um 9 Uhr zu meinen Schulkamerad gegangen.*
- (9) Sa 9. Schj.: *Wenn ein Autofahrer schnell bei dichten Nebel auf der Landstraße fährt ...*
- (10) Pe 6. Schj.: *Doch eines Tages gelang es den jungen Prinzen (Sg.)*
- (11) Pe 6. Schj.: *Da fiel ihn etwas ein.*

Bei den meisten dieser Abweichungen (etwa 3/4 aller Fälle) handelt es sich um Präpositionalphrasen, doch auch der reine Dativ wird häufig durch Akkusativ ersetzt.

3. Sehr viel seltener ist die umgekehrte Abweichung 3/4: Dativ statt Akkusativ.

Beispiele:

- (12) D 6. Schj.: *Wir besuchten ihm jeden Tag.*
- (13) P 6. Schj.: *** ... denn wir hatten ihr angerufen.*
- (14) P 6. Schj.: *Dann fesselten sie dem Räuber.*
- (15) D 9. Schj.: *** Ich ... holte die mit Benzin getränkte Watte heraus, verstreute sie rings um mir und habe sie entzündet.*

^{49a} Eine ganz exakte Fehleranalyse kann hier nicht durchgeführt werden. Sie würde allein für dieses Beispiel mehrere Seiten beanspruchen. (Andeutungsweise: *ein* kann nicht Gen. oder Dat. sein; *süßen* kann nicht Nom. sein; bleibt Akk.).

Die Abweichung in (13) wird im süddeutschen Raum auch von gebildeten Sprechern als normgerecht empfunden.⁵⁰

4. Den dritten Schwerpunkt bildet die Gruppe 1/3: Nominativ statt Dativ. Da der Nominativ in vielen Fällen morphologisch mit dem Akkusativ übereinstimmt, ist eine genaue Abgrenzung zur Gruppe 4/3 nicht immer möglich.

Beispiele:

(16) Pe 6. Schj.: *Dies war die Geschichte vom Maulwurf und seine zwei Freunde.*

(17) Pe 6. Schj.: *Und den Bankmeister erschossen sie mit sechs Schüsse.*

(18) Pe 6. Schj.: *Der Räuberhauptmann sagte seine Männer ...*

(19) Kä 9. Schj.: *** Deshalb wird es niemand gelingen.*⁵¹

Auch sind Beispiele nicht selten, in denen nur ein Teil der Phrase eine Abweichung enthält:

(20) P 9. Schj.: *An einer stark befahrene Straße ...*

Die Beispiele sind recht heterogen und sind ein Zeichen für eine generelle Unsicherheit im Gebrauch, die auf das Fehlen eines differenzierten Paradigmas in der Mundart zurückzuführen ist.

5. Eine erstaunlich kleine Gruppe stellt 3/2: Dativ statt Genitiv dar. Es handelt sich vor allem um den Ersatz des possessiven Genitivs durch ein Präpositionalgefüge mit *von*:

(21) Pe 4. Schj.: *** Der Hund von dem Farmer roch etwas.*

und um Ersetzungen des possessiven Genitivs durch einen Dativ mit Possessivpronomen im Akkusativ:

(22) P 4. Schj.: *...und dem Auto seine Bremsen kwitschten so laut ...*

Diese Konstruktionen, auch ‚analytische Genitive‘ genannt, gelten als umgangssprachlich und werden in der Hochsprache entsprechend bekämpft. Nur in einer beschränkten Zahl von Fällen ist die Umschreibung mit *von* erlaubt.⁵²

⁵⁰ Vgl. auch Bräutigam, Mannheimer Mundart, S. 130 (§ 136,3).

⁵¹ Vgl. Anm. 49; Die „Duden-Hauptschwierigkeiten“, S. 455 und S. 333, bezeichnen die endungslose Dativform als nicht korrekt. Im Rechtschreib-Duden von 1968 wird die endungslose Form bereits anerkannt. Es ist also durch nichts mehr zu rechtfertigen, hier eine Abweichung zu sehen, wie dies aber von den befragten Lehrern noch getan wurde.

⁵² Vgl. Duden-Grammatik, S. 513 f. (§ 5705).

Die anderen Kasusabweichungen spielen eine marginale Rolle. Auf eine weitere Darstellung kann daher in diesem Rahmen verzichtet werden. Die Analyse der Kasusabweichungen hat insgesamt gezeigt, daß man sie, wie das immer wieder geschieht, keinesfalls über einen Kamm scheren darf. Sie gehen zum größten Teil auf die Reduktion des Flexionssystems zurück. Besonders Kontraktionen sind im Sprachgebrauch auch der gebildeten Sprecher bereits sehr verbreitet (*ein* statt *einen*), was als weitere Ursache der Kasusabweichungen hinzukommt. Abweichungen dieser Art können daher kaum als schwerwiegende Verstöße angesehen werden.⁵³ Aus diesen Analysen können einmal neue Einsichten für die Beurteilung (das Gewicht) von Kasusabweichungen gewonnen werden. Zum anderen lassen sie die Notwendigkeit konfrontativen Unterrichtens deutlich werden, derart, daß gesprochene und geschriebene Sprache miteinander verglichen werden, deren Normen offensichtlich stark voneinander abweichen. Betrachtet man die Schwerpunkte der Kasusabweichungen nach Schulen und Schuljahren, dann ergibt sich eine besonders starke Diskrepanz bei den Schulen Pe und D, wie zu erwarten war. Das Verhältnis von Pe zu D beträgt

bei der Kombination 1/3 (Nominativ statt Dativ)

im 4. Schj.: $13 : 3 = 4,3$

im 6. Schj.: $14 : 4 = 3,5$

im 9. Schj.: $1 : 8 = 0,1$

bei der Kombination 1/4 (Nominativ statt Akkusativ) entsprechend

im 4. Schj.: $21 : 4 = 5,2$

im 6. Schj.: $28 : 8 = 3,5$

im 9. Schj.: $3 : 4 = 0,7$

bei der Kombination 4/3 (Akkusativ statt Dativ) entsprechend

im 4. Schj.: $11 : 3 = 3,6$

im 6. Schj.: $17 : 16 = 1,0$

im 9. Schj.: $4 : 8 = 0,5$

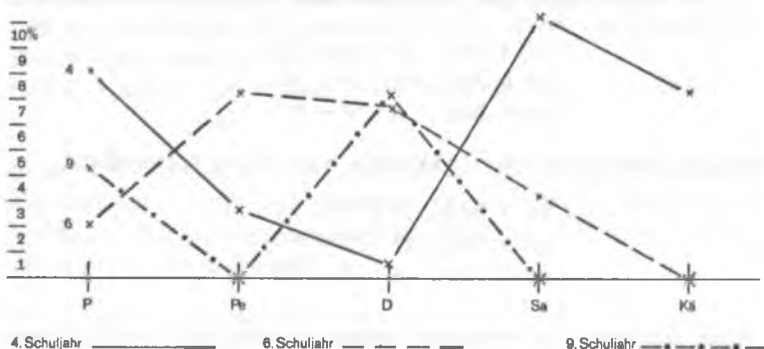
⁵³ Vgl. auch hierzu V. M. Schirmunski, Deutsche Mundartkunde, S. 412 ff., wo diese Entwicklung als allgemeine Tendenz der deutschen Sprache aufgewiesen wird, in Richtung eines Ausgleichs nach der unveränderten Nennform ohne Kasusendung, bei Entwicklung einer deutlichen morphologischen Opposition Singular : Plural. Die syntaktischen Beziehungen werden immer stärker mit einem differenzierten System von Präpositionen zum Ausdruck gebracht.

Das aber heißt, daß im 4. Schj. in Pe der Einfluß der Mundart viel stärker ist als in D, im 6. Schj. ist dieser Unterschied bereits weit geringer, während im 9. Schj. durchweg der Einfluß der Mundart in D wesentlich größer ist als in Pe. Der Einfluß der Hochsprache-sprecher, der in D im 6. Schj. noch nachwirkt, ist im 9. Schj. sehr abgeschwächt, der Einfluß der Familie und der peer groups ist größer geworden. In Pe aber (mit dem zwar größeren Gesamtanteil an Mundartsprechern, aber der geringeren Zahl an Übergängen auf weiterführende Schulen) wird der Einfluß der Mundart geringer. Diese Feststellungen gelten für alle Schwerpunkte der Kasusabweichungen. Das aber heißt, daß für den Aufstieg in Schule und Beruf die Mundart zwar eine sehr negative Rolle spielt, andere sozioökonomische Faktoren diesen Einfluß aber noch übertreffen. Sie kommen erheblich erschwerend hinzu.

Es ist nicht möglich, alle Normabweichungen in der gleichen ausführlichen Form zu behandeln, wie dies beim Kasus geschehen ist. Damit man sich dennoch einen schnellen Überblick verschaffen kann, habe ich eine Reihe von weiteren Schaubildern angefertigt und mit knappen Erläuterungen und einigen Beispielen versehen.⁵⁴

Abbildung 2 zeigt den prozentualen Anteil von der Norm abweichender Tempuswechsel in den Aufsätzen:

Abb. 2: Tempuswechsel (Gruppe 2)



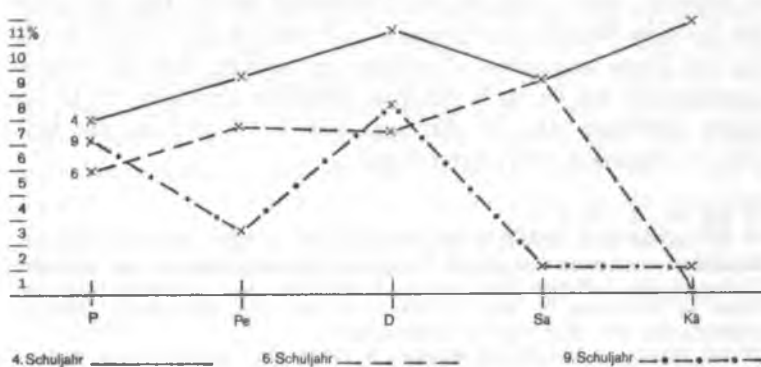
⁵⁴ Im folgenden muß ich mich sehr kurz fassen und auf ausführliche Interpretation verzichten.

Es handelt sich vorwiegend um Wechsel von Präteritum zu Präsens und umgekehrt. Der Anteil der Abweichungen ist vor allem im 4. Schj. von P, Sa und Kä sehr hoch (Wohngegend III), während er hier im 6. und 9. Schj. sozusagen nicht mehr auftritt. Nur bei P ist er noch relativ stark. Im 4. Schj. von D fehlen Abweichungen dieser Art fast völlig. Im 6. Schj. von Pe und D ist ihr Anteil noch relativ hoch, reduziert sich bei Pe, Sa, Kä im 9. Schj. allerdings völlig, während er in D (auf ca. 7%) und P (auf ca. 4%) zunimmt. Die Unsicherheiten in diesem Bereich sind vor allem darauf zurückzuführen, daß es im Rheinfränkischen ein Präteritum nicht gibt (außer von *sein*). Was das Verhältnis von D und Pe angeht, ist hierzu ähnliches zu sagen wie zum Kasusgebrauch: Dort sind im 9. Schj. nur noch Mundartsprecher übriggeblieben. Ganz erstaunlich ist die große Abnahme in Wohngegend III, besonders bei Kä und Sa, wo die Mundart der Einzugsgebiete weniger durch die Hochsprache beeinflusst ist als bei den anderen drei Schulen.⁵⁵ Auch hier mögen sich die geringere Zahl der Übergänge auf weiterführende Schulen (im Schnitt nur 33 %) im Gegensatz zur Schule D (63 %) und damit auch die sozialen Verhältnisse auswirken. In P macht sich die unterschiedliche Struktur des Einzugsgebietes bemerkbar: Die Unterschiede sind weniger profiliert. Dazu ein Beispiel:

(23) D 9. Schj.: *Polizisten standen auf den Straßen und kontrollieren, ob die Lichter brennen.*

Abbildung 3 verdeutlicht die Abweichungsanteile bei der Verbflexion.

Abb. 3: Verb (Formenbildung) (Gruppe 3)



⁵⁵ Vgl. auch Bräutigam, Mannheimer Mundart, S. 101 (§ 110) und S. 131 (§ 137,1).

Typische Beispiele für diese Art der Abweichung sind:

(24) Sa 9. Schj.: *Dies konnte vermeiden werden.*

(25) P 9. Schj.: ... *das weiste ich.*

(26) Sa 4. Schj.: *Als der Doktor ein Taxi rufte, ...*

(27) Pe 4. Schj.: *Aber der Farmer erschießte ihn.*

Bei diesen Abweichungen handelt es sich fast ausschließlich um „falsche“ Analogiebildungen, wobei eine deutliche Neigung zur Verwendung der schwachen Formen zu spüren ist. Wesentlich seltener sind Unsicherheiten beim Ablaut (*gang* statt *ging*). Diese Abweichungen sind stark durch die Mundart geprägt, wo sich starke und schwache Verben nur durch die Bildung des Partizip Perfekt unterscheiden, das zudem noch gelegentlich anders ablautet als in der Hochsprache⁵⁶ (z. B. *genummen* statt *genommen*). Es gibt eine Reihe von Verben, die stark statt schwach verwendet werden: er hat *gehunken* statt *gehinkt*, *gestocke(n)* statt *gesteckt*, oder umgekehrt: *gewest* statt *gewesen*, *gelost* statt *gelassen*.

Der Schwerpunkt der Abweichungen liegt aber in der Bildung der Präterita, was nicht verwundert, da es (s. o.) in der Mundart sozusagen kein Präteritum gibt.⁵⁷ Gerade hier greifen die Kinder gern zu Analogiebildung (*rufte, weiste, erschießte* usw.). Warum sie, wie zu erwarten wäre, nicht das Perfekt wählen, bleibt nur zu vermuten; wahrscheinlich, weil sie das Präteritum als hochsprachegemäßer ansehen (und sie sich in den Aufsätzen der Forderung, Hochsprache zu produzieren, unbewußt ausgesetzt fühlen). Abb. 3 zeigt eine allgemeine Abnahme des Anteils dieser Abweichungen vom 4. zum 6. Schuljahr, außer in Sa, wo kein Unterschied besteht. Hier wirkt sich die ländliche Mundart im Gegensatz zu P deutlich aus.⁵⁸ Bei Pe und D ist der schon beobachtete Gegensatz anzutreffen, daß die Abweichungsanteile bei Pe im 9. Schuljahr erheblich abnehmen, in D dagegen zunehmen. Das ist allerdings auch bei P und Kä der Fall, aber in wesentlich schwächerer Form.

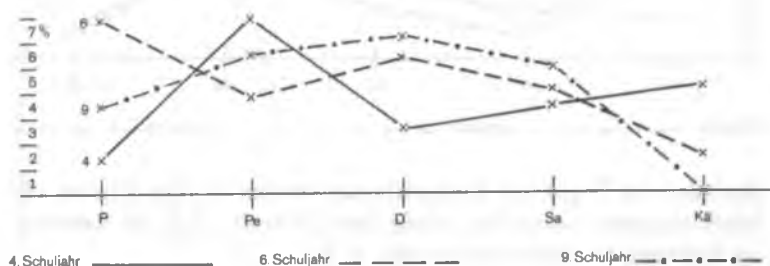
⁵⁶ Vgl. ebd., S. 102 (§ 111).

⁵⁷ Als Ursache wird vielfach, z. B. bei Schirmunski, S. 488 f., der Abfall des auslautenden -e genannt, wodurch die Opposition Präsens: Präteritum der schwachen Verben in der 3. Person Sing. wegfällt. Ähnliches ist auch für die anderen Personen zu beobachten (S. 489). In Mannheim aber (vgl. Abweichung ‚Personalendung‘) sind dies ganz typische Erscheinungen.

⁵⁸ Vgl. Bräutigam, Mannheimer Mundart, S. 105 (§ 116), wonach der alte Formenbestand auf dem Lande noch eher zu finden ist, die Stadtmundart aber hier stärker dem Einfluß der Hochsprache unterliegt.

Abbildung 4 zeigt die Abweichungsanteile beim Gebrauch der Präpositionen.

Abb. 4: Präpositionen (Gruppe 5)



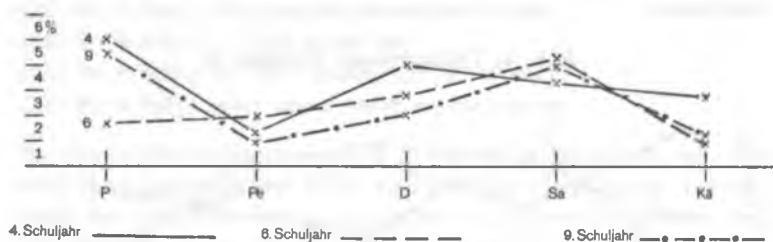
Einige Beispiele:

- (28) D 9. Schj.: *Der Opel-Kadett ... stand mitten in der Straße auf dem Kopf.*
- (29) Sa 6. Schj.: *Wo frühling war, war es noch ein bißchen Nebel, aber nicht so wie am Winter.*
- (30) Kä 4. Schj.: *Ein Kind hatte meine Sparmarken von der Jacke herausgeholt.*

Abweichungen dieser Art sind nicht primär durch die regionale Sprache bedingt. In diesem Bereich herrscht ganz allgemein eine gewisse Unsicherheit, die in Zusammenhang mit einer Änderung von Sehweisen, besonders der Raumvorstellung, zu sehen ist, die noch nicht abgeschlossen ist und das ganze deutsche Sprachgebiet betrifft.⁵⁹ In Pe nimmt der Anteil dieser Abweichungen vom 4. Schj. zum 6. zwar ab, steigt im 9. Schj. aber wieder. In D ist eine Steigerung vom 4. zum 6. und 9. Schj. zu beobachten (so auch — aber weniger deutlich — bei Sa), bei P eine Zunahme vom 4. zum 6. Schj., aber wieder eine Abnahme zum 9. Schj. Bei Kä nimmt der Anteil vom 4. zum 6. zum 9. Schj. ab. Für eine weitere Interpretation, die die möglichen sozialen Ursachen dieser Verhältnisse aufzuzeigen versuchte, sind die Zahlen — die insgesamt recht niedrig liegen — zu wenig sprechend. Abbildung 5 zeigt die Abweichungsanteile bei der Verwendung von Konjunktionen:

⁵⁹ Vgl. Tschird, Sprache, S. 121 ff.

Abb. 5: Konjunktionen (Gruppe 6)



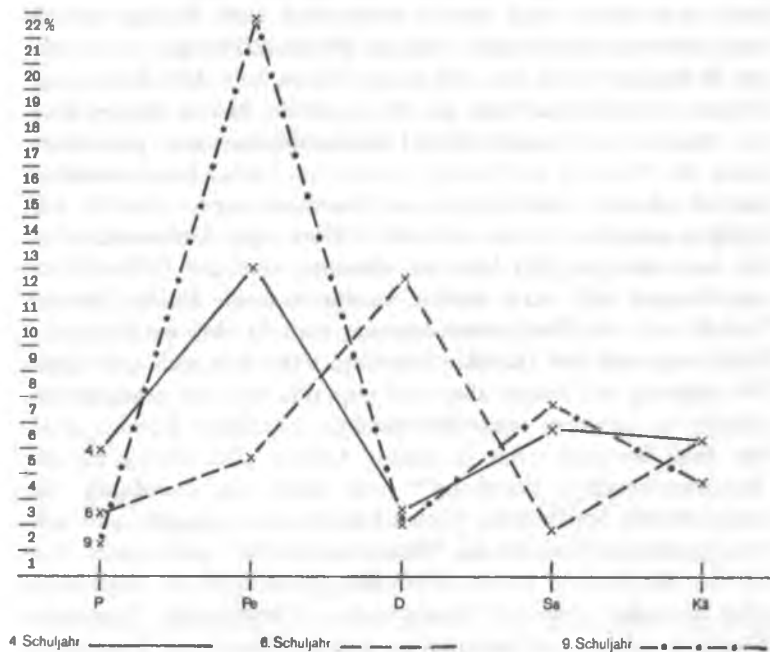
Besonders die ‚logischen‘ Konjunktionen werden in allen Klassen oft falsch eingesetzt. Man hat häufig den Eindruck, daß sie stereotyp als Satzeröffner verwendet werden, z. B.:

- (31) Sa 9. Schj.: *Der Nebel ist eine allgemeine Gefahr für den Verkehr. Doch die Gefahr bei Nebel sollte man nicht auf die leichte Schulter nehmen.*

Auch diese Abweichungen sind nicht auf regionale Ursachen zurückzuführen. Auch ist ihr Anteil nicht sehr hoch. Auffällig ist immerhin der deutlich geringere Anteil bei Pe gegenüber D in allen Schuljahren, ebenso der hohe Anteil im 9. Schj. von P und Sa. Dies kann mit der Themenstellung zusammenhängen. Eine Bildbeschreibung (Pe 9) erfordert andere und wohl weniger logisch-konjunktionale Verknüpfungen als ein Erlebnisbericht mit der Darstellung von Geschehen im zeitlichen Ablauf.

Abbildung 6 stellt den Anteil falscher und unklarer Bezüge dar.

Abb. 6: Bezüge (Gruppe 7)



Dazu einige Beispiele:

- (32) Pe 6. Schj.: *Die Stadt war fast leer. Sie waren alle im Fußballplatz.*
- (33) Sa 6. Schj.: *Der Nebel entsteht durch den Temperaturrückgang. Der bildet eine allgemeine Gefahr für den Verkehr.*
- (34) Pe 9. Schj.: *Das Sofa hat der Maler dunkelgrün gemalt, als ob der Harlekin traurig wäre. Über das Sofa hatte er eine Blumenmustertapete gemalt. Das bedeutet, daß er das Fröhlichsein doch nicht vergessen hat.*

Auch für diese Abweichungsart können keine regionalsprachlichen Ursachen verantwortlich gemacht werden, wohl aber können hier grundsätzliche Unterschiede im Sprachgebrauch in ihrer Abhängigkeit

von der Aufgabenstellung und von den sozialen Verhältnissen dingfest gemacht werden. Dabei kommt hier die Tatsache ins Spiel, daß im 9. Schj. Pe eine Bildbeschreibung vorgenommen wurde (Picassos Harlekin), im 9. Schj. D aber ein Erlebnisbericht (Unfall im Nebel).⁶⁰ Auch im 4. und 6. Schj. von Pe wurde nach einer Vorlage verbalisiert, allerdings nach einer verbalen (Nacherzählung). Im 4. Schj. von D dagegen wurde ein Erlebnis geschildert, im 6. Schj. Besinnungsaufsatz und Erlebnisaufsatz zur Wahl gestellt. In den übrigen Klassen wurden fast ausschließlich Erlebnisschilderungen geschrieben. Durch die Wahrung der Bezüge werden rein verbal Zusammenhänge deutlich gemacht, unabhängig vom Situationskontext. Verstößt man dagegen, entstehen in den seltensten Fällen echte Mißverständnisse. (So ist in Beispiel (32) leicht zu erkennen, wer „im Fußballplatz“ war. Beispiel (33) wäre sinnlos, bezöge man die Gefahr für den Verkehr auf den Temperaturrückgang; auch in (34) wird man das Fröhlichsein auf den Harlekin beziehen, wenn dies auch nicht gänzlich eindeutig ist.) Immer aber muß man sich, um zum richtigen Verständnis zu kommen, etwas hinzudenken, d. h. einen Kontext schaffen. Basil Bernstein zeigt in seinem Aufsatz „Der Unfug mit der ‚kompensatorischen‘ Erziehung“⁶¹ sehr schön die Zuordnung von kontextfreiem Sprechen bei Mittelschichtskindern einerseits und kontextgebundenem Sprechen bei Unterschichtskindern andererseits. Kinder der Mittelschicht werden durch ihre Sozialisation im allgemeinen dazu gebracht, universale Bedeutungen in bestimmten Zusammenhängen zu erfassen und herzustellen, während Kinder der Unterschicht an partikularen Bedeutungen orientiert sind. Das bedeutet natürlich nicht, „daß sich die Kinder in ihrem unausgesprochenen Verständnis des linguistischen Regelsystems unterscheiden“.⁶² Wenn nun, wie im vorliegenden Fall, die Kinder mit einer verbalen (besonders aber nichtverbalen) Vorlage konfrontiert sind, werden sie Kontextkenntnis beim Leser/Lehrer voraussetzen und selbst stark unter direktem Kontexteinfluß stehen und sich so weniger um die Darstellung der Gesamtzusammenhänge bemühen. Bei einem Erlebnisbericht aber ist

⁶⁰ Hier werden die Themen der Aufsätze wichtig. Sie konnten bei den bisherigen Abweichungsarten vernachlässigt werden, da es sich dabei nicht primär um Probleme der Darstellung und des Kontextes handelte.

⁶¹ Bes. S. 17 f.

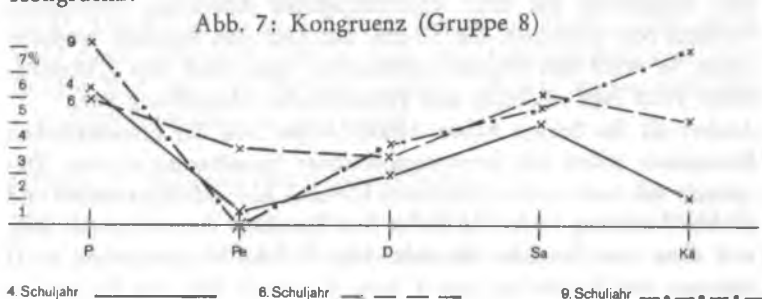
⁶² Bernstein, Unfug, S. 17. Es handelt sich um Unterschiede des Sprachgebrauchs. Ähnliche Feststellungen machte neuerdings D. Pregel (mündliche Auskunft).

keine Kontextkenntnis vorauszusetzen und der Kontexteinfluß geringer, weshalb es hier zu weniger Bezugsfehlern kommt.^{62a}

Damit sind die Unterschiede zwischen den Abweichungsanteilen bei Pe 9 und D 9 von der Aufgabenstellung her begründet worden. Auch der Abstand von Pe 9 zu Pe 6 und 4 wird damit erklärlicher, ebenso der hohe Anteil bei D 6. (Besinnungsaufsatz, bei dem natürlich auch noch andere Faktoren eine Rolle spielen, wie z. B. die Verwendung komplexerer sprachlicher Strukturen in der Hauptschule, ohne daß diese schon ganz im Griff wären. Darauf kann hier nicht weiter eingegangen werden.)

Die Zuordnung zur sozialen Herkunft der Schüler muß aber nun ebenfalls berücksichtigt werden. Wir können davon ausgehen, daß in Pe 9 und D 9 primär Unterschichtkinder übriggeblieben sind. Die Unterschiede im Abweichungsanteil haben hier also keine schichtspezifische, sondern eine aufgabenspezifische Ursache.⁶³

Abbildung 7 (Gruppe 8) zeigt den Anteil der Abweichungen in der Kongruenz:



Einige Beispiele:

(35) Kä 9. Schj.: *Die Fürsorgerin kommt zu den Leuten, spricht mit ihnen und die Leute haben Vertrauen zu ihnen.*

^{62a} Die Beobachtungen von A. R. Lurija und F. Ja. Judowitsch (Funktion) unterstützen diese Beobachtungen. Sie sprechen von einem „handlungsverbundenen Sprachgebrauch“ (S. 150) und zeigen mit ihren Beobachtungen an Zwillingen die Ursachen dafür auf. Ferner weisen sie auf eine damit verbundene „ungenügend differenzierte Bewußtseinsstruktur“ hin (ebd.).

⁶³ Hier zeigt sich ein Nachteil des groben Versuchsansatzes für die Feststellung schichtspezifischer Unterschiede. Gleiche Themenstellung — einmal Bildbeschreibung, einmal Erlebnisaufsatz für beide Klassen —, dazu ein Vergleich mit Oberschülern gleicher Klassenstufe wäre natürlich sehr viel aufschlußreicher. Hier kann nur bestätigt werden, daß Unterschichtkinder bei bestimmten Themenstellungen zu kontextgebundener Sprache neigen.

(36) Pe 9. Schj.: *** Schon die Haltung und sein Gesichtsausdruck zeigt doch an, daß er nicht gerade fröhlich ist.*

(37) Kä 4. Schj.: *Als ich mit meinem Freund Norbert vor einer Woche mit den Rädern spazieren fuhren ...*

Beispiel (36) wurde durchweg als Abweichung aufgefaßt, was sicherlich nicht gerechtfertigt ist. Wenn der Sprecher die Subjekte als Einheit empfindet oder das Prädikat nicht auf beide Subjekte bezieht, steht dieses oft im Singular, selbst in literarischer Sprache⁶⁴, und kann daher nicht als Abweichung von der Norm aufgefaßt werden.

Abweichungen in der Kongruenz sind ebenfalls nicht direkt durch die Regionalsprache bedingt, obwohl die Verschleifung der Endsilben Unsicherheiten gerade in diesem Bereich erzeugen könnte.⁶⁵

Von größerem Gewicht scheint aber hier zu sein, erstens, eine enge Normauslegung, zweitens eine Art von homogener Hemmung, wie sie bei der Groß- und Kleinschreibung beobachtet werden konnte. Ein Musterbeispiel dafür ist Satz (35). In (37) ist offenbar die präpositionale Ergänzung mit einer konjunkionalen Anreihung verwechselt worden, oder einfacher, der Schüler hat nach den logischen Verhältnissen (er und sein Freund) entschieden, nicht nach den grammatischen. Hier liegt eindeutig eine grammatische Abweichung vor.

Anders als die Bezüge haben Abweichungen von der grammatischen Kongruenz nichts mit kontextgebundener Sprechweise zu tun. Das spiegelt sich auch in den (insgesamt kleinen) Abweichungsanteilen und in der Verteilung wider: In Pe ist eine Zunahme vom 4. zum 6. Schj. und dann eine deutliche Abnahme zum 9. Schj. zu beobachten, in D dagegen eine Steigerung vom 4. zum 6. zum 9. Schj. Bei Sa ist eine geringe Abnahme vom 6. zum 9. Schj. zu beobachten (bei insgesamt größeren Anteilen). Auch bei P erreicht die Abweichung im 9. Schj. den höchsten Anteil, er ist aber im 6. Schj. geringer als im 4. In Kä nimmt er vom 4. zum 6. zum 9. Schj. erheblich zu. Insgesamt überrascht der geringe Anteil bei Pe, besonders das Fehlen dieser Abweichung im 9. Schj. Unterschiede je nach Aufgabenstellung sind aber nicht abzulesen.

Für die anderen Gruppen der grammatischen Abweichungen, die alle relativ geringe Frequenz aufweisen, möchte ich nun jeweils nur noch ein Beispiel anführen:

⁶⁴ Vgl. Duden-Hauptschwierigkeiten, S. 363 ff.

⁶⁵ Eine gewisse Neigung zum „logischen Plural“ konstatiert Bräutigam, Mannheimer Mundart, S. 129 (§ 134).

Gruppe 4 (Modusabweichung):

- (38) Pe 4. Schj.: *Am dritten Tag konnte er schon ein bißchen Kalbsfleisch essen, aber da war er schon verschwunden.*
Weil er (der Löwe) das Fleisch, das gebracht wird, nicht mehr fressen konnte, weil er schon fort war, hätte der Satz folgendermaßen lauten müssen:

Am dritten Tag hätte er essen können ... Aber da er ja schon verschwunden war, konnte er nicht mehr essen.

Der Anteil dieser Abweichungen ist relativ klein, was aber mit daran liegt, daß der Konjunktiv hier ohnedies überaus selten gebraucht wird. Das liegt einmal daran, daß bei Redewiedergaben die direkte Rede bevorzugt wird, zum anderen daran, daß in der Mundart nur noch Relikte der Konjunktivformen (I und II) erhalten sind.⁶⁶

Die höchste Abweichungsrate haben D 4 mit 4,3 % und Sa 4 mit 2,3 %. Daß sie gerade im 4. Schj. im Schnitt am höchsten liegt, hängt wohl damit zusammen, daß hier noch viele Hochspracheprediker vorhanden sind, die den Versuch machen, indirekte Redewiedergaben oder Bedingungssätze zu verwenden.

Gruppe 9: Entgleiste Satzkonstruktionen:

- (39) Sa 6. Schj.: *Wir gingen in den Wald da kam uns der Gedanke, daß wir ein Häuschen zu bauen.*

Gruppe 10: Anakoluthe:

- (40) D 9. Schj.: *Sind diese nicht in Ordnung, so ist derjenige auch wenn er nicht schuldig ist, den Unfall begangen zu haben, darf er Strafe zahlen.*

oder:

- (41) Pe 6. Schj.: *Als sie die Bildzeitung gebracht bekamen, sahen sie auf der ersten Seite stand ein Artikel.*

Gruppe 11: Abweichung bei Substantiv- und Adjektivflexion:

- (42) Sa 6. Schj.: *Es war an einem Montag vergangenes Jahres ...*

⁶⁶ Vgl. Schirmunski, Deutsche Mundartkunde, S. 508 ff.

Für diese Abweichungen sind die Ursachen im mundartlich anderen Gebrauch zu sehen. Das Wichtigste darüber ist bereits im Zusammenhang mit dem Kasusgebrauch gesagt worden.⁶⁷

Gruppe 12: Abweichung bei Relativsätzen:

- (43) D 6. Schj.: *Es war wieder der Tag, wo das Fußballspiel der Kinder stattfand ...*

Diese Abweichung ist auf den Einfluß der Mundart zurückzuführen, in der es keine anderen Relativpronomen gibt.⁶⁸

Gruppe 13: Abweichungen von temporalem *als* zu *wie*:

- (44) Sa 6. Schj.: *** Ich war froh, wie ich wieder zu Hause war.*

Die Verwendung des temporalen *wie* statt *als* ist inzwischen auch in der Sprache der Gebildeten und seit jeher in der Literatursprache zu beobachten, allerdings weniger in Verbindung mit Präteritum als mit Präsens. Als „Fehler“ kann man die Verwendung des *wie* kaum bezeichnen.⁶⁹

Gruppe 14: Abweichung von *als* zu *wie* nach Komparativ:

- (45) Pe 6. Schj.: *** Er kam aber auch nicht weiter wie Edmund.*

Diese Verwendung gilt normativ noch nicht als hochsprachlich.⁷⁰ Sie ist aber im Sprachgebrauch der Gebildeten gang und gäbe und sollte, da sie zur normativ korrekten Verwendung von *als* keinen funktionalen Unterschied ausmacht, auch nicht als „Fehler“ angesehen werden.⁷¹

Gruppe 15: Abweichung beim Gebrauch des unpersönlichen *es*:

- (46) Pe 9. Schj.: *Picasso malte am oberen Bildrand große Blumen, so daß es die traurige Stimmung des Bildes etwas auflockert.*

⁶⁷ Vgl. aber auch Bräutigam, Mannheimer Mundart, S. 97 ff. und S. 99 f., wo an einem Beispiel die Reduktion der Adjektivflexion aufgewiesen ist.

⁶⁸ Vgl. ebd., S. 134 (§ 141).

⁶⁹ Vgl. Duden-Hauptschwierigkeiten, S. 42.

⁷⁰ Vgl. Duden-Hauptschwierigkeiten, S. 42 f.

⁷¹ Vgl. dazu W. Betz, Grenzen, S. 17 f. In Verf., Sprachnorm, S. 369, wurde noch ein konservativerer Standpunkt vertreten, da es mir dort noch allein um die Feststellung des hochsprachlich Gegebenen ging, die ja weitgehend auch noch nicht einmal geleistet ist.

Gruppe 16: Abweichungen des grammatischen Geschlechts:

- (47) D 9. Schj.: *Danach nahm ich die Mannheimer Morgen zur Hand.*

Hier war wohl an die Zeitung gedacht worden.

Das grammatische Geschlecht ist in der Mundart bei einer Reihe von Substantiven anders als in der Hochsprache, z. B. *der Gummi, der Liter, der Scherben, die Fräulein, das Sach*.⁷² Auch neigt man stark zum Gebrauch des natürlichen Geschlecht.⁷³

Gruppe 17: *brauchen* ohne zu:

- (48) D 6. Schj.: *** Der Mittelstürmer brauchte grad noch den Kopf hinheben ...*

brauchen wird in der gesprochenen Sprache fast immer ohne *zu* gebraucht, auch bei sogenannten Gebildeten. Der Duden fordert selbst die Anerkennung dieser Verwendung, kurioserweise aber „wenigstens für den außerschulischen Bereich“.⁷⁴ Da das *zu* völlig unfunktional ist und der vermittelten Information nichts hinzufügt, in der lebendigen Sprache zudem kaum gebräuchlich ist, empfiehlt sich die Abschaffung dieser Norm.⁷⁵ In der Sprache der Schüler sollte man in diesen Fällen keinesfalls einen „Fehler“ sehen.

Gruppe 18: Abweichungen im Artikelgebrauch:

- (49) Pe 9. Schj.: *Die Halskrause trägt er um den Hals.* (Von ihr war vorher nicht die Rede.)

Gruppe 19: Abweichungen beim Infinitivgebrauch:

- (50) Kä 9. Schj.: *Aber es fällt oft schwer dazu das Richtige zu sagen und es nicht noch falscher machen.*

Abschließend zur Behandlung der konstatierten Normabweichungen im grammatischen Bereich soll der Blick darauf gelenkt werden, wo

⁷² Vgl. Bräutigam, Mannheimer Mundart, S. 98 (§ 101).

⁷³ Vgl. auch ebd., S. 129 (§ 134).

⁷⁴ Duden-Hauptschwierigkeiten, S. 138. In der Duden-Grammatik, die später erschien, wird diese Forderung wieder ein wenig abgeschwächt und nur noch Toleranz bei „modaler“ Verwendung (wenn Gleichsetzung mit *müssen* möglich ist) empfohlen (S. 529, § 5925).

⁷⁵ Wenn man allein von der geschriebenen Sprache ausgeht, in der das *zu* noch fest ist, müßte man zu einem anderen Ergebnis kommen. Das sollte man aber nicht länger tun, zumal erkannt ist, daß die Schriftsprache die Schulnorm ständig reproduziert. Vgl. auch Folsom, „brauchen“.

— verteilt nach Klassen und Schulen — die Schwerpunkte der Abweichungen liegen.

Im 4. Schuljahr hat nur eine Klasse den Abweichungsschwerpunkt im Bereich des Kasus, im 6. Schuljahr haben hier alle Klassen ihren Schwerpunkt, außer D. Im 9. Schuljahr haben noch zwei Klassen hier ihren Schwerpunkt: P 9 und D 9; die Werte bei Pe 9 und Kä 9 sind aber auch sehr hoch. Da die Kasusabweichungen stark auf den Einfluß der von den Schülern gesprochenen Sprache, die meistens sehr stark dialektal gefärbt ist, zurückzuführen sind und im 6. Schj. und sehr stark auch im 9. Schj. die Abweichungsschwerpunkte fast aller Klassen beim Kasus liegen, kann man folgern, daß die Schüler, deren schriftliche Äußerungen unter dem Einfluß der Mundart stehen, geringere Chancen haben, auf weiterführende Schulen zu gelangen. Auch bei vielen anderen Abweichungsarten zeigte sich tendenziell Ähnliches (s. Tempuswechsel (2), Formenbildung des Verbs (3), Modusgebrauch (4), Abweichungen bei Substantiv- und Adjektivflexion (11), Relativsätze (12), Grammatisches Geschlecht (16)). Dies könnte man als ein Indiz für das Vorliegen mundartbedingter Sprachbarrieren ansehen.

Die nicht mundartlich bedingten Abweichungen bilden relativ kleine Anteile. Sie sind oft dort vermerkt, wo die Gebrauchsnorm schwankt und auch die kodifizierte Norm unsicher ist (*als* oder *wie*, *brauchen* ohne *zu*, Präpositionen).

Bei den Bezügen (7) zeigte sich, bedingt durch die unterschiedliche Themenwahl, der Unterschied zwischen kontextgebundenem und kontextfreiem Sprachgebrauch. Dieser aber ist ebenfalls schichtspezifisch (Bernstein).

Abweichungen im Bereich des Lexikons machen einen sehr großen Teil der Gesamtabweichungen aus.

Abbildung 8 gibt einen Überblick.

Abb. 8: Lexikon (Gruppe 21)



Die Verwendung unpassender oder nichthochsprachlicher Wörter und Wendungen nimmt in drei der Schulen vom 4. Schj. zum 6. Schj. hin anteilmäßig ab. Nur in Sa und Kä nimmt sie deutlich zu. Der Schluß liegt nahe, daß die Schüler die Aufgabe, einen Aufsatz zu schreiben,

inzwischen besser in den Griff bekommen haben, daß sie vor allem durch Lektüre und Gespräch ihren hochsprachlichen Wortschatz erweitert haben und daß sich das positiv auswirkt, trotz der Abgänge auf weiterführende Schulen. Dazu kommt, daß der Aufsatztyp, der im 6. Schj. gepflegt wird, im Grunde noch derselbe ist wie im 4. Schj.: In beiden Schuljahren wurden Erlebnisaufsätze, Fortsetzungen oder einfache Beschreibungen verlangt. Bei Sa und Kä wirkt sich die ländliche Randlage deutlich aus. Mit der Aufgabenstellung ergibt sich auch eine Erklärung für die z. T. sprunghafte Zunahme der Abweichungen zum 9. Schj. hin: Hier wurde (z. T. bei gleichem Thema) eine Art Besinnungsaufsatz verlangt. In Pe 9 wurde eine Bildbeschreibung angefertigt, wodurch der in Frage kommende Wortschatz relativ eingeschränkt wurde. Auch die übrigen niedrigen Werte bei Pe 4 und 6 sind sicher z. T. auf das Vorliegen fester (verbaler) Vorlagen zurückzuführen. Die sprunghafte Zunahme im 9. Schj. betrifft vor allem 2 Schulen: D und Sa. Bei diesen beiden Schulen kommt hinzu, daß in der 9. Klasse fast ausschließlich Mundartsprecher übriggeblieben sind.

Die Art der Abweichungen im Lexikon soll nun an einer Reihe von Beispielen vorgeführt werden.⁷⁶

Die erste Gruppe dieser Beispiele stellt nach Ansicht der Korrektoren Fälle dar, in denen das richtige hochsprachliche Wort nicht gefunden wurde und ein anderes, aber ebenfalls hochsprachliches Wort gewählt wurde:

- (51) Kä 9. Schj.: *Der Schulsport ist für mich ein sehr guter und schöner Ausgleich für die Stunden, in denen ich meinen geistlichen Körperteil anstrenge.*

Ironisierend ist hier natürlich der „geistige Körperteil“ gemeint. Als Ursache für Abweichungen dieser Art (vgl. auch *sprachlich—sprachig*) ist die Ähnlichkeit der Wörter anzusehen.

- (52) Kä 9. Schj.: *** Darum ist es am wichtigsten in unserer heutigen maschinellen Welt, daß man Sport treibt.*

Der Korrektor ersetzte hier *maschinell* durch *technisiert*. Aber man kann große Teile der Welt als durch Maschinen hergestellt auffassen oder als maschinenmäßig. *Technisiert* heißt soviel wie ‚mit Maschinen

⁷⁶ Vgl. auch Bräutigam, Mannheimer Mundart, S. 107 ff.

oder Automaten überschwemmt', was möglicherweise der Vorstellung des Korrektors näherliegt. Er kann aber nicht voraussetzen, daß der Schüler das sagen wollte, was der Korrektor sich selbst vorstellte.

- (53) Sa 9. Schj.: *** Jede Jahreszeit hat ihre Schönheiten: Der Sommer das Baden, der Winter das Rodeln ...*

Die Korrektur: *hat ihre Vorteile* trifft m. E. daneben. Das Sprachgefühl stößt sich an: *Der Sommer (hat) das Baden* etc. Deshalb wäre hier allenfalls eine stilistische Abweichung festzustellen.

- (54) D 9. Schj.: *Zwei Autos sind zusammengetroffen.*

Gemeint ist, daß die Autos zusammengestoßen sind.

- (55) P 9. Schj.: *Die Passanten, die bei einem Unfall ja nicht ausbleiben, gingen jetzt ihren abgebrochenen Weg weiter.*

Gemeint ist:

setzten ihren unterbrochenen Weg fort.

- (56) Pe 6. Schj.: *Sie war sehr unsicher, nämlich wenn sie mal aus dem Haus ging, schlichen ihr schon die Räuber hinterher.*

Gemeint ist: *Sie lebte in ständiger Gefahr*, allenfalls: *sie war sehr gefährdet.*

Die folgende Gruppe von Beispielen enthält Wörter und Wendungen, die als umgangssprachlich bezeichnet wurden. Sie sind semantisch korrekt, gehören nach Meinung der Korrektoren aber nicht dem hochsprachlichen Lexikon an.

- (57) Pe 6. Schj.: *** Dann hauten sie ab.*

- (58) D 4. Schj.: *** Zu Hause gab es Dresche.*

- (59) D 9. Schj.: *** Er rutschte auf die linke Fahrbahn und brummte mit dem gerade überholenden Fahrzeug zusammen.*

- (60) Sa 9. Schj.: *Auf der Autobahn muß man den Kopf zur Scheibe hinaushängen, und immer dem weißen Strich nachfahren, weil man anders nur eine Waschküche vor sich sieht.*

- (61) Sa 9. Schj.: *** Man soll lieber einmal zu spät zur Arbeit kommen als einen Unfall zu bauen.*

(62) Kä 9. Schj.: ** *Denn viele Teile des Körpers kommen beim ewigen Sitzen nicht in Bewegung und rosten ein.*

Hier ist das hochsprachliche Lexikon sicherlich oft zu eng ausgelegt worden; wobei überhaupt wieder zu fragen wäre, wer denn festlegt, was noch hochsprachlich ist und was nicht mehr. Die verschiedenen Wörterbücher sind sich keineswegs einig. *abhauen* (vgl. Beispiel (57)) wird vom Stil-Duden⁷⁷ nicht als umgangssprachlich bezeichnet, von Klappenbach dagegen als salopp bis umgangssprachlich.⁷⁸ *Remarque* und andere Schriftsteller scheuen den literarischen Gebrauch dieses Wortes nicht. Soll man ihn den Schülern dann ankreiden? *Dresche* (s. Beispiel (58)) gilt dem Duden als ugs.⁷⁹, bei Klappenbach wird es als salopp bezeichnet und in der Literatursprache nachgewiesen.⁸⁰ *brummen* oder *zusammenbrummen* (wie in (59)) verzeichnen Duden und Klappenbach (noch?) nicht. Dieses sehr bildhafte Wort (vgl. *ein Insekt brummt gegen die Fensterscheibe*) sollte aber nicht einem blossen *zusammenfahren* oder *zusammenstoßen*, die der Stil-Duden empfiehlt, geopfert werden. Die semantische Komponente der Heftigkeit und Plötzlichkeit ginge dabei verloren. Selbst das Wort *rutschen* (Beispiel (59)), das m. W. nirgends als umgangssprachlich bezeichnet wird, wurde bemängelt. Ein Wagen rutsche nicht auf eine andere Fahrbahn, sondern er gleite, gerate o. ä. Das ist um so unverständlicher, als die Ursache des Rutschens (vereiste Fahrbahn) vorher genannt wurde. Herrscht hier nicht reine Willkür, dann doch mindestens eine Neigung zu Nivellierung und Farblosigkeit.

anders (s. Beispiel (60)) i. S. von *sonst* ist wahrscheinlich eine regionale hochsprachliche Besonderheit. Es gilt hochsprachlich als veraltet.⁸¹ *bauen* (i. S. von Beispiel (61)) wird bei Klappenbach als salopp bis umgangssprachlich bezeichnet⁸², der Stil-Duden bezeichnet es als ugs. und schlägt statt *bauen haben* (!) oder *verursachen* vor (was semantisch ja wohl nicht dasselbe ist).⁸³

In (62) wurde das „ewige Sitzen“ bemängelt. *ewig* i. d. S. wird im Stil-Duden als ugs. bezeichnet und soll durch *dauernd* ersetzt wer-

⁷⁷ Duden-Stilwörterbuch, S. 29.

⁷⁸ Klappenbach, Wörterbuch, S. 29.

⁷⁹ Duden-Stilwörterbuch, S. 158.

⁸⁰ Klappenbach, Wörterbuch, S. 855.

⁸¹ Vgl. Klappenbach, Wörterbuch, S. 129.

⁸² Ebd., S. 434 b.

⁸³ Duden-Stilwörterbuch, S. 105.

den⁸⁴; im Klappenbach wird es als „übertrieben“ bezeichnet oder auch als umgangssprachlich-abwertend.⁸⁵

Nun noch einige Beispiele für ausgesprochene Dialektwörter:

(63) D 4. Schj.: *Dann spielten wir Fangerles.*

(64) D 4. Schj.: *Wir aßen so arg, daß kaum noch Wurst da war.*

Arg ist an sich hochsprachlich. In dieser Bedeutung kommt es aber nur in der Mundart vor.⁸⁶ *Fangerles* könnte ein erstarrter Rest des alten Genitivs sein.⁸⁷ Es handelt sich um eine Diminutivbildung zu *Fänger*, wie sie in der Kindersprache besonders häufig sind. Auf den Umlaut wird dann verzichtet.⁸⁸

(65) Kä 9. Schj.: *Beim Fußball ist es das allerselbe.*

Auch solche Abweichungen von der hochsprachlichen Norm, von den grammatischen und orthographischen ganz zu schweigen, dienen in der Schule, vielfach auch im späteren Berufsleben, zum Anlaß negativer bis negativster Beurteilung. Sie weisen den Schreiber einer bestimmten sozialen Gruppe zu, über die sich mancher der Urteilenden restlos erhaben fühlt. Dabei ist zu vermuten, daß das Vorhandensein solcher Abweichungen einmal auf das Versagen der Urteilenden selbst zurückgeht (zu geringe oder keine Berücksichtigung der sprachlichen Ausgangslage der Schüler), im weitesten Sinn auf das Versagen einer gebildeten Schicht, die es nicht verstanden hat, das Erziehungswesen heutigen Erfordernissen anzupassen. Daneben hat diese Schicht aber auch moralisch versagt, indem sie es immer noch zuläßt und oft fleißig selbst betreibt, daß „Abweichler“ von der Hochsprache — und setzen sie auch nur ein paar Kommas falsch — sozial diskriminiert werden.⁸⁹

Nach diesem kleinen Exkurs doch wieder zurück zur Sache. In der Nähe der Lexikonabweichungen sehe ich auch die Abweichungen in der Wortbildung (Gruppe 22), die allerdings nicht so sehr häufig auftreten. Dazu einige Beispiele:

⁸⁴ Ebd., S. 202.

⁸⁵ Dabei fällt merkwürdigerweise in die Gruppe „übertrieben“ ein Beispiel von St. Zweig, in „ugs. abwertend“ konstruierte Beispiele, die sich aber davon nur durch den ugs. Kontext unterscheiden. Solche und andere Erscheinungen zeigen, wie schwer selbst hervorragenden Lexikologen diese Unterscheidungen fallen.

⁸⁶ Vgl. Bräutigam, Mannheimer Mundart, S. 122 (§ 127,1).

⁸⁷ Vgl. ebd., S. 130 f.

⁸⁸ Vgl. ebd., S. 119 und Schirmunski, Deutsche Mundartkunde, S. 480 ff.

⁸⁹ Vgl. dazu auch Ströbl, Zeichensetzung, S. 129 ff.

(66) Kä 9. Schj.: ... *da kämpfen die Leichtathletiker.*

(67) Sa 4. Schj.: *Es war alles so gespensterisch.*

Besonders Substantivkomposita entsprechen öfter nicht der Norm:

(68) P 9. Schj.: *Wirbelsäulebruch*

(69) Pe 4. Schj.: *Bauerfrau*

(70) Sa 6. Schj.: *Bushaltenstelle*

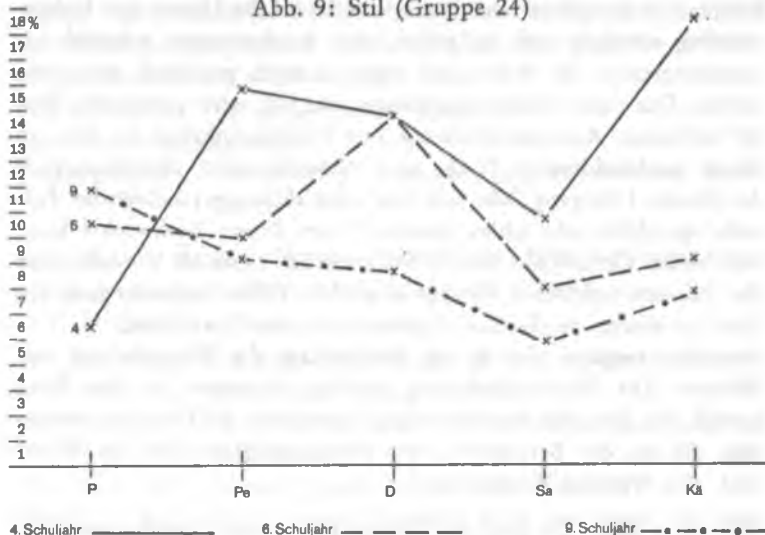
Die meisten dieser Abweichungen sind vom System her richtig gebildet (*Leichtathletiker* vgl. *Diabetiker*, *gespensterisch* vgl. *grüblisch*), sie sind aber in der kodifizierten Norm nicht als korrekt anerkannt. Solche Erscheinungen sind in der Kindersprache sehr häufig. Die Regeln werden richtig angewendet, mit dem Ergebnis, daß die produzierten Formen oft nicht mit der anerkannten Norm übereinstimmen.⁹⁰ Unter diesem Aspekt gesehen, dürften viele der Normabweichungen bei Schülern in anderem Licht erscheinen. Vor allem würde deutlich werden, eine wie im Grunde willkürliche Sache die anerkannte Norm ist. Sie umfaßt nur einen kleinen Teil der im Sprachsystem angelegten Möglichkeiten, vor allem vorwiegend solche, die von einer sozialen Schicht getragen werden.

Abschließend will ich mich auch noch Abweichungen im stilistischen Bereich zuwenden.⁹¹ Sie sind besonders schwer zu analysieren. Abbildung 9 enthält einen Überblick:

⁹⁰ Vgl. dazu z. B. Stolt, „Lexikalische Lücken“, S. 161 ff.

⁹¹ Eine ganz scharfe Trennung zwischen Lexikon und Stil (und Grammatik) ist nicht möglich.

Abb. 9: Stil (Gruppe 24)



Der Anteil der stilistischen Abweichungen wird in allen Klassen und Schulen vom 4. zum 6. und zum 9. Schuljahr hin geringer. Eine Ausnahme bildet Schule P. Nur bei D wird der Anteil vom 6. zum 9. Schj. hin auffällig geringer. In Pe, Sa und Kä wird auch der Anteil vom 4. zum 6. Schuljahr hin sehr viel geringer.

Im Durchschnitt ist eine Verringerung von ca. 13 % im 4. Schuljahr zu ca. 10 % im 6. Schuljahr und rund 8 % im 9. Schuljahr zu beobachten. Der den Schülern abverlangte Stil der deutschen Hochsprache wird also im Schnitt allmählich besser beherrscht, wenn auch die Zahl der Abweichungen im 9. Schuljahr hier noch recht hoch ist. Ähnlich wie bei den lexikalischen Abweichungen ergibt sich bei den stilistischen die Frage nach ihrer Qualität. Nicht immer ist mit Sicherheit auszumachen, ob die betreffende Abweichung auf den Einfluß umgangssprachlichen Sprechens oder der Mundart zurückzuführen ist (sog. Abweichungen nach unten) oder ob nur ein ungeschicktes Umgehen mit an sich normgerechten hochsprachlichen Mitteln vorliegt, z. B. die Verwendung von Wörtern, die einer höheren Stilebene angehören (sog. Abweichung nach oben). Verpönt ist in den Schulen die Wiederholung von Wörtern, besonders aber *da-da-da-dann-und-und*-Stil. Er ist denn auch im 4. Schuljahr sehr viel häufiger zu beobachten als im 6. und besonders im 9. Schuljahr, in dem die Schüler

bereits über kompliziertere syntaktische Mittel der Unter- und Nebenordnung verfügen und sie, wobei beide Erscheinungen sicherlich ineinandergreifen, die Welt nicht mehr so stark punktuell sehen wie vorher. Das raum-zeitliche Empfinden hat sich stark gewandelt. Von der schlichten Aneinanderreihung von Erlebniseinheiten ist man zu einem geschmeidigeren Nach- und Nebeneinander übergegangen.⁹² An diesem Übergang läßt sich eine entwicklungspsychologische Tatsache sprachlich sehr schön ablesen. Unter diesem Blickwinkel kann man einem Viertklässler den *da*-Stil natürlich kaum als Verstoß gegen die Stilnorm ankreiden. Gerade in solchen Fällen verkennt man das Kind in seinem psychischen Anderssein-als-der-Erwachsene.

Besonders verpönt aber ist im Schulaufsatz die Wiederholung von Wörtern. Die Wortwiederholung, möchte ich meinen, ist dem Kind gemäß. Sie ihm anzukreiden heißt literarische Stilkriterien anwenden, die bei der Beurteilung von Schüleraufsätzen fehl am Platze sind. Ein typisches Beispiel ist:

- (71) Pe 4. Schj.: *Da ging der Farmer mit seinem Gewehr vorsichtig hin, da entdeckte der Farmer etwas.*

In dem folgenden Beispiel mag die Furcht vor einem Beziehungsfehler eine Rolle gespielt haben, obwohl hier durch Pronominalisierung noch kein Mißverständnis aufgetreten wäre:

- (72) Pe 4. Schj.: *** Ein Farmer entdeckte in einer Lichtung einen Löwen, der halb tot dalag. Der Farmer wollte ihm erst den Gnadenschuß geben ...*

Begänne der zweite Satz: *Er wollte ihm ...*, könnte man im ersten Moment meinen, der Löwe sei gemeint. Weitere Beispiele sind:

- (73) Pe 4. Schj.: *Der konnte den Rachen nicht mehr zumachen. Der Farmer schaute in seinen Rachen und sah eine Schildkröte in seinem Rachen.*

- (74) D 6. Schj.: *** Aber das Auto war schneller als Fritzchen und das Auto fuhr Fritzchen an.*

In (74) hat aber die Wiederholung sogar stilistische Funktion. Alles andere würde den Satz verwässern.

⁹² Vgl. dazu Piaget, Bildung des Zeitbegriffes; ferner z. B. Hansen, Entwicklung, bes. S. 217 ff.

Einige weitere Beispiele für konstatierte Stilabweichungen innerhalb der hochsprachlichen Ebene seien angeführt, ohne daß eine differenziertere Betrachtung möglich wäre:

(75) Pe 4. Schj.: *Im Wald war ein Löwe.*

war ist ein farbloses Wort!

(76) Pe 4. Schj.: *Der Hund eines Farmers zog sein Herrchen in den Wald.*

Der Wunsch, farblose Wörter zu vermeiden, führt häufig zu einem Bruch der Stilebene (meist Abweichungen nach oben).

Zum Beispiel:

(77) D 4. Schj.: *Ich ging schnell in das oberste Stockwerk, denn da konnte mich keiner erblicken.*

(78) Pe 4. Schj.: *Als er wiederkam, legte der Löwe sein Kopf ins Gras hinab.*

(79) Sa 6. Schj.: *Danach sprach die Lehrerin wiederum ...*

(80) Kä 6. Schj.: *Das (Feder-)Mäppchen dient mir schon ein Jahr.*

Hier ist zu beobachten, wie der Versuch, eine Schulnorm: „Vermeide farblose Wörter!“ zu befolgen, den Stil gestelzt und unangemessen bis zum Papierdeutsch werden läßt. Andererseits bemängelt man farbige, bildhafte Wörter zu oft als umgangssprachlich. In Beispiel (79) scheint eine in Märchen übliche Floskel aufgegriffen worden zu sein.

Folgende Beispiele wurden als umgangssprachlich empfunden:

(81) P 9. Schj.: *** Ich rannte was ich konnte zu einer Telefonzelle.*

(82) Sa 6. Schj.: *** Auch auf dem Heimweg ging alles wie geschmiert.*

(83) Sa 6. Schj.: *Wenn es Nebel war, spielten wir halt so.*

(84) D 6. Schj.: *** Auf einmal riß der Faden bei unserer Mannschaft.*

(85) Pe 6. Schj.: *** Er sagte, der Schlüssel von der Schatzkammer wäre weg.*

(86) Pe 6. Schj.: *** Der Maulwurf sagte, sie soll ihn ja loslassen.*

Als umgangssprachliche Stileigentümlichkeiten werden auch Verkürzungen der folgenden Art angesehen, die sehr häufig anzutreffen sind:

(87) Sa 4. Schj.: *** Dann sind wir schnell wieder zurück.*

Gemeint ist: *zurückgegangen.*

(88) Pe 6. Schj.: *** Sabinchen ist erst 1/2 Jahr.*

- (89) Pe 6. Schj.: *** Wenn du mit willst, dann kannst du ja morgen mit.*

Eine Wendung verdient wegen ihrer Eigentümlichkeit und der Häufigkeit ihres Auftretens, die allerdings mit den Themenstellungen in Zusammenhang zu sehen ist, besondere Beachtung: Ich meine die vollständige Identifizierung von Verkehrsampel (kurz: Ampel) und Zebrastreifen.

Beispiele:

- (90) P 9. Schj.: *Ungefähr 200 m von mir entfernt war die Hauptstraße, über die eine Ampel führte.*
(91) P 9. Schj.: *** (Das Auto) fuhr bei Rot über die Ampel.*
(92) P 6. Schj.: *Das Kind war nicht mehr über die Ampel gekommen.*
(93) P 6. Schj.: *Da ging ein Junge bei Grün über die Ampel drüber.*

Diese verkürzende Identifizierung ist auch in der Umgangssprache der Erwachsenen üblich. Sie konnte selbst im mündlichen Sprachgebrauch von Lehrern beobachtet werden. Von der Gesamteinrichtung Zebrastreifen mit Ampel wird als eine Art pars pro toto der wichtigste Teil genannt, der den Weg unterbricht oder freigibt.

Manche Ampeln haben einen Auslöseknopf. Drückt man auf diesen Knopf, wird der Weg nach kurzer Zeit durch Aufleuchten von Grün freigegeben. Bei Schülern sämtlicher Klassen fanden sich zur Beschreibung dieses Vorgangs Sätze folgender Art:

- (94) P 9. Schj.: *** Er vergaß, auf die Ampel zu drücken.*

Auch hier drängt sich das Wichtigste in den Vordergrund.

Nicht ganz selten ist eine Erscheinung, besonders in den oberen Klassen, die ich idiomatische Kontamination nennen möchte (Gruppe 25). Beispiele:

- (95) D 6. Schj.: *Dann bekam er zu Ohren ...*
Kontamination aus: *bekam er zu hören* und: *kam ihm zu Ohren.*
(96) Kä 9. Schj.: *Diese Leute werden den Sport nicht immer für schön finden.*

Kontamination aus: *für schön halten* und: *schön finden.*

- (97) P 6. Schj.: *... und telefonierte die Polizei an ...*

Kontamination aus: *telefonieren* und: *jemanden anrufen.*

- (98) Pe 4. Schj.: *Da dachte er, der Löwe liegt am Sterben.*

Kontamination aus: *liegt im Sterben* und: *ist am Sterben* (ugs.).

Recht häufig sind Personifikationen von Sachen: besonders das Auto wird als lebendiges, handelndes Wesen erlebt (Gruppe 29). Ein kurioses Beispiel ist:

(99) P 9. Schj.: *Ein Auto ... brauste heran, sah das Kind, riß ver-
zweifelt das Lenkrad herum und brachte das Auto
zum Stehen.*

Ein scharfe Trennung von Auto und Fahrer ist nicht gegeben. Vgl. auch:

(100) Sa 9. Schj.: *Jedes Auto, welches bei Nacht im Freien steht,
sollte seine Parkleuchte einschalten.*

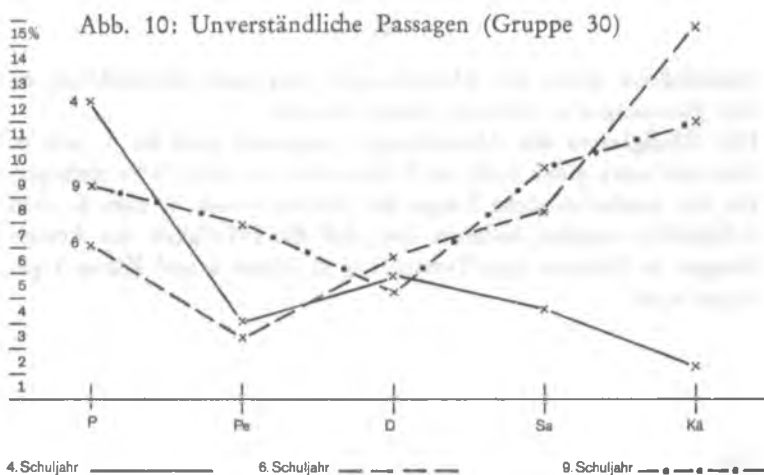
Als Stilabweichung im weiteren Sinn wurden auch Abweichungen von den Wortstellungsregeln des Deutschen aufgefaßt (Gruppe 28):

(101) Kä 9. Schj.: *Da stieg ich vom Rad und er fragte, wohin gehe ich.*

(102) Pe 4. Schj.: *** ... und als er eines Tages wieder kam und wollte ihn füttern ...*

Aufgenommen wurden auch die Auslassungen. Es erübrigt sich, dafür Beispiele anzuführen (Gruppe 27), ferner Ellipsen (Gruppe 26), worauf ich auch nur verweisen kann.

Relativ groß ist der Anteil der völlig unverständlichen Passagen. Ihre Zahl ist auch für das 9. Schuljahr noch erstaunlich hoch. Abbildung 10 (Gruppe 30) gibt einen Überblick:



Gemeint sind solche Passagen, in denen das Gemeinte nicht oder nur dunkel zu ahnen ist, wo die Situation sprachlich nicht dargestellt werden konnte, wo der gedankliche Zusammenhang fehlt und ähnliches.

Ein Beispiel wäre:

(103) Sa 9. Schj.: *Im Verkehr müssen die Leute oft zu Hause bleiben.*
oder:

(104) Kä 9. Schj.: *Daz Zitat „Sport, die schönste Nebensächlichkeit der Welt“ ist ungefähr bis über 90 % wahr, der Rest sagt sich, „Sport ist Mist“ ...*

Die „Unverständlichkeit“ dieser Passagen ist häufig eine Folge der Abstraktion vom Kontext auf Seiten des Lesers. Mit etwas gutem Willen, d. h. Bereitschaft zur Rekonstruktion des Kontextes, werden diese Passagen im allgemeinen verständlich. Hier gilt Ähnliches wie für „Bezüge“ (s. o.). Man wird natürlich nicht umhin können, hier abweichenden Sprachgebrauch zu konstatieren. Für kontextgebundenes Sprechen als Ursache dieser Abweichungen spricht der relativ hohe Anteil in Pe 9 (Bildbeschreibung) im Gegensatz zu D 9 (Erlebnisbericht). Allerdings sind auch in den anderen neunten Schuljahren die Abweichungen dieser Art hoch. Das Ergebnis ist also weniger eindeutig als bei „Bezüge“. Hier wird das Streben, kompliziertere Zusammenhänge auszudrücken, ohne daß dies gelingt (also mangelnde verbale Strategie), als starke intervenierende Variable hinzukommen.

V.

Abschließend sollen die Abweichungen nun noch überblickhaft zu den Textmengen in Relation gesetzt werden.

Die Häufigkeiten der Abweichungen insgesamt sind im 4. und 6. Schuljahr etwa gleich hoch, im 9. Schuljahr um rund 25 % niedriger. Da die durchschnittliche Länge der Aufsätze vom 4. zum 6. zum 9. Schuljahr ansteigt, bedeutet dies, daß die Häufigkeit der Abweichungen in Relation zum Textumfang in Klasse 6 und Klasse 9 geringer wird.

Unter Berücksichtigung der Textlänge ergeben sich folgende Werte:

Im 4. Schuljahr entfallen auf 100 Wörter 7,2 Abweichungen.

Im 6. Schuljahr entfallen auf 100 Wörter 4,6 Abweichungen.

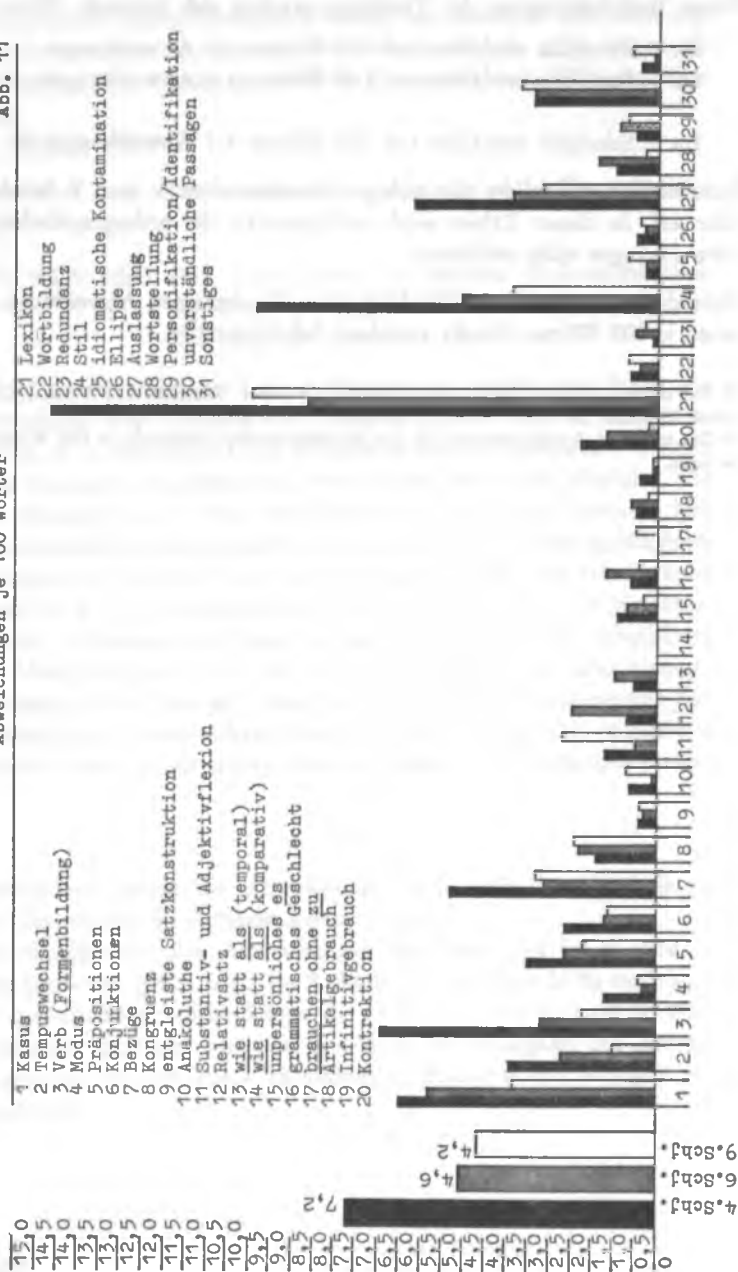
Im 9. Schuljahr entfallen auf 100 Wörter 4,1 Abweichungen.⁹³

Hierbei fällt vor allem die geringe Abnahme vom 6. zum 9. Schuljahr auf. In diesen Zahlen sind, wohlgemerkt, die orthographischen Abweichungen nicht enthalten.

Abbildung 11 gibt einen Überblick über die einzelnen Abweichungsarten je 100 Wörter für die einzelnen Schuljahre.⁹⁴

⁹³ Die durchschnittliche Aufsatzlänge beträgt für das 4. Schuljahr 134 Wörter, für das 6. Schuljahr 176 und für das 9. Schuljahr 171 Wörter.

⁹⁴ Die relativen Anteile werden auf die durchschnittliche Fehlerzahl je 100 Wörter bezogen.



Betrachtet man die Abweichungen je 100 Wörter, die ja am ehesten einen ‚Leistungsvergleich‘ zulassen⁹⁵, so überraschen für das 9. Schuljahr die Höhe der Abweichungen bei Bezüge, Kongruenz, Substantiv- und Adjektivflexion, Lexikon (!) und die große Zahl unverständlicher Passagen. Diese liegen alle höher als im 6. Schuljahr; Abweichungen bei Kongruenz, Substantiv- und Adjektivflexion und unverständliche Passagen sind sogar absolut häufiger als im 4. Schuljahr. Auch Anakoluthe, Abweichungen in der Wortbildung, idiomatische Kontaminationen sind hier häufiger.

Sehr interessant wäre, besonders im Hinblick auf schichtenspezifische Ursachen, eine Berechnung der absoluten Abweichungen je 100 Wörter für die einzelnen Klassen. Darauf muß in diesem Rahmen leider verzichtet werden. Noch interessanter wäre es, hierbei jeden einzelnen Schüler mit seinem spezifischen soziologischen Hintergrund zu berücksichtigen.⁹⁶

VI.

Zusammenfassung und Folgerungen:

Ohne daß dies in jedem Fall in exakten Zahlen erfaßt werden konnte, zeigte sich, daß mundartliche und umgangssprachliche Einflüsse für viele der Abweichungen von der hochsprachlichen Norm verantwortlich sind (Interferenzerscheinungen). Das ist auch kein Wunder, wenn man berücksichtigt, wie die von den Kindern primär erworbene Sprache beschaffen ist.⁹⁷ Dazu kommt, daß die kodifizierte Form der hochsprachlichen Norm von den Korrigierenden zu absolut als Maßstab der Beurteilung von Sprache angewendet wird, ja daß diese über das von dieser Norm Geforderte nicht selten sogar hinausgehen.

⁹⁵ Selbst wenn die Länge nur eine, aber wohl die wichtigste Komponente hierfür ist. Berücksichtigt werden müßte natürlich auch die qualitative Anforderung (Aufsatzart und -thema). „Leistung“ bezieht sich auch hier auf die Fähigkeit zur Befolgung der Schulnorm, ist also keinesfalls absolut gemeint.

⁹⁶ Um diese Fakten mit zu erfassen und gar auszuwerten, hat es mir leider an Geld und Zeit gefehlt. Auch war der Versuchsansatz gröber, als er selbst unter diesen Bedingungen hätte sein müssen. Es handelt sich um einen ersten Versuch, dem weitere und theoretisch und methodologisch besser fundierte folgen werden.

⁹⁷ Das sehr diffizile, weil nicht unbedingt und nicht allein schichtenspezifische Problem dialektbedingter Sprachbarrieren ist im übrigen von der Sprachbarrieren-

Daneben und in Verbindung damit deutete sich an, daß Schüler aus schlechten sozialen Verhältnissen, was ihre Chancen angeht, auf weiterführende Schulen zu gelangen, benachteiligt sind. Die Zahlenwerte bei Schule Pe weisen insgesamt darauf hin, vor allem im Gegensatz zu Schule D, wenn auch gerade die Verhältnisse im 9. Schuljahr der Schule D besonders aufschlußreich für die soziale Benachteiligung der Mundartsprecher sind. Daran zeigt sich, wie sehr die Forschung zu schichtspezifischen Unterschieden im Sprachgebrauch und ebenso der Sprachunterricht sowie die Entwicklung von Sprachprogrammen den Umstand im Auge behalten müssen, daß die Primärsprache der Kinder eine große Rolle spielt.⁹⁸ Die Schule, deren Aufgabe es noch ist, die Hochsprache zu vermitteln, sieht sich Schülern mit davon sehr abweichenden Sprachgebräuchen gegenüber.⁹⁹ Dieser Umstand wird im allgemeinen nicht berücksichtigt.¹⁰⁰ Dazu kommt in der gegenwärtigen Situation noch eins, und damit greife ich auf zu Beginn dieser Untersuchung Gesagtes noch einmal zurück: Die kodifizierte hochsprachliche Norm, die von den Korrigierenden als Maßstab verwendet wird, ist eine hoch- und schriftsprachliche Idealnorm, die recht willkürlich ein Segment aus den nach dem Sprachsystem möglichen, also strukturgemäßen sprachlichen Produkten herausausschneidet und für allein richtig erklärt, im allgemeinen daneben

forschung bisher noch nicht in größerem Umfang angegangen worden, wenn man von dem bisher weitgehend unbekannten Ansatz J. Hasselbergs einmal absieht.

⁹⁸ Vgl. auch Glinz, Sprachunterricht, S. 225 ff., bes. S. 268 ff.

⁹⁹ Mit vier Jahren haben die Kinder die fundamentalen Strukturen ihrer Sprache bereits gelernt und viele ihrer Details (vgl. z. B. Ervin/Miller/Wick, *Language Development*, S. 83.).

¹⁰⁰ Dies, obwohl die Forderungen nach einem vergleichenden Sprachunterricht Mundart — Hochsprache uralte sind. Vgl. z. B. Menzel, *Mundart*, S. 45 ff. Bereits 1864 forderte Rudolf Hildebrand, daß „das Hochdeutsch als Ziel des Unterrichts nicht als etwas für sich gelehrt werden sollte, wie ein anderes Latein, sondern im engsten Anschluß an die in der Klasse vorfindliche Volkssprache oder „Hausprache“. Dazu wäre zu sagen, daß heute die Hochsprache nicht einmal, „wie ein anderes Latein“ gelehrt wird, sondern im Grunde als bereits vorhandener Besitz angesehen wird, der nur ausgebaut zu werden braucht. Gerade aber das trifft für die meisten Schulkinder nicht zu. Daß man heute in der Schulpraxis i. a. nicht von der Primärsprache der Kinder ausgeht, erstaunt um so mehr, als gerade dies von den Kultusministerien immer wieder gefordert wird. Die Gründe liegen freilich auf der Hand: Mundartkunde und ihre Didaktik, einige notwendige Erkenntnisse der komparativen Linguistik werden leider noch nicht allgemein in der Lehrerbildung berücksichtigt. Man versteht offenbar noch nicht allgemein genug, daß es nicht um ein sogenanntes „anachronistisches Bewahrenwollen“ der Mundarten geht.

aber auch systemferne Regeln enthält wie, um ein Beispiel zu nennen, daß in indirekter Rede modusambivalente Konjunktiv-I-Formen immer durch Konjunktiv-II-Formen zu ersetzen seien. Legte man diesen weiteren Maßstab an die Schülersprache an, beurteilte man sie also nach dem systemgemäß virtuell Realisierbaren, müßte man viele der hier als abweichend erfaßten sprachlichen Erscheinungen als korrekt ansehen. Dies müßte man bereits auch dann tun, richtete man sich nicht nach der systemgemäß produzierbaren, sondern nach der kollektiv realisierten Sprache. „Kollektiv“ dürfte dabei natürlich nicht nur eine bestimmte führende Schicht bedeuten, ebensowenig sämtliche Sprachbenutzer einer bestimmten Sprachgruppe meinen. Die für die Norm entscheidende Gruppe müßte nach soziologischen Gesichtspunkten sehr sorgfältig ausgewählt werden. Das Problem wie sich das Kollektiv zusammensetzen soll, kann der Linguist allein aber nicht lösen.

Doch auch bei einem solchen erweiterten Normverständnis blieben wahrscheinlich sehr viele Fälle übrig, in denen Abweichungen konstatiert werden müßten, und zwar Abweichungen sehr unterschiedlicher Art, von denen allerdings die meisten auf die von den Kindern in ihrer familialen Umwelt verwendete Sprache zurückzuführen waren. Das zumindest dürfte diese Untersuchung deutlich gezeigt haben. Aus all dem ergeben sich folgende Forderungen, die nicht auf der gleichen Ebene angesiedelt sein können, da sie z. T. Zwischenlösungen, z. T. aber globalere Reformmöglichkeiten anzielen¹⁰¹:

1. Zumindesten sollte der Spielraum der Norm unter Berücksichtigung der gesprochenen Sprache und der Sprache einer breiteren Öffentlichkeit erweitert werden, d. h. daß hier vor allem die Zusammenarbeit mit dem Soziologen notwendig wäre.

2. Statt einer doktrinären Vermittlung der Idealnorm sollte dem Schüler das System der deutschen Sprache vertraut gemacht und die Weite der Performanzmöglichkeiten dargestellt werden, damit seine Sprachkompetenz größer wird. Auf dieser Grundlage müßte auch ein neues Beurteilungsverfahren eingeführt werden, das auf Abweichungen von systemadäquaten Produkten zwar hinweist, den Umfang der Sprachkompetenz, auf den die Art der sprachlichen Produkte oder des Diskurses (wie Henne und Wiegand sagen) schließen läßt, aber besonders honoriert. Also weniger Lernen durch Fehler

¹⁰¹ Vgl. dazu auch Bünning, Grammatik, S. 45 ff.

als Lernen durch Ermutigung. Ein Beispiel: Eine bestimmte Kasusverwendung sollte dann angezeigt und verbessert werden, wenn der Text dadurch unfunktional wird; doch sollte kontextfreie Darstellung, die Zahl und Varianz der produzierten Nebensätze, die Komplexität der Satzglieder, besonders geschickte Wortstellung und ihre Variation, Umfang und Qualität des Lexikons u. ä. besonders hervorgehoben und dadurch der Anreiz zum Gebrauch solcher Bindungen verstärkt werden.

3. Die Sanktionierung von Abweichungen im orthographischen Bereich und bei der Zeichensetzung muß aufgehoben werden. Die Beschäftigung mit diesen Problemen muß auf das Notwendigste begrenzt werden, d. h. darauf, daß man den Kindern beibringt, wie man Wörterbücher benutzt. Diese und andere Hilfsmittel sollten den Schülern selbstverständlich ständig, auch bei den Klassenarbeiten, die zunächst immer nur als Entwürfe angesehen werden sollten, zur Verfügung stehen, ohne daß deren Verwendung obligatorisch und ihre Nichtverwendung negativ sanktioniert würde. Die auf diese Art gewonnene reine Unterrichtszeit wäre sehr viel sinnvoller bei der Beschäftigung mit der eigentlichen Sprache verwendbar, also bei der Erweiterung der Sprachkompetenz.

4. Auf dem Hintergrund einer solchen Bestandsaufnahme wie der vorgetragenen erhebt sich aber zumindest die Forderung nach einer Rechtschreibreform aufs neue in aller Dringlichkeit.¹⁰²

Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die gegenwärtig grassierende Furcht vor einer Sprachspaltung bei Einführung z. B. der Kleinschreibung übertrieben ist und denjenigen, die die Großschreibung „als unersetzliches geistiges Zuchtmittel“ betrachten, ein willkommener Vorwand ist.¹⁰³ Es scheint mir wichtig, daß sich die Linguistik der Probleme des Sprachunterrichts, besonders auch des muttersprachlichen, stärker annimmt. Der Möglichkeiten sind viele. Eine erste wäre, dazu beizutragen, auf der Grundlage soziolinguistischer sprachtheoretischer Erkenntnisse die rigorose und intolerante, weite Bevölkerungskreise diskriminierende Hörigkeit gegenüber der überlieferten Sprachnorm abzubauen. Zu fordern also, ähnlich wie dies H. Steger in einem seiner letzten Vorträge im Institut für deutsche Sprache getan hat, mehr Toleranz in sprachlichen Dingen. Diese

¹⁰² Die wissenschaftlichen Voraussetzungen dafür sind längst erarbeitet; vgl. Empfehlungen; Moser, Groß- oder Kleinschreibung?; Weisgerber, Verantwortung u. a.

¹⁰³ Vgl. Rahn, Reform, S. 61.

soll aber nicht dazu dienen, den anderssprechenden Sprachteilhaber in seinem Eckchen sitzen zu lassen, sondern dazu, ihm neue Möglichkeiten, die ihm durch sein Anders-sprechen bisher häufig verschlossen waren, aufzutun. Jede andere Toleranz wäre nach meinem Dafürhalten rückschrittlich.¹⁰⁴

5. Auf dem Hintergrund linguistischer und vor allem sprachpsychologischer Erkenntnisse sollte zudem gefordert werden, daß der Sprachunterricht möglichst früh einsetzt, nicht erst im Alter von 6—7 Jahren, wo die wichtigen Entscheidungen des Spracherwerbs bereits gefallen sind. D. h., die Linguistik könnte gewichtige Argumente für eine Vorverlegung des Schulalters, zumindest aber für eine verstärkte vorschulische Erziehung ins Feld führen und fordern, daß die Kindergärten in das Erziehungswesen stärker integriert würden als bisher, womit die Basis für einen möglichst frühen Einsatz einer (richtig verstandenen) kompensatorischen Erziehung erst geschaffen würde, die — wenn auch nicht automatisch — die Voraussetzung für eine Emanzipation sein könnte.

6. Fast alle vorausgegangenen Forderungen aber werden umfaßt und z. T. gegenstandslos durch die letzte und wichtigste danach, die Mundart als vollgültige und gleichberechtigte Sprache neben der Hochsprache anzuerkennen. In der Mundart nämlich gibt es im Grunde nichts, „was ein Kind daran hindern könnte, universale Bedeutungen zu internalisieren und zu gebrauchen“.¹⁰⁵

Durch das Eindrillen der hochsprachlich-formalen Sprachmittel geht aber ein guter Teil der Zeit verloren, in der der Lehrer dem Kind bei dieser wichtigsten aller Aufgaben helfen könnte.

¹⁰⁴ Im Anschluß an dieses Referat bezeichnete Peter von Polenz es als die „Aufgabe der Sprachwissenschaft heute“, nach generationslanger gelehrter Sprachnormung nach bestimmten Prinzipien, die womöglich heute auch in bezug auf das Verhältnis von Sprache und Gesellschaft nicht mehr richtig seien, die hochsprachliche kodifizierte Norm strengstens zu überprüfen und sich eigentlich sogar den Normabbau zur Aufgabe zu machen, denn — so vermutete er — in der Entwicklung der neueren Sprachgeschichte sei eine Überwucherung des Sprachsystems durch die Sprachnorm zu beobachten. Vgl. dazu auch Jäger, Sprachplanung; ders., Sprachnorm. In der Diskussion sind die Ansichten P. v. Polenz' natürlich nicht unwidersprochen geblieben. Vor allem E. Coseriu nahm einen wesentlich konservativeren Standpunkt ein.

¹⁰⁵ Bernstein, Unfug, S. 19. Vgl. dort die ausführliche und überzeugende Begründung dieser Forderung.

Anhang:

Diktat

Der Pirol

Kennt Ihr Pirole? Von Mai bis August, also nur knapp vier Monate, bleiben sie in unseren Wäldern. Dennoch ist unser Land ihre Heimat, denn hier sind sie alle zur Welt gekommen, nur hier brüten sie. Ein Pirolnest ist ein kleines Kunstwerk, das Männchen und Weibchen gemeinsam bauen. Sie suchen sich dazu eine Astgabel. Mit ihrem Speichel kleben sie hüben und drüben Halme, Grasbänder und Ranken fest, wickeln sie ums Holz, so daß sie besser halten, und spannen diese Schnüre dann von Zweig zu Zweig. Der eine Vogel bringt immer neue Baustoffe herbei, der andere baut: Er verwebt sie miteinander und füllt auch die Zwischenräume mit Moos. Weil er das Gewebe zwischen den Zweigen nicht straff zieht, schaukelt bald ein hübscher, runder Napf unter der Astgabel. Ihn polstert am Ende das Weibchen mit Federn und Wolle aus, und darauf legt es seine vier oder fünf Eier. Die jungen Vögel sind Nesthocker und werden mit Insekten und Raupen gefüttert.

Literaturverzeichnis

(Die in den Anmerkungen verwendeten Kurztitel stehen in Klammern jeweils am Ende der bibliographischen Angaben)

- Bernstein, Basil*, Sozio-kulturelle Determinanten des Lernens. Mit besonderer Berücksichtigung der Rolle der Sprache, in: H. Helmers (Hrsg.), *Zur Sprache des Kindes*, Darmstadt 1969, S. 272 ff. [Determinanten]
- Bernstein, Basil*, Der Unfug mit der „kompensatorischen“ Erziehung, in: *erziehung*, 1970, Heft 9, S. 15—19. [Unfug]
- Betz, Werner*, Grenzen und Möglichkeiten der Sprachkritik, in: *STZ* 25 (1968), S. 7—26. [Grenzen]
- Bildungsplan für die Volksschulen Baden-Württembergs*, hrsg. vom Kultusministerium Baden-Württemberg, Villingen o. J. (1958).
- Bräutigam, K.*, *Die Mannheimer Mundart*, Heidelberg 1934. [Mannheimer Mundart]
- Bünting, K. D.*, Wissenschaftliche und pädagogische Grammatik (Sprachwissenschaft und Sprachlehre), in: *Linguistische Berichte* 5, 1970, S. 78 ff. [Grammatik]
- Chomsky, Noam*, *Aspekte der Syntax-Theorie*, Frankfurt 1969. [Aspekte]
- Coseriu, Eugenio*, Einführung in die strukturelle Linguistik. Vorlesung gehalten im Winter-Semester 1967/68 an der Universität Tübingen. Autorisierte Nachschrift von Gunter Narr und Rudolf Windisch. [Einführung]
- Der Große Duden* in 10 Bänden, hrsg. v. Wiss. Rat der Dudenredaktion G. Drosdowski, P. Grebe, R. Köster, W. Mentrup, W. Müller, Mannheim. [Der Große Duden]
- Duden-Grammatik der deutschen Gegenwartssprache*, bearbeitet von Paul Grebe u. a., Mannheim 1966. [Duden-Grammatik]
- Duden-Hauptschwierigkeiten der deutschen Sprache*, bearb. v. G. Drosdowski, P. Grebe und W. Müller u. a., Mannheim 1965. [Duden-Hauptschwierigkeiten]
- Duden-Rechtschreibung der deutschen Sprache und der Fremdwörter*, neu bearbeitet von der Dudenredaktion unter Leitung von Dr. phil. habil. Paul Grebe, im Einvernehmen mit dem Institut für deutsche Sprache, Mannheim 1967. [Duden-Rechtschreibung]
- Duden-Stilwörterbuch der deutschen Sprache*. Das Wort in seiner Verwendung. Neu bearb. von P. Grebe, i. Z. mit G. Streitberg und L. Reiners, Mannheim 1963. [Duden-Stilwörterbuch]
- Empfehlungen des Arbeitskreises für Rechtschreibregelung (= Duden-Beiträge 2)*, Mannheim 1959. [Empfehlungen]
- Ervin, Susan M./Miller, Wick R.*, Language Development, in: J. Fishman, *Readings in the Sociology of Language*, The Hague 1968, S. 68 ff. [Language Development]
- Folsom, M. L.*, „brauchen“ im System der Modalverben, in: *Muttersprache* 78, 1968, S. 321 ff. [„brauchen“]
- Glinz, Hans*, Der Sprachunterricht im engeren Sinne oder Sprachlehre und Sprachkunde, in: *Handbuch des Deutschunterrichts* Bd. 1, Emsderten 1963, S. 225 ff. [Sprachunterricht]

- Hansen, W.*, Die Entwicklung des kindlichen Weltbildes, München 1949. [Entwicklung]
- Hasselberg, Joachim*, Die Abhängigkeit des Schulerfolgs vom Einfluß des Dialekts. Pädagogische Prüfungsarbeit für das Lehramt an Höheren Schulen, Gießen 1968. [Abhängigkeit]
- Havránek, B.*, Zum Problem der Norm in der heutigen Sprachwissenschaft und Sprachkultur, in: Actes du Quatrième Congrès International de Linguistes (1936), Kopenhagen 1938, S. 151—156. [Problem]
- Henne, Helmut/Wiegand, Herbert Ernst*, Geometrische Modelle und das Problem der Bedeutung, in: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 26, 1969, S. 129 ff. [Geometrische Modelle]
- Henzen, W.*, Schriftsprache und Mundarten. Ein Überblick über ihr Verhältnis und ihre Zwischenstufen im Deutschen, 2. neubearb. Aufl. Bern 1954. [Mundarten]
- Jäger, S.*, Ist „brauchen“ mit „zu“ nicht sprachgerecht? In: Muttersprache 78, 1968, S. 330 ff. [„brauchen“]
- Jäger, S.*, Die Beurteilung des sprachlichen Könnens im Rahmen des Problems der Aufsatzbeurteilung, in: Linguistische Berichte 8, 1970, S. 64 ff. [Beurteilung]
- Jäger, S.*, Die Sprachnorm als Aufgabe von Sprachwissenschaft und Sprachpflege, in: Wirkendes Wort 18, 1968, Heft 6, S. 361 ff. [Sprachnorm]
- Jäger, S.*, Sprachplanung. Valter Taulis „Introduction to a Theory of Language Planning“, in: Muttersprache 79, 1969, Heft 2, S. 42 ff. [Sprachplanung]
- Jäger, S., Schätzle, P., Huber, J.*, Überlegungen zu einer wissenschaftlichen Begründung der Sprachpflege in der Schule. Sprachkompetenz und Sprachgebrauch bei Schülern als Folge schichtspezifischer Sozialisation und Kommunikation. Gesamt-Design (Stand 1. 10. 1970) (hektographiertes Paper), Mannheim 1970. [Überlegungen]
- Kemmler, L.*, Erfolg und Versagen in der Grundschule, Göttingen 1967. [Erfolg]
- Klappenbach, R. u. W. Steinitz*, Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache, Berlin 1963 ff. [Wörterbuch]
- Lurija, A. R. und F. Ja. Judowitsch*, Die Funktion der Sprache in der geistigen Entwicklung des Kindes (= Sprache und Lernen Bd. 2), Düsseldorf 1970. [Funktion]
- Menzel, W.*, Mundart und Schule, in: Handbuch des Deutschunterrichts Bd. 1, Emsdetten 1963, S. 45 ff. [Mundart]
- Moser, Hugo*, Groß- oder Kleinschreibung? (= Duden-Beiträge 1), Mannheim 1958.
- Niebold, Wulf*, Sprache und soziale Schicht. Darstellung und Kritik der Forschungsliteratur seit Bernstein, Berlin 1970. [Schicht]
- Oevermann, Ulrich*, Schichtenspezifische Formen des Sprachverhaltens und ihr Einfluß auf die kognitiven Prozesse, in: Begabung und Lernen, hrsg. von H. Roth, Stuttgart 1969, S. 297 ff. [Schichtenspezifische Formen]

- Pehlke, M.* Aufstieg und Fall der Germanistik — Von der Agonie einer bürgerlichen Wissenschaft, in: Ansichten einer künftigen Germanistik, hrsg. v. J. Kolbe, München 1969, S. 18—44. [Aufstieg und Fall]
- Piaget, J.*, Die Bildung des Zeitbegriffes beim Kinde, Zürich 1955. [Bildung des Zeitbegriffes]
- von Polenz, Peter*, Sprachnormung und Sprachentwicklung im neueren Deutsch, in: DU 16, 1964, Heft 4, S. 69 ff. [Sprachnormung]
- von Polenz, Peter*, Neuere deutsche Sprachgeschichte aus soziolinguistischer Perspektive. Kurzfassung mit Diskussionsprotokoll. Institut für deutsche Sprache, Linguistischer Orientierungskurs 9.—21. 3. 1970 (hektrographiert). [Sprachgeschichte]
- Rahn, Fritz*, Die geplante Reform — Betrachtungen und Vorschläge, in: Deutschunterricht 12, 1955, Heft 1, S. 61 ff. [Reform]
- Rupp, Heinz u. Louis Wiesmann*, Gesetz und Freiheit in unserer Sprache, Frauenfeld 1970. [Gesetz]
- Schirmunski, V. M.*, Deutsche Mundartkunde. Vergleichende Laut- und Formenlehre der deutschen Mundarten, Berlin 1962. [Deutsche Mundartkunde]
- Schoeck, H.*, Kleines soziologisches Wörterbuch, Freiburg 1969. [Soziologisches Wörterbuch]
- Sozialisation und kompensatorische Erziehung*. Ein soziologisches Seminar an der FU Berlin als hochschuldidaktisches Experiment, Berlin 1969. [Sozialisation]
- Stolt, Birgit*, „Lexikalische Lücken“ in kindlichem Sprachempfinden, in: Muttersprache 78, 1968, Heft 6, S. 161 ff. [Lexikalische Lücken]
- Ströbl, Alex*, Zum Verhältnis von Norm und Gebrauch bei der Zeichensetzung, in: Muttersprache 79, 1969, Heft 5/6, S. 129 ff. [Zeichensetzung]
- Tausch, A. M. und B. Fittkau*, Aufnahmeprüfung zum Gymnasium, in: Schule und Psychologie 15, 1968, H. 3, S. 65 ff. [Aufnahmeprüfung]
- Tschirch, Fritz*, Geschichte der deutschen Sprache. II. Entwicklung und Wandlungen der deutschen Sprachgestalt vom Hochmittelalter bis zur Gegenwart, Berlin 1969. [Sprache]
- Weisgerber, Leo*, Die Verantwortung für die Schrift. Sechzig Jahre Bemühungen um eine Rechtschreibreform (= Duden-Beiträge 18), Mannheim 1964. [Verantwortung]
- Wieczerkowski, W., Nagel, K. und J. Langer*, Die Rechtschreibleistung des Grundwortschatzes der deutschen Sprache. Untersuchung über die Rechtschreibleistung als Kriterium für die Leistungsbeurteilung in Volksschulen. Forschungsbericht aus dem Psych. Institut der Universität Hamburg, Hamburg 1968. [Rechtschreibleistung]
- Wunderlich, Dieter*, Unterrichten als Dialog, in: Sprache im technischen Zeitalter 32, 1969, S. 263 ff. [Unterrichten]
- Ferner wurde zu Rate gezogen der *Statistische Jahresbericht 1968 Mannheim*, 71. Jahrgang, hrsg. vom Amt für Stadtforschung, Statistik und Wahlen der Stadt Mannheim.

Zum Problem der rezeptiven Sprachbarrieren bei komplexen Strukturen

von Bernhard Engelen

Eigentlich hatte ich hier die ersten Ergebnisse einer empirischen Untersuchung vorlegen wollen, aber leider bin ich noch nicht dazu gekommen, die dazu erforderlichen Tests und Interviews bis in die letzten Einzelheiten auszuarbeiten, geschweige denn, sie durchzuführen, so daß ich in diesem Exposé nur meine Arbeitshypothesen vortragen kann. Mich interessieren hier — um es von vornherein zu sagen — nicht die Sprachbarrieren, die in der frühen Kindheit entstehen, und bei denen ohnehin noch nicht klar ist, ob man sie überhaupt abbauen kann oder ob nicht gerade ein großer Teil des frühen Spracherwerbs altersspezifisch ist und einfach nicht nachgeholt werden kann, sondern nur solche Sprachbarrieren, die in einer erheblich späteren Entwicklungsphase entstehen, und die in der Haupt- und in der Realschule und naturgemäß auch in den entsprechenden Klassen der Gymnasien abgebaut werden können bzw. deren Entstehen hier verhindert werden kann, und zwar im Rahmen des normalen Deutschunterrichts, also nicht etwa im Rahmen des Kursunterrichts. Denn weshalb soll man nicht das Augenmerk auf die Fälle richten, in denen wahrscheinlich am leichtesten Abhilfe zu schaffen ist? Im Bereich der vorschulischen Erziehung und erst recht im Bereich der Erziehung im Elternhaus ist hier ohnehin nicht allzuviel zu machen, es sei denn, es wäre möglich, sämtlichen Eltern eine dementsprechende Spezialausbildung zukommen zu lassen; und daß das jemandem gelänge, ist ganz und gar unwahrscheinlich. In der Hauptschule und in den beiden anderen Schultypen hingegen stehen uns in bezug auf den Abbau bestimmter Sprachbarrieren viele Möglichkeiten zur Verfügung.

Bei den folgenden Erörterungen gehe ich immer von der Voraussetzung aus, daß das Kind bzw. der junge Erwachsene die sprachlichen Grundstrukturen beherrscht. Der größte Teil der bis jetzt vorliegenden Untersuchungen zur Sprachbarriere hat sich vor allem mit den Sprachbarrieren beschäftigt, die in den ersten Lebensjahren entstehen bzw. stehenbleiben, und zwar von den ersten sprachlichen Äußerungen überhaupt an bis ungefähr zum zweiten oder dritten Schuljahr. Man wird mir hier nun zwar entgegenhalten, man sei bei diesen Untersuchungen sehr oft auch von erwachsenen Testpersonen ausgegangen, aber das widerlegt meine Behauptung nicht, denn die hier entdeckten Barrieren sind oft solche, die schon in den ersten Lebensjahren hätten überwunden sein müssen. Bei der intensiven Beschäftigung mit den aus den ersten Lebensjahren herrührenden Sprachbarrieren hat man nun — soweit ich weiß — meistens übersehen, daß eine sehr wichtige Komponente des Spracherwerbs erst erheblich später stattfinden kann: nämlich der Erwerb von komplexeren (und meistens auch ziemlich abstrakten) Satzstrukturen. Das Regelwerk, die Kompetenz, für solche Strukturen ist beim normal entwickelten Kind zwar schon am Ende des vierten oder fünften Lebensjahres vorhanden, aber das Vorhandensein eines Regelwerks allein genügt noch nicht, um mit derartigen Strukturen umgehen zu können. Es fehlt noch die Übung. Diese wird erst im Laufe der Pubertät gewonnen, oft sogar noch später, oft nie. In diesem Bereich des Spracherwerbs dürften nun bei einem sehr großen Teil der Bevölkerung Sprachbarrieren entstehen, die — im Gegensatz zu den meistens sehr auffälligen Sprachbarrieren aus den früheren Entwicklungsphasen — bei nicht allzu gründlicher Betrachtung praktisch gar nicht auffallen, nämlich die Beherrschung jener komplexeren Satzstrukturen, die in bestimmten Bereichen der geschriebenen Sprache und in der öffentlichen Rede zum Teil sehr häufig vorkommen. Vor allem geht es dabei etwa um folgende Sprach- und Stilsebenen:

technische Darstellungen und Anleitungen
Gebrauchsanweisungen
wissenschaftliche Darstellungen
Sprache der seriösen Tagespresse
Sprache der politischen Rede und der Diskussion
Sprache des amtlichen Bereichs

Das gemeinsame Charakteristikum aller dieser Sprachebenen ist die Komplexität. Sie entsteht

1. durch multiple Unterordnungen von Gliedsätzen, gemeinhin abschätzig „Schachtelung“ genannt,
2. durch komplexe Attribute

Beispiel:

Die schon vor einigen Jahren von den Regierungen der Bundesrepublik und Frankreichs zur Vereinfachung des Grenzverkehrs getroffenen Vereinbarungen ...

3. durch verwickelte Nominalkomplexe, z. B. in dem Satz:

Im Rahmen der Auseinandersetzung zwischen der CDU und der SPD über die Informationsfreiheit beschuldigte die CDU-Landesleitung gestern die SPD in einer in München veröffentlichten Erklärung des versuchten Meinungsterrors im gesamten Bundesgebiet (weitere Beispiele auf Seite 240 und 243).

(Diese Aufzählung von Merkmalen dient nur der Veranschaulichung und erhebt nicht den Anspruch auf linguistische Relevanz.)

Niemand, der sich etwa in der Volksschule oder in Arbeiterkreisen auch nur einigermaßen auskennt, wird bestreiten, daß solche sprachlichen Strukturen für einen relativ großen Teil der Bevölkerung ein adäquates Verständnis derartiger Texte sehr erschweren, wenn nicht gar unmöglich machen.

Ich spreche hier ganz bewußt vom Verständnis derartiger Texte und nicht von derartigen Texten allgemein. Bei den bisherigen Untersuchungen zur Sprachbarriere hat man nämlich meistens versäumt, zwischen der Produktion von Sprache und der Rezeption von Sprache zu unterscheiden. Das ist für die Untersuchungen zur frühen Sprachentwicklung ziemlich ohne Belang, denn hier muß gefordert werden, daß die hier zu erwerbenden Sprachebenen sowohl rezeptiv wie produktiv beherrscht werden. Aber je komplexer die linguistischen Strukturen der nach und nach zu erwerbenden Sprachebenen werden, desto weniger ist es sinnvoll, eine sowohl produktive wie rezeptive Beherrschung dieser Ebenen zu fordern. Oder sollte man erwarten, daß jedermann in der Lage ist, eine detaillierte technische Beschreibung zu liefern oder einen Zeitungsbericht im Stil der Frankfurter Allgemeinen Zeitung zu schreiben oder aber eine Novelle zu irgend-

einem Paragraphen des Steuergesetzes zu formulieren? Aber man sollte doch wohl erwarten dürfen, daß jedermann in der Lage ist, derartige Texte zumindest einigermaßen adäquat zu erfassen, zu verstehen, denn niemand wird ernsthaft bezweifeln, daß die Beherrschung dieser Sprachebenen, zumindest ihre rezeptive Beherrschung, von sehr großer Bedeutung für jeden einzelnen ist. Wer derartige Strukturen nicht zumindest rezeptiv einigermaßen beherrscht, hat sowohl in seinem beruflichen Bereich wie auch in anderen Bereichen, etwa als „Staatsbürger“ erhebliche Nachteile. Er wird z. B. nicht ohne weiteres in der Lage sein, ein Lohnsteuerjahresausgleichsformular ohne fremde Hilfe auszufüllen oder eine etwas kompliziertere Gebrauchsanweisung zu verstehen.

Überspitzt könnte man das Problem etwa wie folgt formulieren: In der BRD lesen angeblich etwa zehn Millionen Bürger die Bildzeitung. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die meisten von ihnen, sogar die allermeisten, zu keiner weiteren Zeitung greifen. Sollte hier wirklich nur Desinteresse an den Nachrichten aus der normalen Tagespresse vorliegen, oder könnte es nicht vielleicht so sein, daß die guten Tageszeitungen schon von der Sprache her so hohe Anforderungen stellen, daß viele von diesen zehn Millionen Lesern überhaupt nicht in der Lage sind, ihre Artikel einigermaßen flüssig zu lesen?

Man wird mir nun zwar einwenden, der hohe Bildzeitungskonsum und der geringe Konsum an seriöseren Tageszeitungen habe vor allen Dingen andere Gründe. Aber ich bin der Ansicht, daß man die sprachliche Komponente hier nicht mit leichter Hand vernachlässigen sollte. Ich möchte zumindest überprüfen, in welchem Ausmaß sie wirklich eine Rolle spielt.

Nach neueren Untersuchungen hat die Bildzeitung sprachlich ungefähr dasselbe Niveau wie ein Lesebuch für das zweite oder dritte Schuljahr/Grundschule. Allerdings sind derartige Behauptungen meistens mit großer Vorsicht aufzunehmen, denn die Methode zur Feststellung des Schwierigkeitsgrades ist meistens ziemlich unkritisch. Es genügt eben einfach nicht, die Zahl der Nebensätze zu zählen oder die mittlere Satzlänge festzustellen. Ich kann einen relativ kurzen Satz, sagen wir einmal von zwanzig Wörtern, produzieren, und zwar ohne Nebensätze, der in seiner Struktur äußerst verwickelt ist. Ich erinnere an das Beispiel für Nominalisierungen, das ich eben gebracht habe. Man kann das Problem auch mit folgenden Überlegungen verdeutlichen: Wie kommt es, daß etwa der Wahlkampf fast ausschließlich auf emo-

tionaler Ebene ausgetragen wird, daß Argumente hier eigentlich relativ wenig gelten? Wie kommt es, daß die Wahlversammlungen, vor allem die, die nicht von den Parteigrößen abgehalten werden, sondern von kleineren Funktionären, so wenig besucht werden, und daß hier kaum jemals eine ernsthafte Diskussion zustande kommt? Vielleicht liegt es ganz einfach daran, daß die hier verwendete Sprache für die meisten unserer Mitbürger einfach unverständlich ist, daß bei ihnen hier schon eine rezeptive Sprachbarriere vorliegt und nicht nur eine produktive.

Der von mir angesprochene Bereich obliegt im Gegensatz zu den in den ersten Lebensjahren aufgebauten Sprachbarrieren ganz der Schule. Hier kann sie nicht nur auch eingreifen, sondern hier kann im Normalfall nur sie allein eingreifen.

Die Schule, vor allem die Volksschule, hat nun gerade in diesem Bereich ziemlich versagt. Sie hat diese Sprachschicht, deren Beherrschung so dringend erforderlich ist, nicht nur nicht gelehrt, nicht rezeptiv, geschweige denn produktiv, sondern sie hat sie sogar verketzert, und zwar auf Anleitung der traditionellen Sprachpflege hin, die ja bekanntlich immer in so hohen Sphären geschwebt hat, daß sie Gebrauchsstile und dergleichen gar nicht erst ernsthaft zur Kenntnis genommen hat. Die Schule hat sich hier fast immer nur um den Bereich gekümmert, den sie für „ästhetisch wertvoll“ hielt, aber nicht um Gebrauchsstile, wie schon aus dem Primat der Dichtung im Deutschunterricht der Schule zu ersehen ist. Im Zusammenhang mit der Forderung nach der Entfaltung der Phantasie des Schülers hat man ganz vergessen, daß es im Leben nicht immer unbedingt darauf ankommt, etwas spannend oder anschaulich erzählen zu können, sondern bisweilen auch darauf, etwas präzise zu beschreiben; daß es nicht nur darauf ankommt, ein richtiges Verhältnis zu einem Gedicht oder zu einem anderen Sprachkunstwerk zu haben, sondern hin und wieder auch darauf, eine Gebrauchsanweisung oder eine amtliche Bekanntmachung lesen zu können. Überspitzt könnte man sagen, das Ziel des Sprachunterrichts sei immer die Sprache der Dichter gewesen, und die Dichtung ist doch nur eine Sprachebene von vielen, und sogar eine etwas abseits liegende. Andere Sprachebenen sind in der Schule bisher praktisch immer nur am Rande aufgetaucht, sowohl in der Praxis wie zum Teil auch in den Didaktikhandbüchern.

Welchen Beitrag kann nun die Schule zum Abbau der hier angesprochenen Sprachbarriere leisten, zumindest zu ihrem Abbau in bezug

auf die Rezeption? Welche Mittel können wir den Lehrern an die Hand geben, um diese Aufgabe zu erfüllen?

Ich möchte hier versuchen, ganz grob einige Vorschläge zur Behandlung des sigmatischen bzw. semantischen, des syntaktischen und des pragmatischen Aspekts der Sprache in der Schule zu machen. Dabei lege ich den Akzent auf den syntaktischen Aspekt. Die beiden anderen Aspekte füge ich nur vollständigkeitshalber hinzu, obwohl sie in bezug auf die hier angesprochenen Sprachbarrieren eigentlich nicht wichtig sind.

1. Zum syntaktischen Aspekt:

Der Grammatikunterricht muß reformiert und verstärkt werden. Der bisherige Grammatikunterricht war nicht auf eine Verbesserung der Sprachrezeption bzw. der Sprachproduktion hin ausgerichtet, sondern eher auf Einblicke in die Sprachstruktur. In welche Strukturen hierbei ein Einblick gegeben wurde, hing einerseits davon ab, was der Lehrer — bzw. der Lehrbuchautor — gerade zufällig wußten bzw. zu wissen glaubten, andererseits von dem mutmaßlichen Schwierigkeitsgrad der betreffenden Struktur. Als Beispiel sei das Tempussystem im Deutschen genannt, das bekanntlich höchst verwickelt ist, aber bei oberflächlicher Betrachtung sehr simpel aussieht und infolgedessen immer für den Grammatikunterricht für geeignet gehalten wurde. Der Erfolg war meistens der, daß die Schüler im Gebrauch der Tempora unsicher wurden, was sie vorher nicht waren. Das gilt vor allem für das Perfekt und für die beiden Futura, deren Behandlung in den Sprachbüchern linguistisch zum Teil völlig ungenügend ist. Der Erfolg derartiger Grammatikstunden war also oft nicht nur gleich null, sondern direkt negativ. Zur Sprachbeherrschung trug er auf alle Fälle nichts bei.

Auch der inhaltbezogene Überbau der Sprachkunde, der an den Schulen gepflegt wird, ist für den Abbau der genannten Sprachbarriere (und der Sprachbarrieren überhaupt) eigentlich ohne jede Funktion. Diese Art der Sprachbetrachtung vermittelt im Bereich des syntaktischen Aspekts nicht Sprachfertigkeit, sondern setzt sie bereits voraus. Beim pragmatischen und dem semantischen Aspekt jedoch kann die inhaltbezogene Betrachtungsweise in der Schule von großem Nutzen sein.

Der Grammatikunterricht sollte meiner Meinung nach wieder so eingerichtet werden, daß er in erster Linie die Sprachbeherrschung för-

dert. Was mir hier für das von mir angedeutete Problem sehr brauchbar erscheint, ist eine Grammatik, die stark mit Transformationen arbeitet. Ich sage ganz bewußt: eine Grammatik, die stark mit Transformationen arbeitet, und nicht: eine Transformationsgrammatik. Die Darstellungsweisen der Transformationsgrammatik Chomskyscher Prägung, vor allem die Ableitungsstemmata für die „kernels“, sind für den Grammatikunterricht in der Schule ziemlich ungeeignet und ineffektiv. Besser, wesentlich besser sogar, scheint mir hier so etwas wie Verschiebe- und Austauschproben (Glinz) zu sein. Transformationen sind in der Schule eigentlich erst jenseits des „kernel“ — mit anderen Worten: jenseits der Grundformen — sinnvoll, also dort, wo sie zu komplexeren Strukturen führen. Ich würde sie zum Teil ganz serienmäßig üben lassen, z. B.:

Fünfzehn japanische Studenten entführten gestern ein japanisches Flugzeug nach Korea → die gestrige Entführung eines japanischen Flugzeuges nach Korea durch fünfzehn japanische Studenten

Derartige Transformationen sollte man in beiden Richtungen vornehmen lassen, d. h.: es müssen auch Sätze analysiert werden. Anlässe für solche Übungen finden sich im Unterricht immer wieder. Es kommt fast jeden Tag vor, daß die Schüler oder einige Schüler einen Satz syntaktisch nicht durchschauen, und man kann dann ohne weiteres neben den zum Verständnis dieses Satzes notwendigen Schritten ein paar gleichgelagerte Transformationen durchführen lassen. Derartige Situationen lassen sich natürlich auch sehr leicht provozieren, etwa durch das Vorlegen eines syntaktisch schwierigen Textes.

Es ist ratsam, des öfteren auf derartige Transformationsmöglichkeiten hinzuweisen und kleine und kleinste Übungen hierzu einzuschalten, bevor man ganze Grammatikstunden hierzu ansetzt. Gerade bei solchen Stunden ist die Lernmotivation von größter Wichtigkeit, ist es sehr wichtig, daß der Schüler möglichst früh erkennt, daß derartige Übungen durchaus sinnvoll sind und nicht nur deshalb durchgeführt werden, weil sie auf dem Lehrplan stehen.

2. Zum sigmatischen bzw. semantischen Aspekt:

Hierzu nur einige kurze Bemerkungen. Im Aufsatzunterricht soll der Hauptakzent nicht mehr so sehr auf dem Erzählen liegen, also auf dem phantasiereichen Ausmalen, sondern erheblich stärker als bisher auf den sachlichen Darstellungen. Dieses sachliche Darstellen muß

ganz systematisch geübt werden, wobei der Hauptakzent auf der präzisen Erfassung des Darzustellenden liegen soll. In diesen Bereich gehört auch eine intensive Ausweitung der Wortfeldarbeit.

3. Zum pragmatischen Aspekt:

Auch dieser Aspekt sollte in der Schule unbedingt mit einbezogen werden. Ich denke hier vor allen Dingen an eine Analyse der Sprache der Werbung und der Propaganda. Hier kann schon mit ganz wenigen Stunden im Schüler eine gewisse ‚Habtachthaltung‘ erzeugt werden, die in diesem Bereich heute dringendst notwendig ist. Leider wird gerade dieser Aspekt der Sprachbetrachtung heute in den Schulen vollkommen vernachlässigt, wie ich etwa bei einer Befragung von ungefähr hundert PH-Studenten in Heidelberg feststellen konnte.

Die hier vorgenommene Trennung von semantischem, syntaktischem und pragmatischem Aspekt ist natürlich relativ künstlich. In der Praxis werden alle drei Komponenten mehr oder weniger stark nebeneinander und miteinander behandelt werden müssen.

Die Bedeutung der Überwindung der von mir hier angedeuteten Sprachbarriere für die Entfaltung der kognitiven Fähigkeiten ist wohl kaum zu überschätzen. Von einem bestimmten Schwierigkeitsgrad ab gibt es eben Erkenntnisse, die nur mittels Sprache gewonnen oder vermittelt werden können, und zwar — je nach Schwierigkeitsgrad — mittels einer oft sehr komplexen Sprache. Und die Barrieren, die sich hier für viele auf tun, sollte man unter allen Umständen abzubauen versuchen, zumindest die rezeptiven. In diesem Bereich wäre eine Zusammenarbeit von Linguisten und Sprachdidaktikern von sehr großem Nutzen. Die Arbeit der Sprachdidaktiker ist meistens dadurch sehr behindert, daß sie nur sehr schlecht in der neueren Linguistik orientiert sind. Die Linguisten andererseits glauben oft leichtfertig — und meistens leider zu Unrecht —, sie verfügten über hinreichende Kenntnisse in der modernen Didaktik. Vielleicht sollte man erwägen, ob man nicht hier vom Institut aus die didaktischen mit den linguistischen Bemühungen zu koordinieren versuchen sollte.

Nachtrag im September 1970:

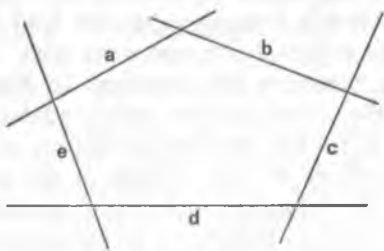
Ich habe bei diesem Manuskript bewußt die Form eines Kurzvortrages beibehalten. Deshalb verzichte ich auch auf ausführliche Anmerkungen und verweise stattdessen nur auf die sehr ausführliche Bibliographie in

Ulrich Övermann: Schichtenspezifische Formen des Sprachverhaltens und ihr Einfluß auf die kognitiven Prozesse, in: Begabung und Lernen. Ergebnisse und Folgerungen neuerer Forschungen, hrsg. von Heinrich Roth, Stuttgart 1969 (= Gutachten und Studien der Bildungskommission, Bd. 4)

und auf die Ausführungen Siegfried Jägers in dem vorliegenden Band.

Im Sommersemester dieses Jahres hat sich an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg eine Arbeitsgemeinschaft konstituiert, die sich Untersuchungen vor allem zu den in meinem Vortrag aufgezeigten Sprachbarrieren zum Ziel gesetzt hat. Es kommt dieser Gruppe weniger auf die Aufdeckung der (meistens doch nicht ohne weiteres behebbaren) Ursachen für die Sprachbarrieren an als vielmehr auf die Entwicklung von Verfahren zur Beseitigung oder zumindest zur Abschwächung dieser Mängel. Für das Wintersemester 1970/71 sind mehrere Versuche bzw. Versuchsreihen geplant, von denen ich einige hier kurz skizzieren möchte:

1. Ein Versuch zum Nachweis der genannten Sprachbarrieren: Den Kindern werden Blätter mit jeweils der gleichen Zeichnung, aber jeweils einer anderen Arbeitsanweisung vorgelegt, wobei der Grad der sprachlichen Schwierigkeit immer größer wird.



Arbeitsanweisungen:

1. Zeichne einen kleinen Kreis um den Schnittpunkt der Geraden a mit der Geraden b!
2. Verbinde den Punkt, der dadurch entsteht, daß die Gerade a die Gerade e schneidet, mit der oberen rechten Ecke des Blattes!
3. Verbinde den Punkt, der von den Geraden d und c gebildet wird, mit dem von den Geraden a und e gebildeten Schnittpunkt!

4. Verbinde den durch die Kreuzung der Geraden a mit der Geraden b entstandenen Schnittpunkt mit dem von den Geraden c und d gebildeten Punkt!
5. Schlage um den von den Geraden c und d gebildeten Punkt einen Kreis mit dem Radius von der Länge der von den Geraden b und e begrenzten Strecke der Geraden a!

2. Mit den Schülern des 7.—9. Schuljahrs wird jeden Morgen etwa 20—30 Minuten lang ein Stück aus einer seriösen Tageszeitung gelesen (Still-Lektüre) und besprochen. Die bei der Lektüre aufgetauchten Schwierigkeiten sollen nach Möglichkeit ohne grammatische Erklärungen behoben werden. Problemstellung: Kann die rezeptive Beherrschung dieser Sprach- und Stilebene durch systematischen Umgang mit entsprechenden Texten (d. h. durch Übung) merklich verbessert werden?

3. Es wird — wie bei Versuch 2 — zu Anfang des Versuches festgestellt, wie weit die zur Debatte stehende Sprachschicht rezeptiv beherrscht wird. Dann werden jeden Tag oder jeden zweiten Tag zehn bis fünfzehn Minuten lang Transformationsübungen (vgl. die Beispiele) durchgeführt, vor allem in schriftlicher Form. Dabei werden die Anforderungen nach und nach gestaffelt, und zwar sowohl in bezug auf die Art der verlangten Übungen wie in bezug auf ihre Aufeinanderfolge. Wie intensiv die einzelnen Transformationen geübt werden, hängt jeweils von den Ergebnissen des Vortages (oder der Vortage) ab. Nach vier und nach acht Wochen soll dann getestet werden, ob sich die rezeptive Beherrschung der angesprochenen Sprachschichten merklich gebessert hat.

4. Eine Kombination zwischen Versuch 2 und 3. Es wird systematisch gelesen und anhand der gelesenen Texte werden systematisch grammatische Übungen durchgeführt.

5. In einer Grundschulklasse (2. oder 3. Schuljahr) einer Schule mit einem sozial sehr benachteiligten Einzugsgebiet soll ein Jahr lang durch das Arbeiten mit Kinder- und Jugendbüchern versucht werden, die Kinder zu einer möglichst intensiven Freizeitlektüre zu bringen. Dabei soll festgestellt werden, ob es möglich ist, durch intensive Lektüre (und nur durch Lektüre) die sprachlichen Fähigkeiten dieser Kinder nennenswert zu verbessern. Besondere Aufmerksamkeit er-

fordert bei diesem Versuch die Auswahl der angebotenen Bücher, da er sonst schon im Anfangsstadium fehlschlägt.

Die Versuche 2, 3 und 5 zeigen interessante Parallelen im Bereich des Erst- und vor allem des Zweitspracherwerbs. Der 2. und der 5. Versuch erinnern stark an die direkte Methode, die ja bekanntlich — unter Berufung auf den Verlauf des Erstspracherwerbs — versucht, eine Sprache nur durch Umgang mit der Sprache unter völligem Verzicht auf eine (bewußte) Explizierung der sprachlichen Strukturen zu lehren. Im Gegensatz dazu erinnert der 3. Versuch an die cognitive code learning theory, die von der Annahme ausgeht, daß es beim Spracherwerb vor allem auf einen Einblick in die sprachlichen Strukturen ankommt und daß dieser Einblick den Erwerb der konkreten einzelsprachlichen Erscheinungen ganz erheblich erleichtert.

Bei allen Versuchen — außer bei dem ersten — sollen die Ergebnisse vorläufig nur auf mehr oder weniger intuitive Weise erfaßt werden. Erst wenn sich erwiesen hat, wo die Schwächen (und die Stärken) der einzelnen Verfahrensweisen liegen, sollen die Methoden, die sich als nützlich erwiesen haben, in nach Möglichkeit verbesserter Form bei größeren Versuchsgruppen durchgeführt und ihre Effizienz genauer getestet werden.

Lernschwierigkeiten mit sprachlichen Ursachen

von Ludwik Zabrocki

Sprache als Kommunikationsmittel

Die Sprache übt mehrere Funktionen aus. Als primäre Funktion müssen wir die kommunikative Funktion der Sprache ansehen. Alle anderen Funktionen sind im Verhältnis zu dieser Funktion nur sekundäre Funktionen. Damit soll aber nicht die Wichtigkeit der sekundären Funktionen bestritten werden. So mag z. B. Sprache als spezifische, manchmal nicht wiederholbare Widerspiegelung der objektiven Wirklichkeit (d. h. als muttersprachliche Wortung der Umwelt, um es mit den Worten von Weisgerber auszudrücken) ihren Sonderwert haben. Das alles gehört jedoch nicht zu den konstitutiven Eigenschaften der Sprache als Kommunikationsmittel. Ob die eigenartige Kodierung des Informationsgehaltes der semantischen wie der grammatikalischen Werte auf der Signalebene uns auch Informationen über den spezifischen Charakter der Träger der entsprechenden Sprache liefert, wie das einige Linguisten postulieren, mag dahingestellt bleiben. Für unsere Zwecke mag nur eins wichtig sein, und zwar das, daß die Kodierung dieser Informationen verschieden sein kann. Diese Verschiedenheit bildet die Ursache für das Entstehen von verschiedenen Sprachen sowie Abarten von Sprachen (Raummundarten, Sozialdialekte usw.).

Wie wir bereits erwähnt haben, gibt es Sprachen und Träger dieser Sprachen. Träger einer Sprache sind Menschen. Träger einer und derselben Sprache bilden eine Sprachgemeinschaft. Jede Sprachgemeinschaft ist im allgemeinen zugleich eine kommunikative Gemeinschaft, ausgenommen sogenannte tote Sprachgemeinschaften, das heißt solche Sprachgemeinschaften, welche als Trägerbasis zwei völlig isolierte kommunikative Gemeinschaften haben. Eine kommunikative

Gemeinschaft braucht nicht einer Sprachgemeinschaft zu gleichen. Eine kommunikative Gemeinschaft kann sich verschiedener sprachlicher kommunikativer Mittel bedienen. Der Staat Nigeria bildet gewiß eine staatliche kommunikative Gemeinschaft, aber keine Sprachgemeinschaft. Es existieren hier mehrere Sprachgemeinschaften. Diese kommunikative Gemeinschaft bedient sich somit nicht eines einheitlichen sprachlichen Kommunikationsmittels, sondern ist in dieser Hinsicht desintegriert. Der Natur nach muß aber auch diese kommunikative Gemeinschaft nach einem einheitlichen sprachlichen Kommunikationsmittel streben. Es wird wohl das Englische sein.

Die kommunikative Gemeinschaft kann nicht aufgrund von irgendwelchen immanenten kommunikativen Ursachen zustande kommen. Die Grundbasis für die Ausbildung von kommunikativen Gemeinschaften bilden u. a. politische, ökonomische, ideologische, religiöse und kulturelle Kräfte, um nur einige als Beispiel zu nennen.

Die kommunikativen Gemeinschaften sind somit heterogene Gebilde, aufgebaut auf einer außersprachlichen Ebene. Die Sprache selbst als kommunikatives Mittel basiert wieder auf kommunikativen Gemeinschaften. Sie ist somit auch ein heterogenes Gebilde. Jede kommunikative Gemeinschaft strebt, wie wir das schon betont haben, naturgemäß nach einheitlichen sprachlichen Kommunikationsmitteln. Falls sich zwei oder mehrere kommunikative Gemeinschaften zu einer kommunikativen Gemeinschaft zusammenschließen, muß es unbedingt früher oder später zur Vereinheitlichung des sprachlichen Kommunikationsmittels kommen. Die Sprachgemeinschaften können dem nicht widerstehen. Die kommunikative Gemeinschaft reagiert dagegen ohne Widerstand auf die sie determinierende Basis. Die Sprachgemeinschaft strebt in dieser Hinsicht nach Verabsolutierung. Sie strebt nach einem unabhängigen Status. Sie kann sich sogar mit Erfolg den integrierenden Kräften, die sich auf der Ebene der kommunikativen Gemeinschaften bilden, Widerstand leisten. Sie kann den Integrierungsprozeß auf der kommunikativen Ebene sprengen, sie kann ihn verlangsamen, sie kann ihn endlich sogar verhindern. Das beruht darauf, daß die Sprache auch noch Träger anderer Funktionen ist (z. B. der nationalen Widererkennung der Träger eines einheitlichen Kommunikationsmittels, das heißt einer Sprachgemeinschaft).

Es gibt Linguisten, die die Sprachgemeinschaft als eine Grundbasis betrachten. In Wirklichkeit ist sie im Verhältnis zur kommunikativen

Gemeinschaft ein völlig heterogenes Gebilde. Die die Sprachgemeinschaft erzeugenden Kräfte gehören der kommunikativen Ebene an. Diese werden der Reihe nach von der Basis der außersprachlichen und außerkommunikativen Kräfte determiniert. Die Sprachgemeinschaft kann aber, wie wir das schon betont haben, rückwirkend eine Basis für die beiden anderen Ebenen bilden.

Die Ebene der Sprachgemeinschaft bezeichnen wir als die A-Ebene, die der kommunikativen Gemeinschaften als die B- und die der außerkommunikativen Kräfte als die C-Ebene.

Sprache als kommunikative Gemeinschaft

Wie wir schon betont haben, kann eine kommunikative Gemeinschaft in ihrem Bereich mit der Sprachgemeinschaft übereinstimmen. Das braucht aber nicht der Fall zu sein. Auf jeden Fall bildete jede Sprachgemeinschaft einst eine enge kommunikative Gemeinschaft.

Innerhalb von großen übergeordneten kommunikativen Gemeinschaften haben wir es in der modernen Gesellschaft mit vielen kleineren kommunikativen Gemeinschaften zu tun. Jeder Mensch gehört heute einer Vielzahl von kommunikativen Gemeinschaften an. Diese kleineren kommunikativen Gemeinschaften können Produkte historischer Bedingungen sein. Sie können aber auch als Ergebnisse von desintegrierenden Prozessen der Gegenwart gelten.

Die moderne Gesellschaft unterliegt einer allgemeinen Integration. Daneben wirken aber als Nebenprozesse Desintegrationen, denn die moderne Gesellschaft ist eine hochspezialisierte Gesellschaft. Diese Desintegration wird dabei heute in einer staatlichen kommunikativen Gemeinschaft durchgeführt, die im Bereich der Sprache ältere sprachliche Desintegrationen noch nicht überwunden hat (Mundarten, Standessprache usw.). Die modernen kommunikativen Gemeinschaften, die sich im Rahmen einer größeren kommunikativen Gemeinschaft bilden und bilden werden, werden sich auf der sprachlichen Ebene nur im Bereich der offenen Strukturen der Sprache unterscheiden, nicht aber im Bereich der geschlossenen, zu denen wir die phonetisch-phonologischen, die morphologischen sowie die grundsyntaktischen Strukturen zählen. Es wird sich hier grundsätzlich nur um Unterschiede innerhalb des Wortschatzes sowie der Syntagmen handeln.

Sprachliche Desintegration in der modernen Gesellschaft

Der gegenwärtige Zustand der kommunikativen staatlichen Gemeinschaften ist aber viel komplizierter. Wir haben es mit Relikten von kommunikativen Gemeinschaften zu tun, die auf dem Wege waren, völlig eigene sprachliche Kommunikationsmittel im Bereich aller Strukturen auszubilden. Es handelt sich vorwiegend um Volksmundarten sowie Stadtmundarten. Den gegenwärtigen Zustand des Verhältnisses zwischen kommunikativen Gemeinschaften und Sprachgemeinschaften können wir im deutschen Sprachgebiet folgenderweise darstellen:

1. Verschiedene kommunikative Gemeinschaften besitzen im Bereich der geschlossenen Strukturen gemeinsame sprachliche Mittel, aber im Bereich des Wortschatzes sowie der Syntagmen teilweise gemeinsame sprachliche Mittel, teilweise verschiedene. Als Beispiel möge u. a. die kommunikative Gemeinschaft von Ärzten sowie verschiedene kommunikative Gemeinschaften von Technikern, Wissenschaftlern usw. dienen. Sie gehören zu den Gruppen, die sich der Hochsprache auch im Alltagsleben bedienen.

2. Es gibt Gruppen, die sich im Alltagsleben einer Sprache mit dialektalen Abweichungen auch im Bereich der geschlossenen Strukturen bedienen (Landbevölkerung, verschiedene Arbeitergruppen usw.). Die Abweichungen können graduell verschieden sein. Sie können so groß sein, daß sie eine normale Verständigung mit Angehörigen der kommunikativen Gruppen, die sich der Hochsprache bedienen, fast unmöglich machen (z. B. viele deutsche Mundarten, in Polen das Kaschubische).

Das allgemeine Bildungsniveau der kommunikativen Gemeinschaften, welche sich der Mundarten sowie der mundartlich geführten Alltagssprachen bedienen, ist grundsätzlich bescheidener als das der Bevölkerungsgruppen, die sich der Hochsprache auch im Alltagsleben bedienen. Das hat auch seinen sprachlichen Ausdruck im Bereich der offenen Strukturen der Sprache. Die Begriffswelt ist in der Hochsprache viel reicher ausgestaltet, die Sprache der Bevölkerungsschichten, die sich der Landmundarten sowie der Stadtmundarten bedienen, dagegen viel ärmer. Um ein höheres Niveau zu erreichen, sind die sozial niedriger stehenden Bevölkerungsschichten gezwungen, sich die Hochsprache anzueignen, denn in der Hochsprache sind die sprachlichen Bezeichnungen der Begriffe, die das höhere Bildungs-

niveau determinieren, gespeichert. Die Notwendigkeit eines solchen höheren Niveaus der Arbeiter sowie der Bauern ist heute in Europa wie auch anderswo allgemein bekannt. Wir haben es in dieser Hinsicht in manchen Staaten mit einer Art Explosion zu tun. Das Problem der Sprachschwierigkeiten sowie der Sprachbarrieren beim Lernen wurde damit in hohem Maße akut. Die Sprachschwierigkeiten betreffen sowohl Kinder als auch Erwachsene. Wie bekannt, wollen auch Erwachsene in manchen Staaten Europas massenweise ein höheres Bildungsniveau erwerben. Überall gilt es, Sprachbarrieren zu überwinden.

A. Sprachbarrieren bei Kindern in Grundschulen

Kinder, welche die Hochsprache, zum Beispiel das Hochdeutsche oder das Hochpolnische, im Bereich aller seiner Strukturen gemäß ihrem Alter beherrschen, haben, wie auch die Praxis immer wieder zeigt, im allgemeinen geringere Lernschwierigkeiten als Kinder, die von Haus aus nicht die Hochsprache sprechen. Sie erweitern grundsätzlich nur ihren Sprachspeicher im Bereich des Wortschatzes sowie der Syntagmen. Es werden ihnen dabei die spezifischen Strukturen der geschriebenen Sprache beigebracht, und zwar im Lehrfach Muttersprache.

Das gesamte Lernen in der Schule als organisiertes Lernen sowie im Alltagsleben als nicht organisiertes Lernen zerfällt in zwei grundsätzlich verschiedene Gebiete: 1. die außersprachlichen Lehrfächer, 2. die Sprache selbst. Es besteht ein grundsätzlicher Unterschied in der Methodik des Spracherlernens sowie der Erlernung aller anderen Fächer. Bei der Erlernung der Sprache wird sozusagen die Trägerwelle der Nachrichten selbst angeeignet, bei anderen Lehrfächern dagegen nur die von der Sprache getragene Nachricht. Eine andere Methodik wird somit beim Erlernen der Sprache angewandt, eine andere bei Erlernen anderer Fächer. Die Kinder von Eltern, welche sich zu Hause der Hochsprache bedienen, brauchen die Trägerwelle, das heißt die Sprache selbst, in der sie in der Schule Nachrichten erhalten, in weitem Umfange nicht zu erlernen. Von diesem Standpunkt aus müssen wir die Lernschwierigkeiten, die die Sprache selbst bringt, bei dieser Kindergruppe untersuchen. Wie wir oben schon betont haben, erweitern die Kinder, welche die Hochsprache von Haus aus mitgebracht haben, die Sprechsprache grundsätzlich nur im Bereich

des Wortschatzes und der Syntagmen. Das phonetisch-phonologische, das morphologische sowie teilweise das syntaktische System ist in hohem Maße bereits aufgebaut. Beim weiteren Ausbau hilft wieder das Elternhaus. Wir haben es hier also mit einer parallelen Aktion zu tun. Nur bei dem Aufbau des Spezifischen der geschriebenen Sprache ist die Schule auf sich selbst gestellt. Wir müssen somit feststellen, daß diese Kindergruppe es gewiß mit Sprachbarrieren zu tun hat. Diese Sprachbarrieren sind jedoch ziemlich leicht überwindbar. Sie sind verhältnismäßig schwach. Aufgrund der erörterten Ursachen müssen wir annehmen, daß die Kinder, die dieser Gruppe angehören (von uns als Gruppe A bezeichnet), im allgemeinen Lernprozeß nicht auf größere Sprachschwierigkeiten stoßen. Das hat die Praxis auch bewiesen. Das betrifft sowohl das Lehrfach Muttersprache wie andere Fächer.

Ganz anderen Zuständen begegnen wir bei Kindern, die sich zu Hause der Mundart oder der mundartlich gefärbten Stadtsprache bedienen. Diese Kindergruppe ist gezwungen, sich sowohl die Nachrichten als auch die sprachliche Trägerwelle der Nachrichten anzueignen. Diese Kinder müssen nicht nur den Wortschatz und die Syntagmen erweitern, sondern sich auch die geschlossenen Strukturen der Hochsprache aneignen. Die Ähnlichkeit der in Betracht kommenden Systeme der entsprechenden Mundart gegenüber der Hochsprache im Bereich der phonetisch-phonologischen Strukturen können in vielen Fällen den Aneignungsprozeß eher erschweren als erleichtern. So wurde zum Beispiel des öfteren festgestellt, daß die deutsche Aussprache der polnischen Schüler in deutschen Gymnasien in der Zeit vor dem ersten Weltkrieg korrekter war als die Aussprache der deutschen Kinder, die sich zu Hause einer deutschen Mundart bedienen. Ein Phänomen, aber dennoch Tatsache! Bei Kindern der oben genannten Gruppe hatten wir es bei der Erlernung der geschlossenen Strukturen nicht mit einer parallelen Aktion des Elternhauses zu tun. Das Elternhaus wirkte in diesem Falle negativ!

Die Kinder der besprochenen Gruppe, die wir als die B-Gruppe bezeichnen wollen, haben auch größere Schwierigkeiten in der Erwerbung des Wortschatzes und der Syntagmen. Dasselbe gilt von den syntaktischen Strukturen insbesondere der geschriebenen Sprache. Wie aus unseren Erörterungen hervorgehen dürfte, müssen Kinder der Gruppe B grundsätzlich größere Schwierigkeiten im allgemeinen Lernprozeß überwinden als Kinder der Gruppe A, die in dieser Hinsicht

bevorzugt ist. Der Grad der Schwierigkeiten beim Lernen ist somit in diesen beiden Gruppen nicht derselbe. Die Kinder der Gruppe B müssen sehr starke Sprachbarrieren überwinden, um entsprechende Lernbedingungen zu erreichen. Deshalb erzielen sie vielfach nicht dieselben Erfolge wie die Kindergruppe A. Die in Polen in der Zwischenkriegszeit angestellten Untersuchungen mit kaschubischen Kindern haben diese theoretischen Erwägungen völlig bestätigt.

Die sprachlichen Barrieren, mit denen es die Kinder der Gruppe B zu tun haben, werden im Bereich einiger Fächer schneller überwunden, im Bereich anderer dauert der Prozeß viel länger. So kann ich aus eigener Erfahrung sagen *, daß die Sprachbarrieren im Bereich der Fächer Mathematik, Physik am leichtesten zu überwinden waren. Viel schwieriger war es bei Geschichte, Erdkunde sowie Naturkunde. Die vollere Überwindung dieser Schwierigkeiten gelingt übrigens den Stadtkindern viel besser als den Kindern auf dem Lande, wo das Elternhaus in größerem Ausmaße hemmend wirkt. Zwischen der Gruppe B und A gibt es selbstverständlich entsprechende Zwischengruppen.

Der geschilderte Zustand der Sprachschwierigkeiten im Lernprozeß betrifft die Grundschulen. In den Oberschulen werden die Sprachschwierigkeiten im Bereich der Gruppe B viel kleiner. Sie wirken sich aber auch hier in gewissem Maße weiter aus. Daß aber Kinder der Gruppe B dabei in manchen Fällen bessere Ergebnisse im Lehrfach Polnisch erzielen als die Schüler der Gruppe A, ist auch Tatsache. Das wurde gleichfalls vielfach von polnischen Lehrern festgestellt. Es hängt vorwiegend von den entsprechenden Begabungen, nicht zuletzt der literarischen, ab. Von besonderer Bedeutung bleibt allerdings der Fleiß.

B. Sprachbarrieren im Lernprozeß von Erwachsenen

Ich werde hier die Gruppe B besprechen, die nicht die Oberschule besucht hat. Kinder der Gruppe B, die in der Grundschule sowohl die geschlossenen Strukturen wie teilweise auch die offenen Strukturen einigermaßen erworben haben, kehren im allgemeinen, besonders auf dem Lande, in die mehr oder weniger volle Umgebung ihrer kom-

* Ich habe als Pole eine deutsche Grund- sowie eine deutsche Oberschule besucht.

munikativen Gemeinschaft zurück, damit auch in die entsprechende Sprachgemeinschaft (Landmundart, städtisch gefärbte Mundart usw.). Es kommt zu einer Art Reanalphabetismus hinsichtlich des Gebrauchs der hochsprachlichen Strukturen. Das bezieht sich besonders auch auf Handwerker und Arbeiter, die in kleineren Betrieben arbeiten. In Großbetrieben wird die Hochsprache einschließlich des entsprechenden Fachwortschatzes viel stärker gebraucht. So stehen die Dinge wenigstens in Polen. Es gibt eben für die meisten Geräte und Maschinen, deren man sich in Großbetrieben bedient, nur hochsprachliche Bezeichnungen. Manchmal wird diesen Wörtern von seiten der Arbeiter die Lautform ihrer Mundart gegeben.

Eine moderne Gesellschaft muß, um zu funktionieren, u. a. eine Arbeiterschaft haben, die eine verhältnismäßig hohe Allgemeinbildung besitzt. Das gilt auch in bezug auf die Bauern. Andernfalls ist diese Arbeiterschaft nicht imstande, die hochpräzisen Geräte und Maschinen zu bedienen. Zweitens muß jede Person die Möglichkeit haben, gesellschaftlich zu avancieren. Um gesellschaftlich zu avancieren, genügt es z. B. nicht, viel Reichtum zu erwerben. Man muß auch ein höheres Bildungsniveau erwerben. Um das zu erlangen, muß man lernen — auch im Alter. Falls wir die Lernenden, um die es sich handelt, wieder als Gruppe A und B bezeichnen, so werden wir es wieder mit denselben Sprachschwierigkeiten zu tun haben wie bei den Kindern der Gruppe B, nur daß diese Schwierigkeiten viel größer sein werden. Insbesondere wachsen diese Schwierigkeiten im Bereich der geschlossenen Strukturen, speziell im Bereich der Phonetik. Eine moderne Gesellschaft muß alles das nachholen, was sie in der Vergangenheit in dieser Hinsicht versäumt hat. Sie muß somit im eigenen Interesse u. a. auch den Angehörigen der Arbeiterklasse — sowohl den Kindern wie auch den Erwachsenen — die Möglichkeit geben, ein höheres Bildungsniveau zu erwerben. Sie muß folglich für diese Klasse die Ober- sowie auch die Hochschulen öffnen. Das geschieht auch tatsächlich in vielen Ländern Europas. Wie wir gesagt haben, erleben wir in dieser Hinsicht eine Revolution.

Diese Revolution stellt aber, wie wir das schon betont haben, vor Lehrer und Linguisten gleichermaßen die Aufgabe, das Problem der Sprachbarrieren, die sich hier im Lernprozeß ergaben, zu erforschen und zu lösen.

Im allgemeinen werden wir hier dieselben Lernschwierigkeiten und dieselben sprachlichen Ursachen antreffen wie bei den Kindern der

Gruppe B, mit dem Unterschied, daß die Überwindung der Sprachschwierigkeiten viel schwieriger sein wird. Hier wirken nämlich dieselben Gesetze wie beim Fremdsprachenunterricht für Erwachsene. Die Aufbaumöglichkeiten im Sprachzentrum des Gehirns sind im Bereich der geschlossenen Strukturen in hohem Maße abgebaut. So ist es z. B. schwer, Erwachsenen die phonetische Substanz in korrekter Weise beizubringen. Der Erwachsene ist nur imstande, sie rezeptiv voll zu beherrschen! Das gilt auch von anderen Strukturen. In intellektueller Hinsicht kann aber der Erwachsene im Alter von 20—30 Jahren viel nachholen. Im Bereich der Sprachaneignung determiniert aber der Altersparameter den Erfolg. So wird z. B. schon vom 15. Lebensjahr ab der Aufbaukreis im Bereich der Phonetik abgebaut. Das gilt aber nicht von offenen Strukturen (Wortschatz, Syntagmen).

Untersuchungen, die in Polen durchgeführt wurden, haben gezeigt, daß die Teilnehmer der Klasse B am Fern- wie am Abendstudium für Erwachsene relativ fast dieselben Lernerfolge erzielt haben wie die Studenten im Direktstudium. Stichproben ergaben, daß 80 % nicht imstande waren, ihre Kenntnisse auf entsprechendem sprachlichem Niveau in korrekter Form zu reproduzieren. Das betraf sowohl die gesprochene wie die geschriebene Sprache. Dabei waren die Ergebnisse der geschriebenen Reproduktion weitaus schlechter als die der gesprochenen. Dies muß man der Nichtüberwindung der Sprachbarrieren zuschreiben, wenigstens einer nicht vollen Überwindung! Letzten Endes trat das bei Prüfungsnoten in Erscheinung. Die schlechteren Noten, die sie erzielten, beruhten vielfach auf Sprachschwierigkeiten. Wegen der Nichtüberwindung der Sprachbarrieren, insbesondere der phonetischen, konnte die Aufnahme in die entsprechende Fachgesellschaft auf Schwierigkeiten stoßen. Bedenken wir doch, daß in manchen Gesellschaften die gesellschaftliche Beförderung in hohem Maße zusätzlich von einer korrekten Ausspracheform der Hochsprache abhängig ist, zum Beispiel in Großbritannien. Das betrifft aber auch solche Länder wie Polen, weniger wohl das deutsche Sprachgebiet, was seine Gründe haben mag.

Zusammenfassend können wir sagen, daß der gesamte Lernprozeß der Erwachsenen (im Falle der Gruppe B) die Hochschule belasten wird, und zwar sowohl im Bereich der offenen als auch der geschlossenen Strukturen. In offenen Strukturen wird es sich um Begriffe, die mit gehobener Allgemeinbildung verbunden sind, handeln, da-

gegen im Bereich der geschlossenen Strukturen um Abweichungen gegenüber der Hochsprache. Somit hat unter den Erwachsenen die Gruppe B nicht die gleichen Startmöglichkeiten beim Studium wie die Gruppe A. Neben dem niedrigen Niveau der Allgemeinbildung erschweren die rein sprachlichen Barrieren dieser Gruppe den Lernprozeß. Diese sprachlichen Barrieren erschweren oder verhindern sogar in vielen Fällen die Aufnahme in die entsprechenden kommunikativen Gemeinschaften auf gesellschaftlicher Ebene, obgleich auf fachlicher Ebene diese Personen der entsprechenden Gemeinschaft angehören. Ein Ingenieur mit mundartlicher Aussprache wird in vielen Ländern schwerlich im Kreise von Intelligenzlern mit hochsprachlicher Aussprache gesellschaftlich geduldet.

Wie aus unseren Erörterungen folgen dürfte, hat die B-Gruppe der Erwachsenen erstens im Lernprozeß Schwierigkeiten sprachlicher Natur, zweitens wird sie, falls die sprachlichen Barrieren nicht voll überwunden werden, vor größeren oder kleineren Schwierigkeiten stehen, in die entsprechenden fachgebundenen gesellschaftlichen Kreise aufgenommen zu werden. Diese Schwierigkeiten wechseln selbstverständlich von Nation zu Nation. Sie existieren aber in kleinerem oder größerem Maße überall.

Ausblick in die Zukunft. Beschleunigung des Abbaues von sprachlichen Barrieren

Wie schon bemerkt worden sein dürfte, bemühen wir uns, das Problem der sprachlichen Schwierigkeiten von der Seite der Soziolinguistik aus zu betrachten. Dieser Standpunkt erlaubt es uns, viele innere Zustände im Bereich der Sprache sowie der Sprachgemeinschaften zu erklären. Die sogenannten immanenten sprachwissenschaftlichen Richtungen sind in dieser Hinsicht völlig hilflos. Die soziolinguistische Betrachtungsweise bildet aber im Bereich der sprachlichen Analyse nur eine Ergänzung. Sie liquidiert nicht die inneren Gesetze, die im Bereich der Sprache walten. Vom soziolinguistischen Standpunkte aus gesehen, müssen auch die Probleme der Schwierigkeiten sprachlicher Natur im allgemeinen Lernprozeß betrachtet werden. Wie wir schon eingangs bemerkt haben, bildet die Ebene der kommunikativen Gemeinschaften die Basis für die Ausbildung der sprachlichen Mittel sowie ihrer weiteren Entwicklung. Die Geschichte einer Sprachgemeinschaft kann nur vom Blickpunkte der kommunikativen

Gemeinschaften exhaustiv betrachtet werden. Die Sprachgemeinschaft kann ihrerseits im Rückkoppelungsverfahren sogar einen ausschlaggebenden Einfluß auf die kommunikativen Gemeinschaften ausüben, wie wir das schon in unserer Einleitung betont haben. In weltumspannenden Prozessen sind das jedoch nur marginale Erscheinungen. Die kommunikative Gemeinschaft determiniert die Sprachgemeinschaft, mag dies bis zu seiner vollen Auswirkung noch so viel Zeit in Anspruch nehmen. Die kommunikative Gemeinschaft wird ihrerseits von der C-Kräfteebene determiniert. Dort walten politische, staatliche, ideologische, religiöse, ökonomische, einst auch in hohem Maße räumliche Kräfte — um die wichtigsten zu nennen.

Die Kräfte der C-Ebene wirken heute in immer stärkerem Maße integrierend auf die kommunikativen Gemeinschaften, insbesondere im Bereich der staatskommunikativen Gemeinschaft, die einen übergeordneten Charakter trägt und immer mehr kompakter Natur wird. Als solche muß sie nach einem einheitlichen sprachlichen kommunikativen Mittel streben, das heißt nach einer Gemeinsprache. Die Vielzahl der heutigen Mundarten und sogar Sprachen aller Art ist gewiß ein Relikt einer historischen Entwicklung. Als sich verabsolutierende Sprachgemeinschaften bilden sie heute hinsichtlich der Kräfte, die von der C-Ebene aus wirken, in vielen Fällen anachronistische sprachliche Kommunikationsbarrieren. Diese sprachlichen Kommunikationsbarrieren wirken sich augenblicklich am nachteiligsten unter den kommunikativen Gemeinschaften der Arbeiter und Bauern aus. Diese Gruppen haben eben im Lernprozeß die stärksten Sprachbarrieren zu überwinden. Die sprachliche Auswirkung der immer kompakter werdenden kommunikativen Staatsgemeinschaft beseitigt in wachsendem Tempo die verschiedenen sprachlichen Mittel der untergeordneten kommunikativen Gemeinschaften (Arbeiter- und Bauerngemeinschaften). Sie beseitigt somit zugleich die Sprachbarrieren, die als Ursache von Schwierigkeiten im Lernprozeß zu betrachten sind.

Die modernen integrierenden Kräfte der C-Ebene wirken sowohl im Bereich der kapitalistischen wie der sozialistischen Länder. Dieser Prozeß verläuft mit verschiedener Stärke in den einzelnen Ländern. Seine Tendenz ist aber in allen Ländern der Welt zu spüren. Dieser große Prozeß schafft vorerst im Bereich der staatlichen kommunikativen Gemeinschaften ausgeglichene einheitliche sprachliche Kommunikationsmittel. Er drängt gleichzeitig auf die Entwicklung von ein-

heitlichen zwischenstaatlichen kommunikativen Mitteln. Das sehen wir zum Beispiel an der Verbreitung der englischen Sprache in der Welt. Die moderne Gesellschaft entwickelt sich einerseits in der Richtung einer gemeinsamen, weltumspannenden kommunikativen Gemeinschaft, andererseits wirkt sie integrierend auf die kommunikativen Gemeinschaften sowie auf die diesen Prozeß unterstützenden Massenmedien ihrer entsprechenden Sprachgemeinschaften. Die gewaltige Spezialisierung dagegen, die Wissenschaft, Technik und überhaupt Industrie und Wirtschaft erleben, bildet immer neue kommunikative Gemeinschaften. Dieser Prozeß wirkt sich jedoch auf sprachlicher Ebene ganz anders aus als der Integrierungsprozeß der Feudalordnung. Damals bildeten sich in hohem Maße geschlossene kommunikative Gemeinschaften. Heute erwächst dieser Prozeß auf der Basis eines großen Integrierungsprozesses. Letzterer muß als der Grundprozeß angesehen werden. Aufgrund dieses Prozesses werden die sprachlichen Kommunikationsmittel im Bereich der geschlossenen Strukturen allmählich vereinheitlicht. Letzten Endes müssen wir hier eine verhältnismäßig große, falls nicht völlige Vereinheitlichung erwarten. Das geschieht vorerst im Bereich der staatlichen kommunikativen Gemeinschaften. Später wird dieser Prozeß auch die zwischenstaatlichen kommunikativen Gemeinschaften in größerem Maße erfassen. Im Bereich der offenen Strukturen des Wortschatzes sowie der Syntagmen und teilweise der Syntax wird es zu weiteren Desintegrationen kommen. Obgleich der Grundwortschatz sich im allgemeinen zahlenmäßig in absoluter Weise vergrößern wird, wird er sich dennoch im Verhältnis zum Wortschatz der Fachsprachen mit der Zeit relativ immer mehr verringern. Die Zahl der Wörter im Bereich des Fachwortschatzes wächst bei weitem schneller als die des Grundwortschatzes. Alle kommunikativen Gemeinschaften, die aufgrund des verschiedenen Fachwortschatzes aufgebaut werden, werden eine grundsätzlich einheitliche Sprachbasis im Bereich der geschlossenen Strukturen besitzen. Mit dem jetzt verhältnismäßig schnell fortschreitenden Ausbau der einheitlichen Sprachbasis im Bereich der geschlossenen Strukturen in staatlichen kommunikativen Gemeinschaften werden, wie wir das schon betont haben, Sprachbarrieren weitgehend beseitigt. Somit wird der allgemeine Lernprozeß in jeder Hinsicht erleichtert. Die Söhne der Arbeiter und Bauern erhalten in hohem Maße dieselbe Startchance im Lernprozeß auf der sprachlichen Basis. Es werden jedoch vorerst noch Unterschiede im Bereich des Wort-

schatzes sowie der Syntagmen bestehen bleiben. Dies hängt vom allgemeinen Bildungsniveau ab.

Um heute schon eine gewisse Beschleunigung des Abbaus von Sprachbarrieren im allgemeinen Lernprozeß zu erreichen, müßte man meines Erachtens die zwölfjährige Grundschule einführen, wie das bereits einige Staaten planen oder schon in die Tat umsetzen. Um Sprachschwierigkeiten im Lernprozeß der Gruppe B heute schon zu mildern, müßte man das Problem der Lockerung der Sprachnorm erwägen; insbesondere in dem Falle, in welchem sie teilweise nur einen historischen Wert besitzt oder ein Produkt künstlicher Natur ist. Jedenfalls kann sich die Norm meines Erachtens nicht nur auf die Sprache der Dichter stützen, sondern vielmehr auf die real existierende kommunikative Sprache. Weiter müßte man das Unterrichtsmaterial in den Grundschulen — wenigstens in den drei ersten Klassen — auf konfrontativer Basis darbieten. Daraus folgt, daß der Grundschullehrer eine entsprechende allgemein linguistische Ausbildung erhalten müßte. Das alles wird meines Erachtens die Beseitigung der Sprachbarrieren, von denen die Rede war, in hohem Maße beschleunigen.

Die deutsche Sprache im Kreise der nahverwandten Sprachen und Halbsprachen

Von Heinz Kloss

Es bedeutet für mich eine besondere Freude, vor einem Gremium deutscher Wissenschaftler über ein Thema zu sprechen, das mich, wenn auch mit sehr großen Unterbrechungen, seit Jahrzehnten beschäftigt hat. Freilich muß ich fürchten, aus dem Rahmen dessen, was die anderen Vorträge dieser Tagung bieten, etwas herauszufallen. Erstens einmal werden Sie in diesem Vortrag unter anderem allerlei kulturpolitische Anregungen finden, Anregungen zur Frage dessen, was man Sprachpolitik nennt. Und da kommt natürlich sofort die Sorge: „Wir sind doch Wissenschaftler, wir haben doch mit Politik nichts zu tun!“ Das wiederum veranlaßt mich zu der Klage, daß unter der überreichen Fülle der Entlehnungen der letzten Jahre aus dem angelsächsischen Wissenschaftssprachschatz sich noch keine Entsprechung zum englischen Begriff „policy“ befindet, so daß wir im Deutschen nach wie vor gezwungen sind, das eine Wort *Politik* zu verwenden für das, was der Angelsachse bald *politics*, bald *policy* nennt.¹ Sprachpolitik als „language policy“ ist ein absolut legitimes, in unserer Zeit der Entwicklungshilfe sogar vorrangiges Objekt der angewandten Sprachwissenschaft, der „applied linguistics“. Beginnt sich doch unter dem Stichwort „language planning“ allmählich eine ganze Forschungsrichtung herauszubilden.²

¹ Vgl. die einleitenden Bemerkungen in meinem Aufsatz „Deutsche Sprachpolitik im Ausland“, in: Sprachforum 2, 1957, H. 3—4, S. 199.

² Vgl. z. B. Punya Sloka Ray: Language Standardization. Den Haag 1963. — Einar Haugen: Language Conflict and Language Planning in Norway. Cambridge/Mass. 1966. — Valter Tauli: Introduction to Language Planning. Uppsala 1968. — Das East-West Center in Honolulu veranstaltete vom 7.—10. 4. 1969 ein „Consultative Meeting on Language Planning Processes“, dessen Referate der Tagungsleiter J. A. Fishman demnächst in Buchform herausbringen wird.

Mir kam noch ein weiteres Bedenken. Mein Vortrag führt ja notwendig hinaus aus dem Raum der deutschen Sprache, und dieses Ihr Institut ist ja doch ein Institut für deutsche Sprache. Ich könnte es durchaus verstehen, wenn nun jemand sagen würde: es mag ja ein interessantes, wichtiges und sogar hochwissenschaftliches Thema sein, das du behandeln willst — aber was geht es dieses Institut an? Ich will mich da nicht auf die billige Ausrede — die nicht einmal ganz falsch wäre — zurückziehen, daß wir aus der Betrachtung fremder Sprachen immer wieder unendlich viel für die eigene lernen können. Von viel größerer Bedeutung ist die Tatsache, daß die Sprachen und Sprachgemeinschaften ja durchaus nicht so durch scharfe Linien gegeneinander abgegrenzt sind, wie man dies auf den ersten Blick meint oder wie es der Laie gerne annimmt, daß es an sehr vielen Grenzen Überlagerungen gibt und Verschränkungen, daß — mit anderen Worten — zwar manchmal zweifellos klare Grenzlinien, in vielen Fällen aber Grenzsäume gegeben sind und daß es sich in diesen Fällen also nicht um Abgrenzungen handelt, sondern, wenn Sie so wollen, um Absäumungen, die wir nicht versäumen dürfen. Und gerade mit diesen Grenzsäumen der deutschen Sprache und der deutschen Sprachgemeinschaft möchte ich Sie jetzt ein wenig befassen dürfen.

Ich darf in diesem Zusammenhang darauf hinweisen, daß 1965 ein damals an der Ost-Berliner Humboldt-Universität wirkender Germanist, Lockwood, in England eine Geschichte der deutschen Sprache veröffentlicht hat, die am Schlusse vier sachkundige Kapitel über Niederländisch, Afrikaans, Friesisch und Jiddisch enthält³ und auch ausführlich über das Pennsylvaniadeutsche unterrichtet. Wir sollten da nicht kleinlicher sein als Ost-Berlin und die Angelsachsen.

Meine Untersuchungen über die Stellung der deutschen Sprache im Kreise der ihr nahe oder nächstverwandten Sprachen reichen zurück bis zum Jahre 1929, wo ich dem Verlag Braumüller in Wien die Druckkosten für eine Broschüre „Nebensprachen“ bezahlte, welche das Deutsche im Kreise von Idiomen wie Niederländisch, Afrikaans, Jiddisch, Friesisch und Pennsylvaniadeutsch behandelte.⁴ Hatte diese Studie in erster Linie kulturpolitischen und nur in zweiter Linie

³ William B. Lockwood: *An Informal History of the German Language ...* Cambridge 1965, S. 182—264 (über Pennsylvaniadeutsch: S. 148—156).

⁴ H. Kloss: *Nebensprachen. Eine sprachpolitische Studie über die Beziehungen engverwandter Sprachgemeinschaften.* Wien 1929.

rein wissenschaftlichen Inhalt, so war umgekehrt mein Büchlein von 1952 „Die Entwicklung neuer germanischer Kultursprachen“ in erster Linie auf die Bildung und Anwendung wissenschaftlicher Gliederungskategorien abgestimmt.⁵ Inhaltlich griff es über die Thematik seines Vorläufers insofern hinaus, als es die ganze germanische Sprachfamilie einzubeziehen suchte. In den letzten Jahren habe ich dann in vier Abhandlungen, von denen drei in englischer Sprache erschienen, einzelne Gesichtspunkte aus dem Buch von 1952 weiter ausgearbeitet.⁶ Im Anhang zu der „Nebensprachen“-Broschüre von 1929 suchte ich die sechs von mir behandelten Idiome dadurch zu veranschaulichen, daß ich einen Text in fünfsprachiger Übersetzung vorlegte. Ich wählte dafür einen Passus aus einer damals soeben erschienenen Schrift von Schreiber „Die niederländische Sprache im deutschen Urteil“⁷, welche darlegte, wie man noch immer in unserem Lande das Niederländische als eine Art deutschen Dialekt behandelt und sich darüber verwundert, daß jemand niederländische Sprache und Literatur als Studienfach gewählt habe. Vor einem Monat, also Anfang März 1970, veranstaltete das westdeutsche PEN-Zentrum eine Tagung deutscher und niederländischer PEN-Mitglieder, auf der Botschaftsrat M. Mourik darüber klagte, Niederländisch leide in der BRD nach wie vor unter dem Vorurteil, eine Art Plattdeutsch zu sein. Und als die Botschaft vor einigen Monaten mit einer deutschen Broschürenreihe „Nachbarn“ für eine bessere Verständigung warb, hat Mourik in einer der ersten die gleiche Klage ausgesprochen.⁸ Sie sehen daraus, daß sich seit 40 Jahren bei vielen Deutschen in der Einschätzung des Niederländischen, und wir dürfen darüber hinaus allgemeiner sagen, in ihrer Einstellung zu den kleineren Sprachgemeinschaften und zu den engverwandten Sprachen nichts Entscheidendes geändert hat.

⁵ H. Kloss: Die Entwicklung neuer germanischer Kultursprachen von 1800 bis 1950 (= Schriftenreihe des Goethe-Instituts Bd. 1). München 1952.

⁶ H. Kloss: Abstand Languages and Ausbau Languages. In: *Anthropological Linguistics* 9, 1967, H. 7, S. 29–41. — Ders.: About Taking an Inventory of the Languages of Europe. In: *Sociolinguistics Newsletter* 1, 1967, H. 1, S. 7–11. — Ders.: Language and Dialect. In: L. G. Kelly (Hg.), *Description and Measurement of Bilingualism*, Toronto 1969, S. 299–306. — Ders.: Völker, Sprachen, Mundarten. In: *Europa Ethnica* 26, 1969, H. 4, S. 146–155.

⁷ H. Schreiber: Die niederländische Sprache im deutschen Urteil. Heidelberg 1929.

⁸ M. Mourik: Einführung zu: K. Heeroma, *Niederländisch und Niederdeutsch* = *Nachbarn* 4, Bonn [1969]. Vgl. zu diesem Thema auch K. H. Heeroma u. W. Thys: *Das Niederländische in der Welt*. Den Haag 1967 (Sonderdruck aus „Hochschule und Forschung in den Niederlanden“ 11, H. 2).

Gewiß, die Einschätzung des Niederländischen bei uns hat Fortschritte gemacht, nicht zum wenigsten dank den Arbeiten von Theodor Frings⁹, und zumal in den Grenzgebieten, wo es endlich sogar als Schulwahlfach zugelassen worden ist.¹⁰ Auf der anderen Seite muß aber die jüngst erschienene Schrift eines niederländischen Germanisten darüber klagen, daß noch immer deutsche Germanisten selbst in fachlichen Veröffentlichungen auf ihren Karten die Gesamtheit der auf deutschem und niederländischem Boden gesprochenen Dialekte als „deutsche Mundarten“ bezeichnen.¹¹

Mit dem Deutschen nachgewiesenermaßen verwandt sind alle indogermanischen Sprachen. Als nah verwandt können naturgemäß nur die germanischen Sprachen gelten, die sich ihrerseits unter dem Gesichtspunkt ihres Abstandes vom Deutschen gleichsam in drei konzentrische Ringe aufgliedern lassen. Den innersten Ring bilden die Sprachen des deutsch-niederländischen Umkreises, also im Wesentlichen die gleichen, die ich 1929 in der Schrift „Nebensprachen“ behandelt habe, und die wir als die nächstverwandten Idiome bezeichnen können. Daran grenzt an ein mittlerer Ring, der die skandinavischen Sprachen umfaßt. An ihn wiederum schließt sich ein äußerster Ring, gebildet vom Englischen und einigen ihm zuzuordnenden, später zu nennenden Sprachen. Sie sehen, daß ich bei der Bemessung des Abstandes nicht diachronisch von der Entstehung der Sprachen ausgegangen bin — genetisch gehören ja das Friesische, das ich dem inneren, und das Englische, das ich dem äußersten Ring zugeordnet habe, unmittelbar zusammen — sondern synchronisch von der heutigen Sprachsubstanz. Selbstverständlich behaupte ich nicht, dies sei die einzige Möglichkeit der Aufgliederung, wohl aber, es bilde eine unter mehreren gleichberechtigten Möglichkeiten, unsere Sprachfamilie aufzugliedern.

Ehe ich mich mit einzelnen Sprachen näher befasse, scheint es mir nützlich zu sein, Ihnen einige Begriffe vorzutragen, die ich erstmals in meiner Schrift von 1952 vorgelegt habe und die seither in ganz verschiedenen Veröffentlichungen des Auslandes (ich könnte ihnen solche aus amerikanischer, tschechischer, rumänischer und indischer

⁹ Th. Frings: Die Stellung des Niederländischen im Aufbau des Germanischen. Halle/Saale 1942.

¹⁰ Auf der Jahrestagung 1970 des Allg. Dt. Neuphilologenverbandes wurde eine eigene „Fachgruppe Niederländisch“ (Vors.: Joseph Kempen) in den ADN aufgenommen.

¹¹ J. Goossens: Wat zijn nederlandse dialecten? Groningen 1968, S. 13.

Feder zitieren¹²) nicht nur gebilligt, sondern, was mehr ist, angewendet worden sind.

Ausgangspunkt meiner Überlegungen war die Gegenüberstellung „Sprache — Mundart“. Dafür, daß wir ein bestimmtes Idiom nicht als bloße Mundart bezeichnen, kann es zwei grundsätzlich verschiedene Ursachen geben, die zwar bei den meisten, aber keineswegs bei allen Sprachen gemeinsam wirksam sind:

Die eine Ursache kann sein, daß die betreffende Sprache von jeder anderen Hochsprache in ihrer Substanz, in ihrem Sprachkörper so sehr verschieden ist, daß es um dieses objektiven Abstandes willen nicht statthaft ist, sie als eine bloße Mundart zu betrachten und zu bezeichnen. Die klassischen Beispiele hierfür sind Sprachen, die mit keiner anderen lebenden Sprache in erkennbarer Weise verwandt sind, wie das Baskische in Europa, oder das Burushasti in Pakistan. Es gilt aber in gleicher Weise zum Beispiel innerhalb der indogermanischen Sprachfamilie für alleinstehende Sprachen wie Albanisch oder Griechisch und gilt ebenso sehr innerhalb der germanischen Sprachfamilie für das Isländische in seinem Verhältnis zum Deutschen. Man kann solche Sprachen als *Abstandssprachen* bezeichnen.

Daneben aber gibt es Sprachen, die, falls sie nicht zu Schriftsprachen mit hochsprachlichen Leitformen geworden wären, nur als Mundarten gelten würden. Wenn z. B. von den Slowaken die tschechische, von den Hochlandsschotten die irische, von den Mazedoniern die bulgarische Hochsprache als ihre einzige Schriftsprache angenommen worden wäre, so würde kein Mensch daran denken zu behaupten, eigentlich handele es sich bei den slowakischen, gälischen und mazedonischen Mundarten um drei selbständige Sprachen.

Gibt es nun einen äußeren Maßstab dafür, ob eine Mundart in diesem Sinne als ausgebaut, als zur Ausbausprache geworden gelten kann? Es liegt auf der Hand, daß Schrifttum in ihr vorliegen muß, aber Schrifttum welcher Art? Die nächstliegende Antwort scheint zu sein, daß es die großen Sprachmeister der Dichtung sind, die einer Mundart den Rang einer Sprache verleihen. Das war in vielen Epochen der Menschheitsgeschichte sicher richtig, aber für die Epoche, in der wir jetzt leben, trifft es nicht zu. Unsere Epoche ist bestimmt

¹² Einar Haugen bezeichnet meine Unterscheidung von Abstand- und Ausbausprachen in einem demnächst erscheinenden Beitrag zu dem Sammelwerk „Current Trends in Linguistics“ als allen Fachleuten — natürlich nur der englischsprachigen Welt — bekannt.

durch ein ganz eindeutiges Überwiegen der kommunikativen Funktionen der Sprache vor den expressiven, oder, anders ausgedrückt, von einem Vorrang der Information im weitesten Wortsinne vor der Imagination. Zur Information ist in diesem Zusammenhang nicht nur die Vermittlung von Tatsachen zu rechnen, sondern auch die von rationalen Gedankengängen, mithin also auch Überlegungen religiösen oder weltanschaulichen Inhalts. Information aber wird vermittelt in aller Regel nicht durch Dichtung oder Erzählung, sondern eher durch nüchterne, sachliche Zweckprosa. Und so kann man den Satz aufstellen, daß eine Mundart heute dann zur Ausbausprache geworden ist, wenn es in ihr eine vielseitige Zweckprosa (oder Sachprosa) gibt.

Indessen umfaßt dieser Begriff ja eine Fülle von Anwendungsbereichen. Diese Bereiche liegen zum Teil nebeneinander, d. h. es kann sich um Informationen aus dem Bereich der Naturkunde, der Kunst, der Volkswirtschaft oder der Geschichte handeln. Wichtiger noch ist die Stufung der Anwendungsbereiche, die darin gegeben ist, daß wir mindestens drei Ebenen zu unterscheiden haben, nämlich die Stufen einer volkstümlichen, einer gehobenen und einer wissenschaftlichen Prosa. Ganz grob entsprechen diese Stufen in etwa denen der Volksschule, der Oberschule (mitsamt der des angelsächsischen College) und der Universität. Über jede dieser Stufen wäre manches zu sagen. Ob die dritte Stufe, die der wissenschaftlichen Prosa, überhaupt erreicht werden kann, hängt u. a. auch von so äußerlichen Faktoren wie der Sprecherzahl ab, denn in einer Sprache, die nur von 40 000 Menschen gesprochen wird, wie das Färische, sind naturgemäß die Aussichten, wissenschaftliche Werke zum Druck bringen zu können, gering.

Unter bis vor kurzem literaturlosen Völkern und Stämmen fällt bei der Entstehung von Hochsprachen eine besondere Aufgabe den Übersetzungen aus entwickelteren Sprachen zu, vor allem auch den Übersetzungen aus der Bibel und anderen religiösen Schriften.

Im abendländischen Raum mit seiner verhältnismäßig alten Literaturtradition können wir dagegen beobachten, wie die Dichtung in der Regel der Sachprosa zeitlich vorausgeht, wie aber andererseits der theoretisch nicht besonders schwierige Übergang von der erzählenden zur Sachprosa in der Praxis durchweg eine Barriere bedeutet, die lange Zeit hindurch nur vereinzelt und in vielen Fällen niemals endgültig durchbrochen wird.

Dort, wo das Schrifttum in einer bestimmten Sprachform diejenige Stufe erreicht hat, auf der es eine nennenswerte Dichtung, aber nur ganz vereinzelte Ansätze zu einer Sachprosa gibt, die Sprache also kaum halb ausgebaut ist, können wir behelfsweise von einer Halbsprache reden.

Fragen wir uns, unter welchen Voraussetzungen es besonders leicht zu Bestrebungen kommt, eine Mundart als Literatursprache auszubauen, so sei vor allem ein Faktor herausgegriffen, nämlich die Zugehörigkeit zu einem vom politischen Kernland abgetrennten Staatswesen, welche die Sprecher einer bestimmten Mundart oder Mundartengruppe politisch und kulturell gleichsam auf ihre eigenen Füße stellt. Es ist z. B. kein Zufall, daß die wallonischen Mundarten in Belgien und die alemannischen in der Schweiz stärkere literarische Pflege erfahren haben als die der beiden jeweiligen kulturellen Kernländer.¹³ Einen ganz besonderen Akzent erhält diese Neigung zur Sonderentwicklung dort, wo die Mundartsprecher keine Gelegenheit haben, die ihnen linguistisch zugeordnete Hochsprache in der Schule zu erlernen und die Mundart gleichsam ohne das schützende Dach dieser Hochsprache bleibt, so daß man vielleicht von einer dachlosen Mundart sprechen kann. Bei solchen Gruppen beobachten wir außerordentlich häufig, daß die Mundart zeitweise, wenn auch oft nur in bescheidenem Umfang, Funktionen übernimmt, welche normalerweise der zugeordneten Hochsprache zufallen würden. Diese Ersatzfunktion braucht nicht der Ausdruck von Bestrebungen zu sein, die Mundart durch systematischen „Ausbau“ vor dem Untergang zu retten. Wir finden sie beispielsweise auch bei den Masuren in Ostpreußen, ohne daß es hier vor 1945 jemals nennenswerte Gegenbewegungen gegen die sprachliche Eindeutschung gegeben hätte. Wohl aber kann sich aus einer solchen ersatzweisen Anwendung der Mundart, sei es plötzlich, sei es allmählich, eine Ausbaubewegung entwickeln, wie wir sie z. B. heute auf Korsika erleben.¹⁴

¹³ Beim Wallonischen lag der Höhepunkt der Mundartpflege vor 1914. — Über den heutigen Stand der schweizerdeutschen Mundarten s. R. Schwarzenbach: Die Stellung der Mundart in der deutschsprachigen Schweiz (= Beiträge zur schweizerdeutschen Mundartforschung 17), Frauenfeld 1970.

¹⁴ Beispiele für dachlose Mundarten Europas gab ich in Europa Ethnica 1969, S. 151—152. — Weitere Beispiele: Burgenlandkroatisch; Malmedyer Wallonisch (vor 1914); franz. Mundart der Normannischen Inseln.

Bei den Abstandsprachen können wir unterscheiden solche, die soziologisch auf die Stufe einer Mundart herabsinken können, und solche, bei denen das nicht denkbar ist oder anders ausgedrückt: dialektisierbare und nichtdialektisierbare Abstandsprachen.

Dialektisierbar sind solche Abstandsprachen, die mit einer anderen Abstandsprache so nahe verwandt sind, daß die Verwandtschaft auch für den der anderen Sprache Unkundigen im langsamen Gespräch spür- und erkennbar wird. Solche Sprachen sind also für den Sprecher der jeweils anderen Sprache nicht etwa ohne weiteres verständlich — wäre der Abstand so gering, dann würde es sich ja nicht um Abstandsprachen handeln. Wohl aber kann er, wenn der Gesprächspartner langsam und deutlich spricht, einzelne Wörter und Wendungen verstehen und merkt, daß es sich um eine mit der seinen nicht unverwandte Sprache handeln muß. Wird nun diese erkennbar verwandte Sprache im Laufe der Zeit im Gebiet ihrer Schwestersprache zur einzigen Verwaltungs-, Kirchen- und Schulsprache, so kann sich bei den Sprechern des schwächeren Idioms die Empfindung herausbilden, ihr häusliches Umgangsidiom sei gar keine „Sprache“, sondern bloß eine Mundart der mächtigeren Sprache, gleichsam ein Ast an deren Stamm.

So ist z. B. Katalanisch an sich eine Abstandsprache; es wäre aber theoretisch eine Situation denkbar, wo die Sprecher des Katalanischen sich damit abgefunden hätten, Spanisch als ihre einzige Bildungs- und Verwaltungssprache hinzunehmen und ihre Muttersprache nur noch als eine Art spanischen Dialekt zu empfinden. Bei einer anderen romanischen Sprache, nämlich dem Sardischen, ist diese Entwicklung in großem Umfang eingetreten; fast alle Sarden empfinden ihre Muttersprache als eine Art italienischen Dialekt, unbekümmert darüber, was Sprachwissenschaftler über die Eigenständigkeit des Sardischen aussagen. Ähnlich ist es z. B. mit der okzitanischen Sprache gegangen im Verhältnis zur französischen¹⁵, ferner im slawischen Bereich mit der kaschubischen Sprache im Verhältnis zum Polnischen.

Wir haben also bei den Abstandsprachen zu unterscheiden:

- solche, die dialektisiert (oder vermundartet) sind,
- solche, die es nicht sind, bei denen aber vom Sprachkörper her die Voraussetzungen für eine solche Entwicklung gegeben sind,

¹⁵ Klaus Brobst [= H. Kloss]: Fragen des Werdens von Kultursprachen. In: Volksforschung 7, 1944, H. 1, S. 1—12.

solche, bei denen alle Voraussetzungen dieser Art fehlen, womit ich auf die klassischen Beispiele von Albanisch und Baskisch zurückkomme.

Nach allen diesen umständlichen Darlegungen werden Sie vielleicht erwarten, daß ich Ihnen nunmehr für jede einzelne in Frage kommende germanische Sprache oder Halbsprache darlege, welche der eben angegebenen Kategorien auf sie anwendbar ist. Das aber würde uns heute zu weit führen, so fruchtbar es wäre, darzulegen, wie z. B. das Niedersächsische im Verhältnis zum Deutschen eine typische dialektisierte Abstandsprache ist, der westflämische Dialekt in Nordfrankreich eine „dachlose“ Mundart der niederländischen Sprache, das Letzeburgische eine Halbsprache, das Pennsylvaniadeutsche eine zeitweise zur Stufe der Halbsprachen aufgestiegene dachlose Mundart usw.

Heute muß ich mich auf einen ganz knappen Überblick darüber beschränken, von welchen Sprachen das Deutsche um 1800 umgeben war und von welchen um 1950. Im engsten Kreise der nächstverwandten Sprachen stand dem Deutschen um 1800 nur eine einzige Sprache als eindeutig voll ausgebaute Hochsprache gegenüber, nämlich das Niederländische. Bis 1950 waren nicht weniger als 3 dazugekommen, nämlich Afrikaans, Friesisch und Jiddisch, wobei die literarische Tradition der beiden letzteren vor das Jahr 1800 zurückreicht und Jiddisch infolge der Ausrottungspolitik Hitlers um 1950 seinen Höhepunkt schon wieder überschritten hatte. Zwei Mundarten dieses Umkreises, nämlich das Letzeburgische und in weitaus schwächerem Maße auch das Pennsylvaniadeutsche, hatten ein Schrifttum entwickelt, dessen Umfang uns berechtigt, von Halbsprachen zu sprechen. Bei anderen Mundarten wie beim Schwyzertütschen und, unter gänzlich anderen Voraussetzungen, beim Zimbrischen waren entsprechende Bemühungen bereits zum Stillstand gekommen.

Im mittleren, dem skandinavischen Ring der germanischen Sprachen war die Wandlung zwischen 1800 und 1950 noch tiefergreifend. Zu Anfang dieses Zeitraumes gab es bloß drei Hochsprachen, nämlich Schwedisch, Dänisch und das damals noch nicht allzusehr ausgebaute Isländische. Bis 1950 hatte sich die Zahl verdoppelt; auf der einen Seite war das Färische der Färöer hinzugekommen, auf der anderen Seite die beiden Sprachen Norwegens, Riksmål und Landsmal, die sich im übrigen von ihren zunächst sehr verschiedenen Ausgangspunkten her im 20. Jahrhundert dank immer erneuter staatlicher

Eingriffe in die Sprachentwicklung stark aufeinander zuentwickelt hatten, so daß der anfängliche Abstand zwischen ihnen wesentlich geringer geworden ist.

Im Umkreis des Englischen lassen sich neben den durch endogene Entwicklungsfaktoren immer wieder weitgehend neutralisierten Tendenzen, die britische und die amerikanische Variante auseinanderzutreiben, vor allem zwei Sonderentwicklungen beobachten. Auf der einen Seite bemühten sich in Schottland nach dem Ersten Weltkrieg bestimmte Literatenkreise, der niederschottischen Mundart, die sie in Lallans rücktaufen, ihren Rang als Hochsprache zurückzugeben, taten es jedoch mit unzulänglichen Mitteln, da sie die Prosa vernachlässigten. Auf der anderen Seite gab es Ansätze zu eigenem Schrifttum in einigen auf ursprünglich englischer Grundlage entstandenen sog. kreolischen Sprachen, d. h. Pidginsprachen, die im Laufe der Zeit zur Muttersprache bestimmter Menschengruppen geworden sind.

Unter ihnen wiederum heben sich ab

auf der einen Seite die dem Englischen noch sehr deutlich nahestehenden Pidginsprachen von Ozeanien und West-Afrika, insbesondere das Beach la-Mar oder Neo-Melanesisch genannte Pidgin-English des östlichen Neu-Guinea und der Salomonen,

auf der anderen Seite das jedem hochenglischen Einfluß sehr früh und vollständig entzogene, statt dessen starken niederländischen Einflüssen ausgesetzte und in vieler Hinsicht eigenständige Sranan Tongo oder Srananisch in Surinam, mit dessen literarischer Anwendung deutsche Herrnhuter schon vor 1800 begonnen haben.

In meinem Büchlein von 1952 habe ich über alle diese Entwicklungen zu berichten versucht, und ich muß heute auf meine damalige Darstellung verweisen. Um einen Grad ausführlicher muß ich und kann ich werden bei der Darstellung der Entwicklung der letzten 20 Jahre, also im Zeitraum von 1950 bis 1970, über die es eine wissenschaftliche Gesamtdarstellung nicht gibt.

Daß die Bedeutung der niederländischen Sprache nach wie vor in Deutschland verkannt wird, deutete ich schon eingangs an. Hierher gehört auch das Fortleben der scheinbar unzerstörbaren Legende, es gebe eine selbständige „flämische“ Sprache, eine Legende, deren Wiederholung im deutschen Sprachraum 1966 zu einem in vier Sprachen veröffentlichten Protestschritt von 25 nord- und südniederlän-

dischen Hochschullehrern führte.¹⁶ Noch hartnäckiger hält sich diese Legende allerdings im englischen Sprachraum; noch heute halten Statesman's Yearbook und die Library of Congress an ihr fest. Andererseits bedient Holland die angelsächsische Welt mit zwei Spezialzeitschriften, „Writing in Holland and Flanders“ and „Netherlands Books“, zu denen es bezeichnenderweise bis heute kein Gegenstück in deutscher Sprache gibt.

Das Prestige einer Sprache hängt damit zusammen — ich sage nicht: es hängt davon ab — wie sie horizontal im Raum verbreitet ist und wie weit sie sich nach oben, vertikal, in den Spezialbereichen der Wissenschaft und Technologie verzweigt und behauptet. Im Raum mußte Niederländisch schwere Einbußen hinnehmen¹⁷; es ist die einzige Sprache einer Kolonialmacht, die von den einst Unterworfenen in Indonesien (und natürlich erst recht im Kongo) fast völlig eliminiert wurde. Auch vertikal ist Niederländisch — gleich allen Sprachen mittlerer und kleiner Völker — davon bedroht, daß immer mehr Wissenschaftler ihre Forschungen in verbreiteteren Sprachen, vornehmlich Englisch, veröffentlichen. Prof. Huisman hat 1965 einen Vortrag gehalten „Het Nederlands tussen Dialect en Wereldtaal“¹⁸, in dem er diese Gefährdung der ohnehin stets gefährdeten Position des Niederländischen genauer beschreibt und die wachsenden Chancen des Englischen, für bestimmte Sachbereiche ein internationales Monopol zu erhalten, andeutet. Das gleiche Problem des Funktionsschwundes besteht auch für die dritt- und viertgrößte germanische Sprachgemeinschaft, die schwedische und die dänische. In den Jahren 1958—65 erschien rund ein Fünftel aller Bücher in Schweden in einer nicht-schwedischen Sprache, in der Regel Englisch, auf das fast 6000 Titel entfielen.¹⁹ Wahrscheinlich gibt es bereits genauere Untersuchungen über die Sachbereiche, um die es sich dabei handelt — denn Dichtung und Erzählung werden von der Entwicklung nicht betroffen —, aber zu wünschen wäre, daß sie für alle in Frage kommenden germanischen Sprachen an einer Stelle gesammelt werden.

Dänisch hat, wie das Niederländische, auch in geographischer Hinsicht schwerste Einbußen hinnehmen müssen, weniger durch das Zurück-

¹⁶ Neelandia 70, Oktober 1966, S. 160.

¹⁷ H. Kloss: Niederländisch — Sprache mit tragischem Schicksal. In: Muttersprache 1955, H. 2, S. 45—52.

¹⁸ J. A. Huisman: Het Nederlands Tussen Dialect en Wereldtaal. Groningen 1965.

¹⁹ Vgl. H. Kloss in: Kelly (Anm. 6), S. 310.

weichen der Sprachgrenze in Schleswig als durch den Verlust seiner meisten Positionen in Norwegen, Island und den Färöer. Haugen hat gesagt, man könne einen großen Teil der skandinavischen Sprachgeschichte unter dem Stichwort „The rejection of Danish“ zusammenfassen.²⁰

Für andere, jüngere Sprachen geht es weniger um die Frage des Funktionsverlustes als um die des Funktionsgewinnes, der Hinzueroberung neuer Funktionen. Es wäre gut, Beobachtungen darüber zu erhalten, welche Bereiche die afrikaanse Sprache in Forschung und Technik bis heute noch ganz dem Englischen überlassen muß, welche es sich ganz und welche teilweise erobert hat. Dabei ist z. B. im Hochschulunterricht zu unterscheiden zwischen der Sprache der Vorlesungen, der Sprache der Seminare und Laboratorien, der Sprache der Bekanntes reproduzierenden Lehrbücher und der Sprache der neuen Fakten und Gesichtspunkte erstmalig darlegenden Forschungsberichte.

Bescheidener sind vorerst die Versuche, dem Westfriesischen und dem Färischen neue Anwendungsmöglichkeiten zu erschließen. Hier geht es nicht um Hochschulunterricht, wohl aber um die Sphären der Oberschule und der Verwaltung. Dabei sind die Färingier — bei nur einem Achtel der Kopfzahl der Westfriesen — begünstigt durch ihre politische Autonomie, die seit langem eine Verwendung der Muttersprache als Amtssprache ermöglicht. Unter den kleinen Sprachgemeinschaften nicht nur der germanischen oder europäischen Welt, sondern des ganzen Erdballs steht die der Färingier einzigartig da.²¹ Diese winzige und keineswegs reiche Volksgruppe gab in ihrer eigenen Sprache 1964 33 Periodika heraus, darunter je eine wissenschaftliche und eine Literaturzeitschrift, je zwei Blätter für die Sachgebiete Sport, Mission, Frauenfragen, eine Kinderzeitschrift, mehrere kirchliche Blätter usw. Es gibt seit 1952 eine eigene wissenschaftliche Gesellschaft, seit 1958 ein ihr angegliedertes Sprachinstitut, seit 1965 eine eigene Färische Akademie.²² Das wirft alles über den Haufen, was wir früher

²⁰ Haugen in: Fishman, Ferguson, Das Gupta (Hrsg.), *Language Problems of Developing Nations*, New York 1968, S. 269.

²¹ Reidar Djupeval: *Litt om framvokstene av det faerøyske skriftmålet*. In: A. Hellevik u. E. Lundebj (Hrsg.), *Skriftspråk i utvikling. Tiårsskrift for Norsk Språknemnd 1952—1962*, Oslo 1964, S. 144—186. — Vgl. auch Joannes Skaale: *Litteratur*. In: J. P. Heinesen (Hrsg.), *Færøerne i Dag*, Torshavn 1966, S. 99—114.

²² Jaspur Joonsen: *Kulturelle institutioner*. In: J. P. Heinesen (Anm. 21), S. 61—69; ferner O. Werner: *Die Erforschung der färöischen Sprache. Ein Bericht über Stand und Aufgabe*. In: *Orbis* 13, 1964, S. 481—544.

zu wissen glaubten über eine untere Grenze der Sprecherzahl, die nötig sei, um in einer Sprache ein eigenes literarisches Leben schaffen und aufrechterhalten zu können.

Wenn wir von wissenschaftlichen Veröffentlichungen in färischer Sprache hören, so behandeln diese freilich fast ausnahmslos Themen, die mit den Färöern, ihrer Sprache, Kultur und Geschichte zusammenhängen. Es ist dies eine Scheidelinie, die auch von sehr viel verbreiteteren Sprachen nur vereinzelt überschritten wird; auch auf Irisch, Walisisch, Bretonisch erscheint kaum je ein wissenschaftliches Werk, das nicht in diesem Sinne gruppenbezogen oder besser „eigenbezogen“ ist. Alles das, was wir über die nahverwandten Sprachen ermitteln, hat ja zugleich paradigmatischen Wert für eine weltweite Soziologie der Sprachgemeinschaft, zumal im Hinblick auf die Sprachen der Entwicklungsländer.

Kann man beim Westfriesischen und beim Färischen von einem stetigen Ausbau sprechen, so beim Jiddischen und beim Niederdeutschen von einem stetigen Rückgang. Er wird beim Jiddischen bis zu einem gewissen Grade verzögert oder auch nur verschleiert durch die ungewohnte literarische Rührigkeit eines kleinen Teiles seiner Sprecher²³; es kam nach 1950 z. B. zu zwei großen in New York abgehaltenen internationalen Tagungen über jiddische Sprache und Literatur (1958 und 1965), es erscheint seit 1963 ein großes Jiddisches Wörterbuch²⁴, und neben New York ist zunehmend Buenos Aires ein zweiter Mittelpunkt jiddischen Literaturlebens geworden.²⁵ Darüber wäre unendlich viel zu berichten, was ich mir heute versagen muß.

Im Bereich des Niedersächsischen ist nach 1950 der Rückgang eher noch deutlicher als in dem des Jiddischen, vor allem weil der Bereich der Zweckprosa nicht rückerobert worden ist und die Jugend im größten Teil des Sprachgebietes zum ausschließlichen Gebrauch der deutschen Hochsprache übergeht. Daß es aber selbst in dieser fast aussichtslos erscheinenden Situation noch zu beachtlichen Phänomenen kommen kann, dafür seien fünf Beispiele gegeben:

²³ Eine gute Einführung für des Jiddischen nicht Mächtige bietet Charles A. Madison: *Yiddish Literature. Its Scope and Major Writers*. New York 1968. (Kap. über USA, Israel, UdSSR, nicht über Argentinien.)

²⁴ Groyser verterbuch fun der yidisher sprach, New York, I 1961, II 1966.

²⁵ Samuel Rollansky (Hrsg.): *Fun Argentine, Land un Jishuv; Poesie, Prose, Publizistik*. Buenos Aires 1960.

1. Noch immer erscheinen in der Bundesrepublik zwei — wenn auch bescheidene — Zeitschriften ganz auf Niedersächsisch: „Uns Moderspraak“ und „Plattdütsch Land un Waterkant“.²⁶
2. In der jungen Generation treten ausgesprochen modernistische Lyriker wie Dieter Bellman, Norbert Johannimloh und Hinrich Kruse auf, die thematisch und stilistisch den Anschluß an Haltung und Niveau der deutschen, ja der westeuropäischen Moderne suchen²⁷, also mehr auf Enzensberger als auf Groth schauen.
3. Ein flämischer Autor, Ludo Simons, hat 1965 ein Verzeichnis von denjenigen seit 1945 erschienenen niedersächsischen Werken veröffentlicht, die nach seiner Meinung europäisches Niveau haben; er verzeichnet u. a. vier Romane (von vier Autoren), vier Novellenbände (von drei Autoren), drei Bände Kurzgeschichten, drei Bände Lyrik.²⁸
4. Nach wie vor gibt es niedersächsisches Bühnenleben mit einer eigenen plattdeutschen Schauspielschule, Lehrgängen für plattdeutsche Regisseure, Tagungen für plattdeutsche Bühnenleiter (es gab 1969 allein in Schleswig-Holstein noch 13 Bühnen!).
5. Der Niederdeutsche Rat veröffentlichte 1964 ein Verzeichnis der an den westdeutschen Schulen zugelassenen niedersächsischen Lesebogen — es waren 69!²⁹
6. Der Verlag Schuster in Leer (Ostfriesland) bringt eine eigene Reihe niedersächsischer Schallplatten, genannt „Niederdeutsche Stimmen“, heraus.

Wohl die wichtigste Neuerung im Bereich des Niedersächsischen ist die erstaunliche Entwicklung von Forschung und Schrifttum im nie-

²⁶ Vgl. Uriel und Beatrice Weinreich: *Yiddish Language and Folklore. A Selective Bibliography for Research* (= *Janua Linguarum* 10), Den Haag 1959. — For Max Weinreich on his 70th Birthday. *Studies in Jewish Languages, Literature and Society*. Den Haag 1964. — Hans Peter Althaus: Die Erforschung der jiddischen Sprache. In: *Germanische Dialektologie* (Mitzka-Festschrift), Wiesbaden, I 1968, S. 224—263. — Zur Frage der hochsprachlichen Norm s. auch Mordche Schaechter: *The Hidden Standard: a Study of Competing Influences in Standardization*. In: *The Field of Yiddish*, Den Haag, III, 1969, S. 284—304.

²⁷ Vgl. L. Simons u. a.: *Niederdeutsche Literatur der Gegenwart*. In: Quickborn 56, 1966, H. 1—2, S. 5—38. — Vgl. auch den Bericht [über die] 22. Bevensen-Tagung. Arbeitskreis für niederdeutsche Sprache und Dichtung. 12.—14. September 1969. Hamburg o. J., ferner die Anthologie von Hermann Kölln (Hrsg.): *Von Groth bis Johannimloh*, Neumünster 1968.

²⁸ *Ons Erfdeel* 9, Dez. 1965, S. 121.

²⁹ Otto C. Carlsson: *Bibliographie der plattdeutschen Lesebogen*. In: *Niederdeutscher Rat*, Jb. 1962—1963, Bd. 2, Bremen 1964, S. 63—75.

dersächsisch sprechenden Teil der Niederlande, wo der 1953 eingerichtete, von Prof. Heeroma geleitete Lehrstuhl für „Niedersächsische Sprach- und Literaturforschung“ in Groningen den Mittelpunkt bildet. Das schon vorher rege niedersächsische Schrifttum in den östlichen Niederlanden hat seither einen spürbaren Aufschwung genommen³⁰, und was uns besonders interessieren muß: es greift über die Bundesgrenze hinüber. Es entstanden landschaftliche „schrieverskringen“ — zuerst 1953 in Drente —, die sodann einen Dachverband, den „Bond van Schrieverskringen in Nordostnederland en aangrenzend Nederduitsland“ bildeten; es entstand eine Schriftenreihe „Sasland-Riege“, es entstanden zwei über die niederländische Ostgrenze hinauswirkende Zeitschriften, von denen die eine, „Swinegeltje“, 1954—1959 erschien, die andere, „Weerword“, in den 60er Jahren. Und in diesen Veröffentlichungen wurde angewendet und propagiert eine neue, von der niederländischen und deutschen unabhängige Rechtschreibung, das „Vosbergen spelling“, das als eine „europäische Rechtschreibung“ empfunden wird.³¹ Mit großer Wahrscheinlichkeit ist das niedersächsische Schrifttum heute in Ost-Niederland entwickelter als in Deutschland. Es gibt heute in Holland mindestens vier Zeitschriften, die ganz in Niedersächsisch geschrieben werden.³² Heeroma schrieb schon 1956, die Zukunft der niedersächsischen Mundarten liege im Westen, nicht im Osten des niedersächsischen Sprachgebietes.³³

Nach diesen skizzenhaften Ausführungen über das Niedersächsische muß ich mich in bezug auf andere Sprachen auf knappste Hinweise

³⁰ H. Entjes: Streektaalliteratuur in Oost-Nederland. In: K. Heeroma u. J. Naarding (Hrsg.), Oostnederlands. Bijdragen tot de geschiedenis en de streektaalkunde van Oost-Nederland, Herzogenbusch 1964, S. 89—133.

³¹ K. Heeroma spricht in „Niederländisch und Niederdeutsch“ (s. Anm. 8) von einer „Internationale der Literaturmundarten“ und bezeichnet „Weerword“ als „ein Forum für das Gespräch zwischen ostniederländischen und niederdeutschen Mundartautoren“. (Statt von „ostniederländisch“ und „niederdeutsch“ könnte ein Schrifttumssoziologe auch von „westsassisch“ und „ostsassisch“ sprechen; s. Kloss 1952, S. 248.)

³² Solche Zeitschriften sind — neben „Weerword“ —: De Moespot (vj.). Uitg. Verbond van Neersasse Schrieverskringen, Winterswijk. — Dörp en Stad (mtl.), Winschoten. — Oeze Volk naoberpraot veur Drentse lezers. (vj.), Gasselternijveen. — Daneben gibt es eine Reihe niederländischer Regional-Zeitschriften, die hie und da sassische Texte, zumal Gedichte, bringen. Die wichtigste wissenschaftliche Zeitschrift für das niedersächsische Sprachleben sind die „Driemaandelijke Bladen voor taal en Volksleven in het Oosten“ (vj.), Groningen.

³³ K. Heeroma: Streektaalcultuur. In: Werkberichten van de Bund van Schrieverskringen in N.-O.-Nederland en aangrenzend Nederduitsland = Sassische Weddergeboorte No. III, 1956, S. 1—15 (hier: 11).

beschränken. Typische Merkmale der Entwicklung im Zeitraum von 1950—1970 sind u. a. die folgenden:

In Norwegen mußte Nynorsk (oder Landsmal) einen erheblichen Rückgang hinnehmen. Das war z. T. eine Folge der Verstädterung: in den Städten hatte es seit je kaum Fuß gefaßt, und der Anteil der Stadtbewohner nahm zu. Daneben aber ging es auch innerhalb der Landbezirke zurück; der Anteil der auf Nynorsk unterrichteten Landschüler fiel von 41 auf 28 v. H.³⁴

In Luxemburg erloschen die Bemühungen um Ausbau zur Hochsprache zeitweise fast vollständig, erhielten aber einigen Auftrieb als Folge der Zulassung der Volkssprachen in die Messetexte.³⁵ Seine Stellung als Umgangssprache und im Schrifttum ist unverändert stark; wichtig ist vor allem, daß durch seine Zulassung als Parlamentssprache in der Nachkriegszeit in den gedruckten Kammerberichten ein riesiges Arsenal für eine künftige letzeburgische Prosa entstanden ist.

Pennsylvaniadeutsch erlebte einen Höhepunkt durch die Veröffentlichung von Übersetzungen der vier Evangelien (1968)³⁶, erlebte aber im übrigen ein fast vollständiges Erlöschen aller Bemühungen um seine Erhaltung und einen massiven Einbruch des Englischen in die letzten Positionen.

Das Lallans oder Niederschottische folgt dem Abstieg des Pennsilfaanischen in einigem Abstand; doch sind einzelne Teilerfolge, wie

³⁴ Lt. Statistik årbok 1969, S. 294, wurden 1969 unterrichtet

in den Grundschulen	auf Nynorsk	auf Riksmål
auf dem Lande	173 600	68 500
in den Städten	138 400	5 000
insgesamt	312 000	73 500

Andererseits soll der Anteil des Nynorsk am Schönschrifttum von 1948—1963 von 11 auf 30 v. H. gestiegen sein (Apropos 1963, H. 6). Ich muß mich an dieser Stelle auf solche flüchtigen Hinweise beschränken und verweise auf die Bücher von Haugen 1966 (Anm. 2) und von Hellevik u. Lundeby 1964 (Anm. 21).

³⁵ Um den Ausbau des Letzeburgischen als liturgische Sprache bemüht sich besonders Archivar Alain Atten; vgl. in „Die Warte — Perspectives“ seine „Kröschtlwergiljen“ (1965) und seine Übertragung des Rosenkranzgebetes (1969).

³⁶ Ralph C. Wood: The Four Gospels Translated into the Pennsylvania German Dialect. In: Publications of the [second] P. G. Society, Vol. I, Allentown, S. 7—184. Die Pennsylvania German Society veröffentlicht seit 1967 in Allentown eine kleine Zeitschrift „Der Regenbogen (The Rainbow)“, die fast ganz auf englisch abgefaßt ist, aber in fast jedem Heft einen Beitrag in pennsilfaanischer Mundart enthält. Vgl. auch die Anthologie von R. C. Wood u. F. Braun: Pennsilfaanisch-deutsch. Kaiserslautern 1966 (= Pfälzer in der weiten Welt, H. 6) und das Abridged P. G. Dictionary, 1970, von R. C. Beam (= Pfälzer in der weiten Welt, H. 8).

z. B. die Veröffentlichung und Aufführung von Komödien des Aristophanes, zu verzeichnen.³⁷

In Übersee haben die anglokreolischen Idiome von Surinam³⁸ und Neuguinea³⁹ einen starken Aufstieg erfahren, die letzteren auch einen neuen, freilich noch nicht allgemein anerkannten Namen (Neo-Melanesian) erhalten.

Idiome, die in meinem Überblick von 1952 noch ganz fehlten, über die aber einiges zu berichten wäre, sind die niederländische Mundart von Limburg, um deren Ausbau sich ein seit 1926 um die Zeitschrift „Veldeke“ gruppierter Personenkreis bemüht⁴⁰, und die anglokreolischen Sprachen von Sierra Leone, das Krio⁴¹, und von Kamerun, das „Wes-Kos“⁴²; in letzterem erschien Missionsschrifttum.

³⁷ Douglas Young: *The Puddocks. A verse play in Scots from Greek of Aristophanes*. Makarsbiel, Tayport, Fife 1958. — Ders.: *The Burdies. A comedy in Scots verse ... Makarsbiel, Tayport, Fife 1959*. — Vgl. auch Douglas Young (Hrsg.): *Scottish Verse 1851—1951*. London 1952 (Anthologie) und Wolfgang Iser: *Lallans, die künstliche Sprache der Scottish Renaissance*. In: *Britannica, Festschrift H. Fladieck, Heidelberg 1960*, S. 142—161.

³⁸ Aus dem reichen neueren Schrifttum über Srananisch nenne ich hier nur L. L. E. Rens: *The History and Social Background of Surinam Negro English*, Amsterdam 1953, sowie von den zahlreichen Arbeiten von Jan Voorhoeve sein Buch „Sranan Syntax“, Amsterdam 1962. Ich verdanke Voorhoeve reiche mündl. Aufschlüsse über Sranan Tongo und andere kreolische Sprachen von Surinam.

Vgl. auch J. Voorhoeve u. Anton Donicie: *Bibliographie du négro-anglais du Suriname*. Amsterdam 1963.

³⁹ R. A. Hall: *Hands off Pidgin English*. Sydney 1955. — Ders.: *Pidgin and Creole Languages*. New York 1966. — Robert Francis Mihalik: *Grammar and Dictionary of Neo-Melanesian*. Techny/Ill. 1957. — A. Capell: *The changing status of Melanesian Pidgin*. In: *La monda lingvo-problemo* 1, Mai 1969, H. 2, S. 107—115. Zuzolge dem von Australien den VN erstatteten „Report for 1967—1968“ über Neuguinea (S. 177—179) gab es hier 1968 fünf Zeitschriften, die ganz, und acht, die teilweise in „Pidgin“ (Neomelanesisch) erschienen.

Vgl. auch John J. Murphy: *The Book of Pidgin English*. Brisbane, 1962.

⁴⁰ Veldeke, Tijdschrift van de vereniging tot instandhouding en bevordering van de Limburgse dialecten. Heerlen (Postbus 188), 1926 ff. Von neun mir vorliegenden Nummern aus den Jahren 1968—70 ist eine (Nr. 239) ganz und sind 3 (240, 242, 244) weit überwiegend in der Mundart geschrieben; es gibt somit limburgische „Zweckprosa“.

⁴¹ Vgl. E. D. Jones: *The Potentialities of Krio as a Literary Language*. In: *Sierra Leone Studies*, 3, 1957, H. 9, S. 40—48. — L. Turner: *Anthology of Krio Folklore and Literature*. Chicago 1963, 2 Bde. Krio wird gelehrt an der Roosevelt University in Illinois.

⁴² Wissenschaftliche Aufbereitung durch die Schriften von Gilbert D. Schneider, z. B.: *First Steps in Wes-Kos*. Hartford Con. 1963. Der von Schneider ins Schrifttum eingeführte Name Wes-Kos hat noch keineswegs allgemeine Annahme gefunden. Im Jahre 1960 erschienen katholische Sonntags-Evangelien auf Wes-Kos, 1963 das Markus-Evangelium (baptistisch).

Wie selbst in Idiomen, deren literarische Geschichte man um 1952 für beendet halten mußte, noch einmal neues Leben aufflackern kann, zeigt der Fall des noch von 1000—2000 Personen gesprochenen Zimbrischen in Oberitalien, mit dem sich in allerjüngster Zeit zwei eigene kleine Zeitschriften befaßten.⁴³ Noch eindrucksvoller sind Evangelienübersetzungen in je einer nordfriesischen⁴⁴ und einer westfriesischen⁴⁵ Mundart; die Bemühungen um Erforschung und Ausbau des Nordfriesischen sind überhaupt sehr ansehnlich.⁴⁶

Ich nenne nun abschließend ein paar Aufgaben, die mir besonders vor- dringlich zu sein scheinen:

1. Für Niederländisch wäre eine Untersuchung zur Geschichte des flämischen taalparticularisme — oder allenfalls die Übersetzung einer geeigneten Studie in niederländischer Sprache — zu wünschen.⁴⁷
2. Für Westfriesisch ein deutsches Lehrbuch — es gibt ja je ein niederländisches, englisches und (sogar!) französisches Lehrbuch⁴⁸ — und vielleicht eine kleine Anthologie mit westfriesischen und deutschen Texten auf gegenüberliegenden Seiten (es gibt eine italienische Anthologie friesischer Dichtung!⁴⁹).
3. Für Jiddisch gibt es wieder ein deutsches Lehrbuch⁵⁰; hingegen ist dringendst erwünscht eine zweisprachige jiddisch-deutsche Antiqua-Anthologie, wie sie der junge deutsche Jiddist H. P. Althaus 1965

Vgl. ferner G. D. Schneider: *West-African Pidgin-English. A Descriptive Linguistic Analysis*. Hartford, Lon. 1966. — *Five Essays on Wes-Kos*. Athens, Oh. (im Erscheinen). — David Dwyer: *An Introduction to West-African Pidgin-English*. East Lansing, Mich. 1967, 572 S.

⁴³ Ljetzan-Giazza. *Rivista mensile di cultura e folclore*. Giazza, Jg. 1, Nr. 1 = April 1968. — Taucias Garcida. *Rivista Mensile* (Hrsg. Carlos Nordera). Jg. 1, H. 1, 1969.

⁴⁴ Übersetzungen von Alfred Boysen in *Moringer Mundart* (gedruckt 1954—55); vorhergegangene von M. Lorenzen in der Mundart der Nordergoosharde blieben ungedruckt.

⁴⁵ Matthäus-Ev. in der Mundart von Schiermonnikog; vgl. dazu *Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung* 84, 1961, S. 125—126.

⁴⁶ Vgl. z. B. Hiimstoun aw e wraal dat hilst stuk jard, 1923—1963. Flensburg 1963, (wichtige Bibliogr. S. 47—48).

⁴⁷ Möglicherweise käme in Betracht eine deutsche Übersetzung der ungedr. Dissertation von Joris van Hulle: *Westvlaamsch Taalparticularisme*. Löwen 1943.

⁴⁸ K. Fokkema: *Beknopte Friese Spraakkunst, met leseoefeningen*. Leeuwarden 1967. — P. Sipma: *Phonology and Grammar of Modern West Frisian*. Leeuwarden 1966. — J. Anglade: *Petit Manuel de Frison Moderne de l'Ouest*. Groningen 1965.

⁴⁹ *Poeti Frisioni*, Mailand 1953.

⁵⁰ Solomon Birnbaum: *Grammatik der jiddischen Sprache*. Hamburg 1966 (1. Aufl. Wien 1915).

ankündigte⁵¹; die vielgelesenen Schriften von Salcia Landmann werden der Aufgabe, uns ein würdiges Bild vom jiddischen Schrifttum zu vermitteln, nicht gerecht. (Ich erwähne in diesem Zusammenhang, daß kürzlich in der DDR eine gute, aber inhaltlich eng begrenzte Anthologie erschienen ist.⁵²)

4. Für Afrikaans besitzen wir ein Lehrbuch und zwei Anthologien.⁵³ Doch weise ich darauf hin, daß es für einige der großartigsten afrikaansen Dichtungen ungedruckte Übersetzungen von Helmut Erbe gibt⁵⁴, und daß es gut wäre, Näheres über die afrikaanse Literatur des zweiten afrikaanssprechenden Volkes, der Klörlinge, zu erfahren.
5. Für Färisch: Eine Studie, welche in dies Schrifttumswunder unter soziologischen Gesichtspunkten von allen Seiten hineinleuchtet und dabei auch vor der gerade hier paradigmatisch wichtigen wirtschaftlichen Frage nach dem Wie der Kostendeckung nicht zurückscheut.⁵⁵
6. Für Pennsylvaniadeutsch: Beachtliche ungedruckte Schrifttumschätze wären zu heben; ein junger sachkundiger Germanist (Heinrich P. Kelz) wäre erreichbar.⁵⁶ Daneben erwähne ich meinen 1954

⁵¹ Hans Peter Althaus: Die jiddische Sprache. In: Germania Judaica, N. F. 14, Jg. 4, H. 4, 1965, und N. F. 23, Jg. 7, H. 1, 1966 (Anthologie angekündigt am Schluß der Einleitung). Vgl. auch S. Birnbaum: Specimens of Yiddish from eight centuries. In: The Field of Yiddish, Den Haag, II, 1965, S. 1—23 (37 Sprachproben).

⁵² Lin Jaldati u. E. Rebling: Es brennt, Brüder, es brennt. Jiddische Lieder. (Ost-)Berlin 1969.

⁵³ Helmut Erbe: Afrikaanse Lyrik. Afrikaans-Deutsch (Schriftenreihe des Inst. f. Auslandsbeziehungen in Stuttgart, Lit.-künstl. Reihe, Bd. 3). München 1959. — Peter Sulzer (Hrsg.): Glut in Afrika. Südafrikanische Prosa und Lyrik. Zürich, Stuttgart 1961.

⁵⁴ Lt. Erbe 1959 (Anm. 53), S. 263 „wartet — neben vielen anderen guten Gedichten — große Dichtung wie ‚Raka‘ und ‚Der Hund Gottes‘ (beide von Van Wyk Louw) auf Veröffentlichung und desselben Dichters ‚Germanicus‘ wie Oppermanns ‚Periandros von Korinth‘ auf Bühne oder Rundfunk in Deutschland“. Eine Übersetzung von „Raka“ durch W. A. Kellner soll noch 1970 im deutschen Sprachgebiet erscheinen.

⁵⁵ H. Kloss: The Economics of Language Maintenance among Frisians and Faroe Islanders. In: Sociolinguistics Newsletter, H. 2, März 1970, S. 4—5.

⁵⁶ Kelz schreibt mir: „Außer Charles C. More würde ich noch vorschlagen die unveröffentlichten Manuskripte von Harry Hess Reichard, John Birmelin, Verona Brotzman Laubach, Raymond S. Snyder und Irene Master.“ Interessante ungedruckte Prosa gibt es auch von Lloyd Moll.

drüben ohne Echo veröffentlichten Vorschlag einer Anthologie pennsylvaniadeutscher Erzähl- und Sachprosa.⁵⁷

7. Für einzelne oder alle über einen eigenen Staat verfügende Sprachgemeinschaften — besonders auch die isländische — Untersuchungen über den Grad, bis zu dem ihre Sprachen im Hochschulwesen, zumal den wissenschaftlichen Publikationen angewendet werden.
8. Für alle germanischen Sprachen und Halbsprachen ein Lesebuch mit einfachen einführenden Texten.
9. Ein solches Lesebuch könnte auch helfen, einen Gedanken zu verwirklichen, der mir zeitgemäß erscheint im Zusammenhang mit den mancherlei schwebenden Plänen zur Hochschulreform. Es ist seit langem, und mit vollstem Recht, üblich, daß Studenten der Germanistik (und wohl auch der Anglistik) in einem diachronischen Querschnitt vertraut gemacht werden mit der Entwicklung der germanischen Sprachen von den ältesten überlieferten altnordischen Texten bis zu den größeren Hochsprachen der Gegenwart. Wäre es nicht denkbar und fruchtbar, daß den Studenten wenigstens an der einen oder anderen Hochschule daneben auch ein synchronischer Querschnitt geboten würde durch die heute bestehenden germanischen Sprachen und Sprachgemeinschaften?⁵⁸ Es wäre doch gut, wenn jeder Germanist wenigstens einmal während seines Studiums auch von den weniger verbreiteten Sprachen gehört hätte, vom Afrikaans und seinen zwei Sprachvölkern, den Buren und Klörlingen, vom Sprachwunder der Färöer. Vor einigen Jahren sprach ich in Kiel mit dortigen Germanistik-Studenten höheren Semesters, die von den Sprachproblemen der unweit wohnenden Nordfriesen noch nie gehört hatten; so etwas sollte nicht vorkommen.

Wichtiger aber als alle Einzelprojekte wäre, daß sich eine Arbeitsstelle fände, welche laufend die Unterlagen über alle diese sprach- und kultursoziologischen Entwicklungen sammelte, und darüber in regelmäßigen, seien es auch mehrjährigen Abständen zusammenfassend berichtete. Eine besonders fruchtbare Aufgabe einer solchen „Sprachstandforschung“ läge in der Beobachtung der „dachlosen Mundarten“ und der in ihnen und für sie geleisteten Arbeit. Hierher würde z. B. gehören das Auftauchen der walserischen Mundart in der ober-

⁵⁷ H. Kloss: A Plea for an Anthology of Pennsylvania German Prose. In: 'S Pennsylvanisch Deitsch Edk, Allentown, 30. Oktober u. 6. November 1954.

⁵⁸ So schon Kloss (Anm. 5), S. 235—236.

italienischen Zeitschrift „Augusta“⁵⁹, das Wirken eines Vereins zur Pflege der letzeburgischen Mundart im altbelgischen Arel⁶⁰, das Schrumpfen der Mundart bei der Jugend des Elsaß, die Rolle der niedersächsischen Mundart bei den westkanadischen Mennoniten, bei denen wir u. a. Erzählungen, Rundfunksendungen und dem Ansatz zu einer Bibelübersetzung begegnen⁶¹, und vieles andere mehr.

Solch eine Beobachtungsstelle wäre vergleichbar einem Observatorium, das die Erscheinungen am Sternenhimmel beobachtet und registriert. Ich bitte den Vorschlag zu solchem Registrieren nicht als eine Aufforderung zur Parteinahme zu betrachten. Damit, daß diese Stelle sich und andere laufend informierte über etwaige Bestrebungen zum Ausbau des Letzeburgischen oder zur Rettung des Niedersächsischen, würde sie nicht Stellung beziehen — es sei denn in dem menschheitlichen Sinne, daß sie volle Freiheit für alle derartigen Bestrebungen fordert.

⁵⁹ „Augusta“, Imprimerie Musumeci, 3, rue de Tillier, Aoste (Italien); die erste Nummer (Frühjahr 1969) enthielt neben französischen, italienischen und walserischen auch schriftdeutsche Texte.

⁶⁰ Vgl. A. Verdoodt: Zweisprachige Nachbarn. Die dt. Hochsprach- und Mundartgruppen in Ost-Belgien, dem Elsass ... (= ETHNOS Bd. 6), Wien 1968, S. 19.

⁶¹ Prosa-Erzähler Arnold B. Dyck, dem das Aprilheft 1959 der Zs. „Mennonite Life“ gewidmet war. Teile der Bibel übersetzt in: J. W. Goerzen: Ute Griksche Hellje Schrefte. Proowe Plautditscha Ewasating. Edmonton, Alta. (S. V.), 1968.

Weitere Titel zu den meisten hier behandelten Sprachen finden sich in Glanville Price: *The Present Position of Minority Languages in Western Europe. A Selective Bibliographie*. Cardiff: Univ. of Wales Press 1969, und Blass, B. A., Johnson, D. A., u. Gage, Wm. W.: *A Provisional Survey of Materials for the Study of Neglected Language*. Washington 1969 (vgl. dort S. 4, 6—9, 28—29, 34—38, 303—305).

Das heutige Deutsch — ein Spiegel sozialer Wandlungen

Von Els Oksaar

1. Die Sprache — ein mehrfunktioneller Spiegel menschlicher Verhaltensweisen — ist eines der wichtigsten institutionalisierten Instrumente einer Gesellschaft. Sie ist nicht nur ein Ausdrucks- und Kommunikationsmittel einer Gruppe, sondern auch selbst ein gruppenbildender und gruppenkennzeichnender Faktor, was schon durch die Wortprägung *Sprachgemeinschaft* signalisiert wird. Durch unsere Sprache wird sowohl unsere nationale und regionale als auch die soziale Zugehörigkeit deutlich. Daher könnten wir, nach dem Muster des bekannten Sprichworts „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich sage dir, wer du bist“ leicht ein neues bilden: „Laß mich hören, wie du sprichst, und ich sage dir, wer du bist.“¹ Das gleiche würde für die schriftliche Verwendung der Sprache gelten.

Zu den Merkmalen, die den Identifikationsschlüssel ausmachen — Sprache als Klassenzeichen — gehören Aussprache und Intonation, Wortwahl, syntaktische Kombinierbarkeitsvarianten, der verschiedene Gebrauch von Transformationsregeln.

1.1 Der Umstand, daß die von der jeweiligen Norm abweichenden sprachlichen Verhaltensmuster — genauso wie andere Abweichungen von gesellschaftlichen Normen — nicht selten negative Reaktionen der Umgebung hervorrufen, liegt in dem institutionellen Charakter der Sprache begründet, der gleichartige Verhaltensweisen voraussetzt, d. h. die Befolgung der geltenden Regeln. Nicht nur ein Ausländer ist schon durch seine andersartige Aussprache von vornherein außerhalb der Gruppe, ungeachtet dessen, daß er vielfach einen nuancierteren Wortschatz hat als mancher Einheimische. Auch derjenige, der

¹ Vgl. hierzu Oksaar, Els, Sprache als Problem und Werkzeug des Juristen, in: ARSP 53, 1967, S. 91—132; hier: S. 91.

die Hochsprache in seinem Lande nicht perfekt beherrscht, hat mit negativen Sanktionen zu rechnen; wie oft hört er nicht, daß er sogar in seiner eigenen Muttersprache nicht zu Hause sei. Diese Tatsache wird von Thomas Mann in den „Buddenbrooks“ sehr deutlich an der Gestalt des Münchners Permaneder dargelegt. Tony, in Lübeck, schüttet ihrem ehemaligen Kindermädchen ihr Herz aus. „Hier, wo er (Permaneder) so ganz aus seiner eigentlichen Umgebung herausgerissen ist, wo alle anders sind, strenger und ehrgeiziger und würdiger sozusagen ... hier muß ich mich oft für ihn genieren ...“ „Siehst du ... mehrere Male ist es ganz einfach vorgekommen, daß er im Gespräche ‚mir‘ statt ‚mich‘ gesagt hat. Das tut man da unten, Ida, das kommt vor, das passiert den gebildetsten Menschen ... und niemand wundert sich. Aber hier sieht Mutter ihn von der Seite an und Tom zieht die Augenbraue hoch und Onkel Justus gibt sich einen Ruck und pruscht beinahe ... und dann schäme ich mich so sehr ...“² Wie sehr die Sprache und ihr sozio-kultureller Rahmen ineinandergeflochten sind, davon zeugt die noch feinere Klassifikationsmöglichkeit auf den kulturellen oder politischen Koordinaten. Bei Max Frisch funktioniert Sprache als sozialer und kultureller Identifikator, wenn sein Herr Gantenbein versucht, die Identität einer Frau festzustellen. Wir erfahren: „Offensichtlich arbeitet sie nicht im Büro. Eine Dame? Durchaus nicht. Sie scheint stolz zu sein auf ein Vokabular, das den Verdacht auf bürgerliche Dame ausschließt, ein unverblümtes Vokabular.“³ Den alten Johann Buddenbrook können wir in dem schon erwähnten Roman von Thomas Mann durch seine rollenspezifische Art, Plattdeutsch, Hochdeutsch und Französisch zu sprechen, als einen durch die Aufklärungszeit beeinflussten norddeutschen Patrizier erkennen.

1.2 Die Gruppenzugehörigkeit des Menschen bestimmt in entscheidender Weise auch sein sprachliches Verhalten. Denn ein Kind wächst ja immer in eine Sprachgemeinschaft hinein, die es mit einem System der sprachlichen Ausdrucksmittel versieht — mit den phonologischen, morphologischen, syntaktischen und semantischen Verhaltensweisen; gleichzeitig aber auch — und das finde ich entscheidend — mit den sozialen Verhaltensmustern, die den Gebrauch der sprachlichen steu-

² Mann, Thomas, *Buddenbrooks*, Fischer Bücherei, Exempla Classica 13, S. 231.

³ Frisch, Max, *Mein Name sei Gantenbein*, Fischer Bücherei 1000, Frankfurt/M. 1968, S. 35.

ern. Beide werden in der Kommunikation erlernt. Beide sind dynamisch und wandelbar. Beide tragen aber auch zu dem Phänomen bei, das man heute mit dem Schlagwort *Sprachbarrieren* kennzeichnet, einem Phänomen, das jedoch viel komplizierter ist, als aus den bis jetzt spärlichen Untersuchungen hervorgeht.⁴

Die sprachlichen Verhaltensmuster werden mit der Zeit durch Kontakte mit neuen Gemeinschaften wie Freundeskreis, Schule, Berufsbereich modifiziert. Es kristallisieren sich aber immer gruppenspezifische Verhaltensweisen heraus, die nicht nur die Regeln der Ausdrucksweise gemeinsam haben, sondern auch die der Interpretation. Am Stammtisch verwendet man die Sprache anders als in der politischen Debatte, im Familienkreise anders als in der Schule. Es ergeben sich Regelsysteme, die von institutionalisierten Rollenerwartungen und soziokulturellen Beziehungen abhängen. Anschaulich beleuchten diese durch Rollenerwartungen bedingten sprachlichen Verhaltensweisen die Gestalten von Martin Walser im Roman „Halbzeit“. Ein Beispiel. Wenn jemand als „tüchtig“ gekennzeichnet wird, so kann folgendes geschehen: „gehörte Frau Pawel zu jenen feinsinnigen Menschen, die abends, von Thermostaten bewacht, in tadellosen Sesseln, bei einem Schluck Gin-and-Tonic über den letzten Anouilh, Karajans letzte Platte, Marinis neuestes Pferdchen und Fellinis Gott sei Dank noch nicht synchronisierten Film sprechen ... gehörte Frau Pawel zu den Kreisen, die es nicht ungern hören, wenn man sie intellektuell nennt, gehörte sie dazu, dann war *tüchtig* ein ganz schlimmes Schimpfwort in ihren Ohren“.⁵

Dieses, wenn auch in sehr grellen Farben gegebene Beispiel verdeutlicht die Tatsache, daß der Sender nie sicher sein kann, daß der Empfänger, wenn er auch die Wortformen richtig gehört oder gelesen hat, damit auch denselben Inhalt wie der Sender verbindet. Die verschiedenen Erfahrungswelten haben verschiedene Gefühlswerte und Nebenbedeutungen zur Folge. Um zu zeigen, wie groß die Verschiedenheit sein kann, genügt es, Thomas Mann zu zitieren: „Wenn zwei Demokratie sagen, ist es von vornherein sehr wahrscheinlich, daß sie etwas Verschiedenes meinen.“⁶

⁴ Zur Problematik: Bernstein, Basil, Soziokulturelle Determinanten des Lernens, in: Soziologie der Schule, hrsg. von P. Heinz, aus dem Englischen von Suzanne Heinz, Köln und Opladen 1959, S. 52–79. — Vgl. hierzu Luther, Wilhelm, Sprachphilosophie als Grundwissenschaft, Heidelberg 1970, S. 347 ff.

⁵ Walser, Martin, Halbzeit, Frankfurt/M. 1962, S. 573 f.

⁶ Mann, Thomas, Betrachtungen eines Unpolitischen, Berlin 1918, S. 262.

1.3 Wir Sprachträger denken kaum darüber nach, daß auch in unserer differenzierten und komplexen Industriegesellschaft die soziale Interaktion vorwiegend sprachgebunden ist. Dadurch wird aber Sprache auch zum wichtigsten Faktor der sozialen Kontrolle. Sie wird zu einem der wichtigsten Steuerungsmechanismen, die unser Verhalten beeinflussen können, positiv oder negativ. Und darüber sollten wir nachdenken! Man braucht natürlich nicht so weit zu gehen wie Heinrich Böll, der in einer Rede u. a. behauptet: „Wer das Wort *Brot* hinschreibt oder ausspricht, weiß nicht, was er damit angerichtet, Kriege sind um dieses Wortes willen geführt worden, Morde geschehen, es trägt eine gewaltige Erbschaft auf sich“⁷; jedoch ist seine folgende Beobachtung richtig: „In allen Staaten, in denen Terror herrscht, ist das Wort fast noch mehr gefürchtet als bewaffneter Widerstand, und oft ist das letzte die Folge des ersten.“⁸

Wie ist das möglich? Gewisse Bewertungs- und Verhaltensnormen bedingen einen spezifischen Sprachkode. Durch die Sprache können wiederum dieselben Normen gefestigt werden. Es finden Rückkopplungsprozesse statt. Wer das in Frage stellt, sollte darüber nachdenken, wie denn die Erfolge in der Propaganda jeglicher Art, von politischer Werbung bis zur Wirtschaftswerbung, ohne diesen Faktor erklärbar wären.

2. Was geschieht nun aber, wenn die schichten- und rollenspezifischen Verhaltensweisen der Gesellschaft sich verändern? Wenn die Grenzen der gesellschaftlichen Subsysteme sich verschieben? Wie und wann spiegeln sich die sozialen Wandlungen in der Sprache? Diesen Fragen wollen wir anhand einiger Beispiele aus dem heutigen Deutsch in der Bundesrepublik nachgehen. Dabei beziehen wir uns auf die allgemeine Hochsprache, auf den Standard, der überregional und übersozial ist.

Ich habe das Bild von der Sprache als einem Spiegel gewählt in der Gewißheit, daß auch die Spiegeltechnik differenzierter geworden ist — es gibt nicht nur normale Spiegel, sondern auch verschönernde und verschlechternde, vergrößernde und verkleinernde usw., vom Zerrbildspiegel bis zum Großraumspiegel, es gibt unklare Spiegel und Spiegel mit verschiedenen Reflexen. Ähnlich verhält es sich mit der

⁷ Böll, Heinrich, Die Sprache als Hort der Freiheit, in: *Moderna Språk* 54, 1960, S. 286.

⁸ Ebd.

Sprache. Wie wir sehen werden, können nur durch verschiedene Spiegeltypen die verschiedenen Arten erfaßt werden, in der die Sprache auf soziale Wandlungen reagiert.

2.1 Die Tatsache, daß es einen Zusammenhang zwischen den Veränderungen der sprachlichen Zeichen und der Veränderung sozialer Systeme gibt, wird von Forschern verschiedener Perioden und Schulen wie Whitney, Bréal, Paul, Meillet, de Saussure, Martinet, Gleason, um nur einige zu erwähnen, allgemein anerkannt. Hermann Paul betont: „Die Sprachveränderungen vollziehen sich an dem Individuum teils durch seine spontane Tätigkeit, durch Sprechen in den Formen der Sprache, teils durch die Beeinflussung, die es von anderen Individuen erleidet. Eine Veränderung des Usus kann nicht wohl zustande kommen, ohne daß beides zusammenwirkt.“⁹ Dasselbe könnte man mutatis mutandis auch für soziale Verhaltenssysteme gelten lassen.

Thomas Mann läßt uns in den „Buddenbrooks“ diesen Prozeß in der Sprache zweier Menschen gut verfolgen. In einer konkreten Situation — als Tony Buddenbrook und Morten Schwarzkopf am Travemünder Strand Tonys feine Lübecker Bekannten trafen und Tony mit denen gehen mußte — sagte Morten: „Ich setze mich da hinten auf die Steine.“ Wie Thomas Mann erklärt, nimmt der Ausdruck aber sehr schnell eine andere Bedeutung an. „Diese Steine waren seit dem ersten Tag zwischen den beiden zur stehenden Redewendung geworden. *Auf den Steinen sitzen* das bedeutete, ‚vereinsamt sein und sich langweilen‘ . . . Am Regentag sagte Tony: ‚Heute müssen wir beide auf den Steinen sitzen . . . das heißt auf der Veranda.‘“¹⁰ Nun könnte man sagen, das ist ja eine Art Geheimsprache oder Sondersprache zwischen zwei Menschen, die es bei Verliebten, Freunden, in einer Familie immer gegeben hat. Schon diese Tatsache macht aber deutlich, daß die gemeinsame Erfahrung in einem bestimmten Situationskontext sprachlich kodifiziert werden kann in der Weise, daß sie bei allen Beteiligten Geltung hat. Auch hier kann ein Rückkopplungsprozeß stattfinden, der die Dichte der sozialen Beziehungen fördert. Morten wagte sogar zu sagen: „Aber wissen Sie, wenn Sie dabei sind, so sind es keine Steine mehr!“¹¹ — Es ist allerdings ein

⁹ Paul, Hermann, Prinzipien der Sprachgeschichte, Halle/Saale 1909, S. 34.

¹⁰ Mann, Thomas, Buddenbrooks (Anm. 2), S. 93.

¹¹ Ebd.

Zufall, daß dieses Syntagma, eine Redensart, die im wahrsten Sinne des Wortes aus der Situation des sozialen Wandels in der kleinsten Gruppe entstanden ist, nicht allgemeine Verbreitung erlebt hat, was man den vielen Auflagen des Romans zufolge hätte vermuten können. Einen Ansatz zur Wandlung von der Einheit im spezifischen Sprachkode zur Einheit im übergreifenden Sprachsystem können wir jedoch im selben Roman finden, und zwar zwanzig Jahre später, als der Kontakt zwischen den beiden sich längst gelöst hatte und Tony ihrem Bruder ihre und ihrer Tochter schwere Lage beklagte. „Wir können einfach auf den Steinen sitzen“, sagte sie. Auf die Frage des Bruders, dem das unverständlich war, erklärte sie: „Nun ja, das ist eine Redewendung.“¹²

3. Die Ausführlichkeit der Beispiele war notwendig, um die funktionelle Vielfalt der Sprache zu verdeutlichen und uns auf die nächste Frage vorzubereiten:

Wie ist nun die Korrelation zwischen den Veränderungen der sozialen Systeme und der Sprache im Einzelfall festzustellen? Die Schwierigkeiten sind augenscheinlich. Denn obwohl die Wechselwirkung zwischen Sprache und Gesellschaft unbestreitbar ist, ist es ebenso deutlich, daß Sprachgeschichte und Sozialgeschichte nicht auf allen Gebieten Hand in Hand gehen. Einerseits ist es klar, daß die Phänomene, die man heute mit den Schlagwörtern ‚Teenager- und Twensprache‘, die ‚Sprache der verwalteten Welt‘ oder ‚Parteichinesisch‘ charakterisiert, durch die besonderen sprachlichen Modelle auch gewisse zeitgebundene neue Sitten, Generationsunterschiede, neue Wirkungsweisen der Gruppe darstellen.¹³ Andererseits kann man nicht behaupten, daß sich jede Veränderung im Wandel der Gesellschaft gleich in der Sprache bemerkbar macht — sie kann sich auch erst über eine lange Zeit auswirken. Obwohl die früheren schichtenspezifischen Trennungsmerkmale wie Einkommen und Lebensstandard überwiegend neutralisiert worden sind, obwohl die Mechanisierung heute das Büro erobert hat wie früher die Fabrik, wird z. B. durch die Sprache immer noch zwischen *Arbeitern* und *Angestellten* unterschieden auch da, wo keine realen Gründe mehr für diese Unterscheidung vorliegen. Und gerade bei einer derartigen Lage fängt die interessante und notwendige Fragestellung mit wie und warum,

¹² Ebd., S. 376.

¹³ Vgl. hierzu Oksaar, Els, a. a. O. (Anm. 1), S. 106 und die dort angeführte Literatur.

wo und wann für den Linguisten an. Aber auch heute gilt im allgemeinen trotz vieler Ansätze die vor fünf Jahren gemachte Feststellung Gleasons, daß die Problematik der wechselseitigen Beziehungen zwischen Sprache und den sozialen Prozessen sowohl von den Linguisten als auch von den Soziologen nur oberflächlich erfaßt worden ist.¹⁴

Methodisch gilt es für uns, dynamische Berührungspunkte zu finden, es gilt ausfindig zu machen, wo die sprachliche Reaktion auf eine soziale Wandlung in nicht allzu langer Zeit folgt, um den Prozeß beobachten zu können und die Art des sprachlichen Spiegels zu bestimmen.

3.1 Worin manifestiert sich nun der, wie Schelsky sagt, „überhaupt in der Dynamik unserer modernen Gesellschaft heute vielleicht dominierendste Vorgang“? Es wird die These vertreten, daß folgendes dazu gehört: „die verhältnismäßige Nivellierung ehemals schichten- und klassentypischer Verhaltensformen des Familienlebens, der Berufs- und Ausbildungswünsche der Kinder, der Wohn-, Verbrauchs- und Unterhaltungsformen“; ebenso wie die Nivellierung der „kulturellen, politischen und wirtschaftlichen Reaktionsformen.“¹⁵

Zweifelsohne liegt vor allem in der Entwicklung der Technik ein Hauptgrund zur Veränderung im sozialen Gefüge unserer Gesellschaft. Der technische Fortschritt löst in anderen Sektoren der Gesellschaft Spannungen und verschiedene Anpassungsprozesse aus.

3.2 Worin manifestiert sich nun die Spiegelfunktion der Sprache angesichts dieser Lage? — Vor allem in verschiedenen Tendenzen innerhalb des Wortschatzes. Rein quantitativ ist dieser durch die Zahl der Neubildungen gekennzeichnet, sei es in Form der Zusammensetzungen, Ableitungen oder Entlehnungen aus anderen Sprachen, vor allem aus dem Englischen und Amerikanischen. Dies trifft speziell für den technisch-wirtschaftlichen und naturwissenschaftlichen Bereich zu, läßt sich aber auch in anderen Bereichen verfolgen und beleuchtet die Tatsache, daß einzelne Sektoren in unserer Gesellschaft komplexer sind als andere und daß dadurch auch dem Instrument Sprache verschiedene Grade von Differenziertheit zukommen. Substantive mit mehr als vier Gliedern sind heute deshalb in der mehr fachbetonten

¹⁴ Gleason, H. A. jr., *Linguistics and English Grammar*, New York 1965, S. 62.

¹⁵ Jaeggi, Urs und Wiedemann, Herbert, *Der Angestellte in der Industriegesellschaft*, Stuttgart, Berlin 1966, S. 146.

Sprache Usus: *Wasserdurchlauferhitzer*, *Luftkissenschwebefahrzeug*, *Kindergeldergänzungsgesetz*. In einer anderen Sphäre erzielen die zu langen Wörter — wie z. B. *Hausputzbackwaschundbügelsonnabend* in Günther Grass' „Blechtrommel“ — nur parodistische Effekte.

Aber nicht nur Neubildungen und Bedeutungsveränderungen, Zunahme der Polysemie, Homonymie und Synonymie erscheinen auf dem Radargerät des Wortschatzes. Ebenso spielt die Durchlässigkeit der Grenzen zwischen Hochsprache, Umgangssprache und Slang eine wichtige Rolle, und vor allem kann schon die Veränderung in der Verwendungshäufigkeit der bereits vorhandenen Mittel ein Anzeiger sozialer Wandlungen sein. Wenn übrigens nicht nur in arbeitspolitischen Situationen das Wort *Arbeiter* immer seltener gebraucht wird und das häufiger statt dessen verwendete *Arbeitnehmer* sprachlich die Grenzen zwischen *Arbeitern* und *Angestellten* verwischt, so ist das eine sprachliche Reaktion auf die Nivellierungstendenz, die zweifelsohne ihre Stütze in der Wirklichkeit hat. Wenn die Prägung *Fremdarbeiter* zugunsten des *Gastarbeiters* immer mehr zurückgetreten ist, wenn der Wechsel von der Bezeichnung *unterentwickelte Länder* über *entwicklungsfähige Länder* zu *Entwicklungsländer* sich fast vor unseren Augen vollzogen hat, wenn man selten hört, daß jemand *arm* oder *reich* ist, sondern *in bescheidenen Verhältnissen lebt* oder *wohlhabend* ist, dann zeigt sich auch darin eine sprachliche Reaktion, die man schärfer betrachten sollte, denn die neuen Ausdrücke scheinen eine ganz besondere Art von Spiegeln zu sein. Wir verfolgen derartige Fälle nun etwas näher und wählen als Ausgangspunkt einen Bereich, wo sowohl sprachlich als auch sozial heute eine Umstrukturierung vor sich geht — den Arbeitssektor.

3.3 Die in der Sprachgeschichte wiederkehrende Erscheinung der Auf- und Abwertung läßt sich in diesem Bereich besonders anschaulich verfolgen.¹⁶ Die Dynamik der Sprache äußert sich besonders nach dem zweiten Weltkrieg in zahlreichen Neubildungen, nicht nur für neue Berufe sondern auch für Fälle, wo schon seit mehreren Jahrhunderten feste Bezeichnungen vorherrschen: *Tapezierer*, *Blumenbinder*, *Dienstmädchen*. Es sind vor allem die Dienstleistungsberufe,

¹⁶ Vgl. zum folgenden Oksaar, Els, Sprachsoziologisch-semantische Betrachtungen im Bereich der Berufsbezeichnungen, in: Satz und Wort im heutigen Deutsch = Sprache der Gegenwart 1, Düsseldorf 1967, S. 205—218, und Språket — kontaktnedel och samhällsfaktor (Sprache — Kontaktmittel und gesellschaftlicher Faktor), in: Sociala Meddelanden 4—5, 1963, S. 537—546.

bei denen man feststellen kann, daß die alten Wörter Konkurrenten von ganz bestimmter Art bekommen haben, die zu einer gewissen Umwertung, sehr häufig zur Abwertung der alten Bezeichnung beitragen. *Innenarchitekt* und *Raumausstatter* treten neben den *Tapezierer*, *Raumpflegerin* hat die *Putz-* und *Reinmachefrauen* ebenso wie die *Aufwartefrauen* fast ganz in den Schatten gestellt. *Blumenbinder* wollen *Floristen* sein, die *Fürsorgerin* ist nicht nur *Sozialarbeiterin*, sondern auch *Wohlfahrtspflegerin* geworden. Auch die Skala: *Magd* — *Dienstmädchen* — *Hausgehilfin* — *Hausangestellte* — *Hausassistentin* bietet ein anschauliches Beispiel für derartige Prozesse. Die empirische Sozialforschung hat gezeigt, daß das Verhalten der Menschen sich oft nicht danach richtet, wie etwas in der Wirklichkeit tatsächlich ist, sondern wie die Menschen es auffassen oder wie sie glauben, daß es sei. Das gleiche kann beim Gebrauch von sprachlichen Einheiten, vor allem von Wörtern eintreten. Sie werden in einer gewissen Situation und in der Regel von dem Standpunkt aus gewählt, den der Sender gegenüber dem Sachverhalt einnimmt, oder in bezug auf den Effekt, den der Sender mit dem Wort erzielen möchte.

Wenn *Fensterputzer* sich *Glas- und Gebäudereiniger* nennen, wenn *Korbflechter* zu *Flechtwerkern* werden, wenn *Laufburschen* *Bürokräfte* genannt werden und statt *Arbeiterinnen* in manchen Fabriken *Laborantinnen* arbeiten, wenn man nicht so oft von *Vertretern* und *Reisenden* spricht wie von *Verkaufsangestellten*, *Kontaktern* oder *Außendienstlern*, so geht es hier um einen Umwertungsprozeß, in dem die neuen, die Tätigkeit aufwertenden Bezeichnungen nicht nur zur Abwertung der herkömmlichen Bezeichnung beitragen, sondern auch durch ihre vorteilhafteren Konnotationen Verbindungen zu anderen sozial höherstehenden Berufsgruppen darstellen und die Auffassung und Reaktion der Sprachträger gegenüber der sozialen Wirklichkeit beeinflussen können. Denn trotz Angleichung der Unterschiede im Einkommen der Gesellschaftsmitglieder hat das Sozialprestige des Berufes sein Gewicht keineswegs verloren. Zahlreiche soziologische Untersuchungen beweisen, daß der Beruf heute zu den wichtigsten Gliederungsmitteln der Gesellschaft gehört. Der sprachliche Ausdruck für den Beruf spielt dabei eine keineswegs unwichtige Rolle.

Wie aus vielen neuen Bildungen hervorgeht, läßt ihre inhaltliche Seite mehrere Deutungsmöglichkeiten zu und widerspiegelt ein größeres Wirkungsfeld als die älteren Bezeichnungen: vgl. *Tapezierer* —

Raumausstatter, mit ganz verschiedener Motiviertheit. Aber auch wo das nicht direkt der Fall ist, kommt das neue Wort in eine andere Kategorie als früher: so z. B. *Zeitungszusteller(in)*, das den *Zeitungsjungen* und die *Zeitungsfrau* mancherorts ersetzt. Die Bundespost stellt jetzt Männer und Frauen als *Postfacharbeiter* — *Briefzusteller* an. Es muß betont werden, daß diese Erscheinung keineswegs nur in der deutschen Sprache zu finden ist. Sie ist an Sprachen desselben soziokulturellen Kreises gebunden. Aus dem Englischen nur ein paar Beispiele: *mortician* statt *undertaker*, *life underwriter* statt *insurance agent*, *beautician* statt *hair dresser*, *tonsorial artist* statt *barber*, *ecdysiast* statt *strip-teaser*, *landscape architect* statt *gardener*. Janitor ist heute auch ein *engineer of sanitation*, *usher* ist *audience guide* geworden.¹⁷

3.4 Aus welcher Quelle kommen die aufwertenden Neuwörter? Wer verwendet sie und in welchen Situationen? Daß hier die Sprachgemeinschaft nicht einheitlich verfährt, ist von vornherein einleuchtend. Die genaue Verfolgung der Einzelfälle ist in diesem Rahmen nicht möglich. Methodisch wichtig ist es jedoch, erstens nach den Motiven der Veränderung in ihrem sozialen Kontext zu fragen und wer die Interessenten an der Veränderung sind, und zweitens den Verwendungsbereich des neuen Wortes festzustellen. Dabei müssen wir auch zu klären versuchen, ob sich Unterschiede im Gebrauch bei den Rollenträgern selbst und anderen wahrnehmen lassen. Die Gewerkschaften haben in vielen Fällen das Neuwort eingeführt, für die Verbreitung sorgen die offizielle Sprache und die Arbeitgeber, die mit Hilfe des Sozialprestiges in der Kategorie der Mangelberufe werben. Daß hier die Bezeichnung eine sehr große Rolle spielt, geht auch daraus hervor, daß man heute von fachlicher Seite das geringe Nachwuchsinteresse im Schmiede- und Maurerhandwerk direkt mit den zu einfachen Bezeichnungen *Schmied* und *Maurer* in Zusammenhang stellt.

Aber auch sozialpolitische Neutralisierungsbestrebungen können ein auslösender Faktor sein. Viele Prägungen aus den heutigen arbeitspolitischen Diskussionen erinnern daran. Der *Arbeitsmarkt*, eine Bildung, die Angebot und Nachfrage durchblicken läßt, umfaßt heute die beiden Gruppen der *Arbeitnehmer* und *Arbeitgeber*, die sprachlich einer ganz anderen Sehweise entsprechen als das traditionelle Wort-

¹⁷ Hertzler, J. O., *A Sociology of Language*, New York 1965, S. 276.

paar aus der Zeit des Klassenkampfes *Arbeiter* und *Kapitalist* und auch das spätere *Arbeiter* — *Unternehmer*. Durch die beiden Komposita mit *Arbeit* als erstem Glied wird sprachlich eine Verbindung geschaffen, die die beiden Parteien in höherem Maße als die anderen Ausdrücke als gleichgewichtige Größen einander gegenüberstellt. Sie sind vor allem auch frei von den Konnotationen des Klassenkampfes. Noch deutlicher neutralisierend wirken die Wörter *Sozialpartner* und *Tarifpartner*, die ein ideales sozialpolitisches Verhältnis interpretieren lassen. Die semantische Struktur der Wörter läßt durch die Komponente *-partner* keine Gegensätzlichkeit zu. Die Prägungen lassen auf bewußte Entpolitisierung der natürlichen Interessenverschiedenheiten schließen. Der Spiegel weicht hier von einem normalen Spiegel entschieden ab.

Anschaulich beweist dies auch das Wort *Raumpflegerin*. Laut Küpper ist *Raumpflegerin* gegen 1955 als scherzhafte Bildung entstanden.¹⁸ Und schon 1961 sind die Formen *Raumpfleger* und *Raumpflegerin* in der offiziellen Berufsstatistik belegt. Von dieser Zeit an überwiegt *Raumpflegerin* bei weitem in Inseraten vor *Putzfrau*, *Putzhilfe* u. dgl. Jedoch: in scherzhaft-ironischen Bildungen wie *Parkett-masseuse*, *Parkettkosmetikerin*, *Parkettakrobatin* und *Staubsauger-pilotin* für die *Raumpflegerin* läßt sich die Reaktion der Sprachgemeinschaft ablesen. Diese Bezeichnungen zeugen davon, daß ein gewisses pejorativ wertendes Interesse, eine ironische Reaktion von seiten der Allgemeinheit mit diesem durch Prestige bedingten Bezeichnungswandel verbunden ist. In den letzten Jahren steht *Raumpflegerin* aber mit einer sehr interessanten sozialen Rückkopplung in Verbindung, da ganz andere soziale Schichten — aus dem gehobenen Mittelstand — sich für diesen Beruf bewerben und der Beruf in einer Raumpflege-Schule gelernt werden kann.

3.5 Von Interesse ist vor allem auch, daß viele Neubildungen deutlich ihre Funktion als spezieller Faktor verraten: eine gewisse Gruppe, z. B. die Arbeitgeber, verwendet die Sprache zu bestimmten Zwecken, etwa um soziale Unterschiede zu überbrücken. Dies kommt auch sehr deutlich in den beliebten arbeitspolitischen Umschreibungen wie *Mitarbeiter*, *Kraft*, *Hilfe* und *Assistent* in statusmarkierten Situationen zum Ausdruck. *Mitarbeiter* ist z. B. nicht in jeder Dimension in der Hierarchie des Arbeitslebens zu verwenden. Es ist richtungsbedingt

¹⁸ Küpper, Heinz, Wörterbuch der deutschen Umgangssprache II, Hamburg 1963.

von oben nach unten, d. h. ein Chef kann es beliebig verwenden, ein auf einer niedrigeren Stufe der Hierarchieleiter Stehender kann es in bezug auf den Chef nicht gebrauchen. Im Satz: *Herr Müller ist Mitarbeiter von Herrn Schulze* sind *Müller* und *Schulze* nicht vertauschbar. *Mitarbeiter* hat aber heute auch mehr und mehr den Inhalt von *Arbeitskraft* erhalten, was deutlich wird in Kontexten wie: *Das Werk beschäftigt 500 Mitarbeiter*.

Während sich einerseits exakte Bezeichnungen und Bestrebungen nach semantischer Motiviertheit bei vielen Neuwörtern feststellen lassen, Typus *Kunststoffverarbeitungstechniker*, fällt andererseits die absichtsvolle Verwendung derartiger Umschreibungswörter wie *Mitarbeiter* ins Auge, ein gewisser sozialer Euphemismus, mit dem man heute auf allen Gebieten des sozialpolitischen Lebens rechnen muß.

4. Die Struktur der Sprache wird sowohl phonetisch als auch semantisch von der Sprachgemeinschaft gestaltet. Dabei spielen Zweckmäßigkeit einerseits, Bequemlichkeit und systembewahrende Züge andererseits eine wichtige Rolle. Es ist also keineswegs gleichgültig, auf welche Weise die Information vermittelt wird oder — um bei unserer Spiegelmetapher zu bleiben — durch welchen Spiegel etwas gesehen wird. Viele von den oben gegebenen Beispielen haben das gemeinsam, daß sie bei der Übermittlung dem Empfänger inhaltlich positive oder wenigstens neutrale Konnotationen geben. Wo dies in Gefahr ist, gibt es Kombinationen: in der Prägung *soziale Randpersönlichkeiten* wird durch das Wort *Persönlichkeiten*, das ja Konnotationen zu sozial Höherstehenden hat, bewußt der eventuell eintretende negative Effekt eliminiert.

Zu derartigen Fällen gehört es auch, wenn eine *Fahrschule* zum *Fahrstudio* und ein *Friseurladen* zum *Frisurenstudio* wird. Auf der gleichen Linie liegt es, wenn man *entrahmte Frischmilch* statt *Magermilch* kaufen kann oder — um noch ein Beispiel aus dem Verkaufsbereich zu geben: wenn *Seelachs* verkauft wird, was eigentlich *Köhler* und *Kohlmaul* heißen müßte, aber aus werbepsychologischen Gründen in eine Assoziationskette mit *Lachs* gebracht wird. In der Schule wird *Förderunterricht* gegeben, früher *Nachhilfeunterricht*; man *bleibt* nicht sitzen, sondern *erreicht das Klassenziel nicht*; hat man *Volksschulbildung*, so ist man gleichzeitig *Nichtabiturient*. Man könnte viele Beispiele geben; ich beschränke mich auf ein paar weitere aus anderen Bereichen. Es ist, was die Assoziation betrifft, nicht gleich, ob jemand *geisteskrank* und im *Irrenhaus* ist oder *gemütskrank* und in der

Heil- und Pflegeanstalt oder auch im *Landeskrankenhaus*, wie es in manchen Gegenden heißt. Es zeigt wiederum verschiedene Perspektiven der Betrachtung, wenn wir *Invalide*, *Kriegsbeschädigter*, *Kriegsopfer* oder *Kriegsversehrter* sagen oder *Flüchtling* mit *Heimatvertriebener* und *Umsiedler* vergleichen.

In vielen, aber nicht in allen Fällen könnten wir von einer Humanisierungstendenz durch die Sprache sprechen.

Aber zurück zum beruflichen Sektor, bei dem wir gesehen haben, daß auf der breiten Front im Arbeitsleben ein großer Bedarf an neuen Bezeichnungen vorliegt, auch aus dem Grunde, daß die alten nicht länger ihre soziale Funktion erfüllen. Das neue Wort ist häufig auch angelsächsischen Ursprungs — ein Faktor, der nicht nur mit kulturellen Kontakten, sondern auch Prestigebedingungen zusammenhängt: *Researcher*, *Designer*, *Public Relations Man*. Bezeichnend ist, daß das Wort *Dressman*, die männliche Entsprechung des Mannequins, in Deutschland mit englischen Morphemen von der deutschen Bekleidungsindustrie geprägt worden ist und zu der Zeit, wie Carstensen darlegt, im Englischen und Amerikanischen fehlte.¹⁹

5. Angesichts der gegebenen Fälle stellt sich noch eine weitere Beurteilungskomponente ein. Viele Ausdrücke aus dem arbeitspolitischen Bereich gehören zweifelsohne — wie ich schon erwähnt habe — zum sozialen und politischen Euphemismus. Tarnungs- und Verhüllungswörter hat es immer gegeben, so lange es Sprache als Kommunikationsfaktor gibt. Neu ist für die Gegenwart die große Verschiebung der Gebiete, die Veränderung der Tabus. Über Sex und Intimbereiche spricht man jetzt so, daß man — ich zitiere eine diesbezügliche Fernsehsendung — „die Dinge bei dem richtigen Namen nennt“. Über viele Komponenten des wirtschaftlichen, sozialen und politischen Lebens, die uns ja alle angehen, wagt man es nicht immer. Ja, man scheint kaum zu wissen, wie die Dinge bei dem richtigen Namen zu nennen sind. Die linguistische Technik ist auch hier nicht ohne Interesse. Sozialer und politischer Euphemismus ebenso wie das Sich-Verstecken hinter Allerweltswörtern und Fremdwörtern können Hand in Hand gehen — mit dem Ziel, exakten Stellungnahmen aus dem Wege zu gehen. Dies beleuchtet ein Leserbrief aus dem Jahre 1961 von Frau Lüders, der ehemaligen Alterspräsidentin des Bundestages: „Trotz des strikten Verbots, Bordelle und bordellähnliche Be-

¹⁹ Carstensen, Broder, *Englische Einflüsse auf die deutsche Sprache nach 1945*, Heidelberg 1965, S. 25.

triebe zu unterhalten, fahren immer mehr Gemeinden fort, nicht nur beide Augen gegenüber der Einrichtung immer neuer Unternehmen — jetzt unter der unverdächtigen Bezeichnung *Appartementhaus* — zuzudrücken ... sie nehmen ja nicht einmal die sogenannten *Call-Girl-Betriebe* unter die strafrechtliche Kuppelei-Lupe. Vielleicht gewährt die Benutzung fremdsprachlicher Bezeichnungen neuerdings Straffreiheit!“²⁰

6. Zuletzt noch eine Frage: wie widerspiegelt sich die berufliche Emanzipation der Frauen in der Sprache? — Zu den wichtigsten soziologischen Veränderungen im heutigen Wirtschaftsleben aller Industrieländer gehört auch eine tiefgehende Wandlung in der Verteilung männlicher und weiblicher Erwerbstätiger: mehr und mehr Frauen nehmen an allen Gebieten des beruflichen Lebens teil. Mit Recht hat Theodor Heuss diese Entwicklung als die größte Revolution unseres Jahrhunderts bezeichnet. Die Größe zeigt sich in der Spiegelkraft der Sprache, die hier aus der Lexik sogar in die Grammatik, und zwar in die Wortbildungsstruktur dringt. Wir haben den sich heute vollziehenden Prozeß zu erklären, der dazu führt, daß der Femininindikator {*in*} bei gewissen Berufen fehlen kann und bei gewissen fehlen muß, bei anderen nicht. Also, ich kann sagen: *sie ist Ministerin* oder *Minister*, aber nur: *sie ist Schuster* (ohne *in*) und *sie ist Lehrerin* (mit *in*). Die Veränderung gewisser morphologischer Kongruenzregeln ist ein Index der Veränderung der Arbeitswelt der Frau geworden.²¹

Die sprachliche Konsequenz der erwähnten erwerblichen Umstrukturierung zeigt sich auch in der Familie: durch Wörter wie *Schlüsselkind*, *Nur-Hausfrau* (als ob *Hausfrau* kein Beruf wäre!), *Alleinverdiener*. Daß auch die berühmten am Abend stets bereitstehenden Pantoffeln umfunktioniert worden sind, ist vorläufig noch nicht auf dem Radarschirm des Wortschatzes zu sehen. Die Umstrukturierung hat aber auch Folgen für gewisse Strukturen der deutschen Anredekonventionen, auf die wir noch zurückkommen werden (6.2).

6.1 Während das Englische eine Tendenz zu genusneutralen Berufsbezeichnungen zeigt — im Englischen sind die Paare vom Typus

²⁰ Frankfurter Allgemeine Zeitung, 19. 10. 1961, zit. nach Hans Galinsky, *Stylistic Aspects of Linguistic Borrowing*, in: Carstensen, Broder und Galinsky, *Hans, Amerikanismen der deutschen Gegenwartssprache*, Heidelberg 1963, S. 47.

²¹ Vgl. hierzu Oksaar, Els, *Zu den Genusmorphemen bei Nomina agentis*, in: *Stockholm Studies in Modern Philology, New Series* 3, 1968, S. 173—184.

host — *hostess*, *waiter* — *waitress* selten, und eine Autorin will lieber *author* als *authoress* sein, ist die Lage im Deutschen heute komplexer. Die deutsche Sprache hat seit alters her die merkmahlhafte Form als Regel gehabt: *Weberin*, *Ärztin*, *Köchin*. Diese Bedingung wird auch bei vielen neueren Berufen erfüllt: *Taxifahrerin*, *Programmiererin*, *Direktorin*, *Polizistin*. Auf diesem Gebiet herrscht aber heute, wie unsere Beispielsätze zeigten, keine so große Regelmäßigkeit, wie man annehmen könnte, und die modernen Handbücher lassen uns in dieser Frage leider im Stich. Wir stellen folgendes fest: Die Femininendung muß verwendet werden in älteren Frauenberufen — *Lehrerin*, *Ärztin*. Es zeigt sich auch bei den neueren Berufen die Tendenz, durch das Suffix *in* den weiblichen Berufsausüßer zu kennzeichnen, obwohl sie da auch, besonders bei vielen höheren Berufen, fehlen kann: *Botschafter*, *Professor*, *Minister*, *Ingenieur*. Sie fehlt — ohne Alternative — bei alten Handwerksberufen: *Schlosser*, *Schuster*, *Maurer*.

Das heutige Deutsch hat somit einen grammatischen Indikator, der es ermöglicht, zwischen den alten und neuen Frauenberufen zu unterscheiden: das *in*-Morphem und seine Nichtverwendung, {*in*}: Ø. (1) *Maler* und (2) *Malerin* in bezug auf eine Frau definieren unmißverständlich die Art ihrer Tätigkeit, indem es sich bei (1) um das Ausüben des Malerhandwerks handelt, bei (2) um den Künstlerberuf. Diese Unterscheidungsmöglichkeit fehlt beim männlichen Ausüßer beider Berufe — er ist *Maler*.²² Der soeben erwähnte grammatische Indikator kann in derartigen Fällen auch den Inhalt der männlichen Berufsbezeichnung genauer fixieren helfen: ist die weibliche Entsprechung nur mit {*in*} möglich, handelt es sich um den Künstler.

6.2 Es zeigt sich ferner, daß das Morphem {*in*} bei den Wörtern fehlen kann, die auch als Titel und in der direkten Anrede verwendet werden. Im letzten Fall fehlt *in* fast immer: *Frau Senator*, *Frau Professor*, *Frau Konsul*. Diese Anredeformen können jedoch homonym sein, da sie in dieser Funktion auch verwendet werden können, wenn der Ehemann der Berufsausüßer ist. Die soziale Expansion der berufstätigen Frau gehört zweifelsohne zu den Komponenten, die diesen Usus eingeschränkt haben. Sie hat auf die soziale Verhaltensweise, die Frau durch den Titel des Mannes zu identifizieren und diesen für die Anrede zu gebrauchen, hemmend eingewirkt. Die In-

²² Dieses Beispiel verdanke ich Herrn Professor Albrecht Schöne.

formationsstörungen, die durch die Homonymie auftreten können, werden durch diese Entwicklung geringer.

7. Aus den Betrachtungen, in denen wir Beispiele aus dem heutigen Deutsch in verschiedener Spiegelfunktion sozialer Wandlungen brachten, geht auch hervor, daß Sprache nicht als ein System statischer Einheiten gesehen werden darf. Sie ist vielmehr ein Feld von Prozessen und Beziehungen, die aus ihrer Verbundenheit mit der sozialen Realität entstehen. Die sprachliche Kompetenz und die soziale Kompetenz dürfen nicht in der Weise getrennt werden, wie es von linguistischer Seite gewöhnlich getan wird.

Schon vor etwa 80 Jahren hat Georg von der Gabelentz betont: „Alles in der Sprache ist zugleich Erscheinung und Mittel, Erscheinung die richtig gedeutet, Mittel das richtig angewandt werden will.“²³ Hier erkennen wir nicht nur die Ausdrucks- und Kommunikationsfunktionen der Sprache, sondern auch ihre Normbedingtheit und ihre soziale Verankerung — Faktoren, ohne die das Konto von „richtig“ in jeweiliger Kommunikationssituation ungedeckt bleibt. Wir erkennen aber vor allem, daß hinter der Sprache immer der Mensch steht.

In einer Zeit, in der sich die Sprachwissenschaft nach allen Seiten verzweigt, ist zu hoffen, daß uns diese Erkenntnisse helfen werden, bei der wissenschaftlichen Arbeit mit der Sprache vor lauter Bäumen doch noch den Wald zu sehen.

²³ von der Gabelentz, Georg, Die Sprachwissenschaft. Ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse, Leipzig 1901, S. 86.

Bericht über das Forschungsunternehmen „Grundstrukturen der deutschen Sprache“*

Von Ulrich Engel

- Inhalt:
0. Einführung.
 1. Zum Forschungsstand.
 2. Definition der „Grundstrukturen“.
 3. Der Plan für die erste Phase.
 4. Charakterisierung der linguistischen Monographien.
 5. Stand der Untersuchungen. Einige vorläufige Ergebnisse.
 6. Weitere Aufgaben.
 7. Die didaktische Auswertung.
 8. Nutzen des Forschungsunternehmens.

0. Im Frühjahr 1966 schlug das Goethe-Institut dem Institut für deutsche Sprache vor, ein „Grunddeutsch“ zu erarbeiten. Man verstand darunter eine linguistische und vor allem eine bessere linguistische Grundlegung für den Deutschunterricht für Ausländer. Hinter diesem Vorschlag stand die Erfahrung, daß die vorhandenen Lehrwerke, so verdienstvoll, so diskutabel sie im einzelnen sein mögen, auf veralteten Grammatikkonzeptionen beruhen, und daß sie außerdem manche sprachlichen Bereiche einfach vernachlässigen. Das Institut für deutsche Sprache hat sich nach eingehender Prüfung der Forschungslage und aufgrund von Erkundigungen bei verschiedenen linguistisch-didaktischen Forschungsstellen bereit erklärt, diese Aufgabe zu übernehmen. Für die Finanzierung konnte die Stiftung Volks-

* Dieser Aufsatz beruht auf einem Bericht, der dem wissenschaftlichen Rat des Instituts für deutsche Sprache am 9. 4. 1970 erstattet wurde. Die vorliegende Fassung enthält mehrere Erweiterungen, Präzisierungen und Anwendungsbeispiele; auch die wichtigsten Diskussionsbeiträge wurden berücksichtigt. Vgl. außerdem die kürzere Darstellung bei Engel, Das Forschungsunternehmen „Grundstrukturen“.

wagenwerk gewonnen werden, die für eine erste Phase 800 000,— DM (für den Zeitraum von insgesamt 4 Jahren, beginnend mit dem 1. 1. 1967) bereitstellte.

1. Die Unzulänglichkeit der vorliegenden Lehrbücher für den Fremdsprachenunterricht ist, dies wurde soeben schon aufgedeckt, zum Teil auf das Fehlen geeigneter linguistischer Darstellungen zurückzuführen. Daß die Linguisten diesen Mangel und die daraus resultierende Verpflichtung erkannt haben, zeigt die zunehmende Zahl von Untersuchungen auf dem Gebiet der angewandten Linguistik im vergangenen Jahrzehnt, zeigt nicht zuletzt die Gründung der Gesellschaft für angewandte Linguistik (GAL) im Jahr 1968. Koordination der verschiedenen Ansätze und Kooperation der beteiligten Stellen könnten im Rahmen dieser Gesellschaft gewährleistet werden.

Die meisten linguistischen Forschungen, die eine Verbesserung des Fremdsprachenunterrichts zum Ziel haben, sind noch nicht abgeschlossen, so Gerhard Nickels Unternehmen PAKS (Projekt für angewandte Linguistik), das sich zum Ziel gesetzt hat, auf der Grundlage der generativen Grammatik die englische und die deutsche Sprache kontrastiv zu beschreiben, wobei der Nachdruck auf den Strukturen des Englischen liegt.¹ Aus der nicht allzu großen Zahl von Publikationen zur linguistischen Grundlegung des Deutschunterrichts für Ausländer nenne ich Kufners deutsch-englische kontrastive Grammatik² und J. Alan Pfeffers „Grunddeutsch“ (Basic German).³ Kufners Buch zeigt manche angekündigten erfrischenden Neuerungen, so wenn er die Phrasenstruktur in ihren verschiedenen Ausprägungen aus einem einheitlichen und einfachen Modell ableitet, oder wenn er die Wortklassen unter Absehen von jeglichen inhaltlichen Momenten nur aufgrund ihrer Form, ihrer Funktion und ihrer Begleiter („markers“) definiert. Aber im ganzen steht er hier doch noch auf dem Boden überlieferter Anschauungen. Dies führt immer wieder zu unangemessener Beschreibung. So erweisen sich manche von Kufners Begriffen („modification“ und „modifier“, „object“, „conjunction“ u. a.) als

¹ Zwischenergebnisse werden in den zwanglos erscheinenden Forschungsberichten veröffentlicht; bisher liegen die Bände 1 bis 5 vor. S. ferner Nickel, Kontrastive Analyse.

² Herbert L. Kufner, English and German. Vgl. zur Kontrastiven Grammatik auch: E. Nickel, Kontrastive Analyse.

³ Es liegen die Bände 1 bis 5 vor; Band 6 ist angekündigt.

zu wenig spezifiziert. Und ebensowenig wie bei C. C. Fries⁴ und anderen vor ihm wird bei Kufner deutlich, daß die parts of speech im Grunde Syntagmen von bestimmter Struktur (Phrasen) sind, die nur in Grenzfällen durch Elemente einer der Hauptwortklassen wiedergegeben werden können. Bei alledem sollte freilich nicht übersehen werden, daß Kufners Arbeit die erste kontrastive Grammatik in der Reihe der von Charles A. Ferguson herausgegebenen Contrastive Structure Series war. Als Pionierleistung, die Grundlage und reiche Anregung für weitere Arbeiten bildete, ist sie auf jeden Fall anzuerkennen. Pfeffers „Grunddeutsch“ beruht, wenigstens für die Level I (Grundstufe), in der Hauptsache auf einem Corpus gesprochener Sprache. Dieses Corpus war zum Zeitpunkt seiner Erhebung ein Novum im Bereich der deutschen Sprache mindestens insofern, als die Gewährsleute aufgrund eines Systems detaillierter sozialer Merkmale ausgewählt wurden. In der Folgezeit wurden Einwände verschiedener Art gegen dieses Corpus geltend gemacht. Vor allem scheint bei den Tonbandaufnahmen zuwenig auf Spontaneität der Sprecher geachtet worden zu sein. Auch sollte man die Frage der Verteilung und des Gewichts typischer Alltagssprechsituationen noch einmal überdenken. Ein Corpus gesprochener Sprache, das diesen und anderen Anforderungen gerecht wird, entsteht in der Forschungsstelle Freiburg des Instituts für deutsche Sprache unter Leitung von Hugo Steger.⁵ Bisher wurden aufgrund des Pfefferschen Corpus im wesentlichen Listen von Wörtern erarbeitet. Grammatische Darstellungen wurden angekündigt. Insofern geht das „Grunddeutsch“ über sein unmittelbares Vorbild, das „Français Fondamental“⁶, hinaus. Ich glaube indessen, daß man in umgekehrter Richtung vorgehen sollte. Wer über die Lexis zur Syntax vorzudringen strebt, zäumt das Pferd am Schwanz auf, weil das Problem der kleinsten bedeutungstragenden Einheiten nur mit Hilfe syntagmatisch-paradigmatischer Kategorien zureichend gelöst werden kann. Damit hängt es zusammen, daß die unübersehbare Stagnation in der Lexikographie offensichtlich erst überwunden werden kann, wenn erhebliche Fortschritte in der Syntax erzielt worden sind.⁷

⁴ S. Fries, *Structure*.

⁵ Vgl. dazu Steger, *Dokumentation und Analyse*.

⁶ S. *L'Elaboration du Français Fondamental (1er degré)*, Paris 1964.

⁷ Diese pauschalen Feststellungen bedürfen natürlich der Erläuterung. Ich kann hier nur auf meine Studie „Kritik deutscher Wörterbücher“ verweisen, die in absehbarer Zeit erscheinen wird.

2. Es kann nicht bestritten werden, daß die Bezeichnung „Grundstrukturen der deutschen Sprache“ verschiedenartige Interpretationen erlauben könnte. Am besten faßt man sie als terminus technicus auf, der natürlich dann nicht intuitiv verstanden werden darf. Es ist nur die Frage, wie man definiert.

Verschiedenes wurde von Interessenten, Sympathisanten und Kritikern vorausgesetzt, vermutet, vorgeschlagen, verlangt. Ich will einige irrtümliche Annahmen erörtern, in der Hoffnung, daß dies zur Klärung des Begriffes „Grundstrukturen“ beitragen wird.

Gelegentlich wurde eine linguistische Definition der „Grundstrukturen“ vermißt. Nun war eine solche Definition selbstverständlich von Anfang an vorhanden und wurde in Berichten und Diskussionen vor Sachverständigengremien auch stets zum Ausdruck gebracht. Freilich gab es jahrelang keine Veröffentlichung über die „Grundstrukturen“ (so daß Außenstehende tatsächlich über Begriff und Ziele des Unternehmens im unklaren sein konnten). Diese Zurückhaltung erklärt sich aus dem — sicher zu rechtfertigenden — Bestreben, nicht gar zu laut über ungelegte Eier zu gackern. Heute würde ich es allerdings vorziehen, über Forschungsprojekte schon im Anlaufstadium, ja schon in der Planungsphase öffentlich zu berichten, damit Kritik und anderweitig gemachte Erfahrungen noch berücksichtigt werden können; dies, obwohl das bei den „Grundstrukturen“ bisher geübte Verfahren meines Erachtens nicht zu Mängeln oder Umwegen geführt hat, die andernfalls vermeidbar gewesen wären. Der Ruf nach einer „linguistischen Definition“ scheint aber in eine bestimmte Richtung zu zielen. Er beruht, so scheint es, auf der Unterstellung, „Grundstrukturen“ müßten in einer konsistenten Theorie der Spracherzeugung eindeutig lokalisierbar sein, und zwar so, daß sie anderen Teilprozessen vorgeordnet seien. Das Bestimmungswort „Grund-“ wird dabei offenbar als Äquivalent der Termini „base“, „basic“ der generativen Grammatik aufgefaßt. Diese Begriffsbestimmung entspricht nicht der von uns vertretenen. Zwar spielt in unserem Begriff der „Grundstrukturen“ die Priorität im Erzeugungsprozeß eine gewisse Rolle, aber nur neben anderen, im ganzen entscheidenderen Faktoren. Andere gingen davon aus, daß durch die „Grundstrukturen“ der Deutschunterricht für Ausländer vereinfacht werden solle, und es wurde nach Beispielen gefragt, die solche Vereinfachung deutlich machen könnten. Nun ist, in der Linguistik wie anderswo, nichts einfacher, als durch wenige Beispiele eine These zu unterbauen; der

gutgläubige Leser erfährt dabei nie, wie viele Gegenbeispiele hintangehalten werden. Trotzdem werde ich unter Punkt 8 einige Hinweise geben, die zeigen mögen, daß unsere Untersuchungen tatsächlich einen besseren Deutschunterricht ermöglichen könnten. Entscheidend ist aber: wir haben nie beansprucht, mit Hilfe der „Grundstrukturen“ den Sprachunterricht zu vereinfachen. Dazu wissen wir zu viel über die Komplexität des Verhältnisses von linguistischer Beschreibung und didaktischer Darbietung, und wiederum von didaktischer Darbietung und Anwendung im Unterricht. Die Art der linguistischen Beschreibung ist immer nur einer von vielen Faktoren, die den Unterricht determinieren.

Allerdings wurde nie im luftleeren Raum geplant; die „Grundstrukturen“ gehören in den Bereich der angewandten Sprachwissenschaft. Die Berücksichtigung der letzten Endes didaktisch-pädagogischen Zielsetzung wird gewährleistet durch Sitzungen der zuständigen Kommission, der neben Germanisten und Linguisten auch Didaktiker und Unterrichtspraktiker angehören. Diese Kommission wurde von Anfang an über Anlage und Fortgang der Untersuchungen unterrichtet. Ferner finden von Zeit zu Zeit Arbeitsbesprechungen mit Vertretern des Goethe-Instituts statt, denen bei der Weiterbearbeitung unserer Untersuchungsergebnisse eine wichtige Rolle zukommt (vgl. dazu auch Punkt 7).

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß die „linguistische Definition“ der „Grundstrukturen“ unter dem Gesichtswinkel der didaktischen Zielsetzung zu erfolgen hat, ohne daß man es sich so einfach machen dürfte, etwa zu sagen, Grundstrukturen seien eben eine Menge sprachlicher Erscheinungen einschließlich ihrer Strukturbeschreibungen, die den Fremdsprachenunterricht irgendwie zu verbessern imstande seien. Vielmehr verstehen wir unter „Grundstrukturen“ die allgemeineren Strukturen einer Sprache (*langue*), die wegen ihrer Frequenz oder aufgrund anderer Kriterien als unentbehrlich für den Fremdsprachenunterricht zu betrachten sind⁸, abgebildet auch auf die Ebene der *parole*, wo sich Verteilungen (im Gesamtkorpus oder in Textsorten) als Performanzstrukturen darstellen lassen.

⁸ Ähnlich Steger, *Dokumentation und Analyse*, S. 51 und bes. S. 57. Bei Steger fehlt das Kriterium der Allgemeinheit, dafür ist der Begriff der Frequenz in der erforderlichen Weise (nämlich hinsichtlich verschiedener Textsorten) präzisiert (*Dokumentation und Analyse*, S. 55–60).

Allgemein nennen wir Strukturregeln (und davon unmittelbar erzeugte Strukturen), die in einem deduktiven grammatischen Regelsystem anderen Regeln vorgeordnet sind; ebenso gibt es allgemeinere und speziellere Regeln in den Subkomponenten einer Grammatik. Kleinere Teilkomponenten einer deutschen Grammatik könnten etwa Satzbaupläne mit Ausbauplänen; verbale Komplexe („Prädikate“) nebst bestimmten temporalen Adverbialien und Subjunktionen⁹; lineare Ordnung präterminaler Ketten (meist recht irreführend „Wortstellung“ genannt); Nominalisierungen usw. erzeugen. Es versteht sich, daß mit dieser formlosen Aufzählung keine Aussage über eine bestimmte grammatische Theorie verbunden ist. — Wo die Grenze zwischen allgemeineren und spezielleren Strukturen in concreto zu ziehen ist, hängt auch von außerlinguistischen Faktoren ab, z. B. vom Bearbeitungszeitraum und der Anzahl der verfügbaren Mitarbeiter. In unserem Fall müssen etwa nicht nur die Funktionen der deutschen Tempora explizit gemacht werden, sondern es müssen auch Kontextrestriktionen durch lexikalisch-semantische Kategorien sowie bevorzugte Verwendung bestimmter Tempora bei semantischen Verbgruppen¹⁰ dargelegt werden. Dagegen gehört die Restriktion des Verbs *ausfressen* (in einer speziellen Bedeutung: *Was hat der wieder ausgefressen?*) auf die Tempora Perfekt und Plusquamperfekt nicht in die Grundstrukturen.¹¹ Das ist genauso in der Lexis, wo wir ebenfalls Strukturen (und damit auch Grundstrukturen) annehmen. Darüber kann einstweilen nur gesagt werden, daß die Grenze zwischen Grundstrukturen und sonstigen Strukturen oberhalb der Grenze zwischen allgemeiner Lexik und Idiomatik liegt. Z. B. müßten die Grundstrukturen zum intransitiven Verbum *schwellen* mindestens die Angabe enthalten, daß außer dem „Subjekt“ keine weiteren Ergänzungen möglich sind, und daß diese eine Ergänzung nicht durch einen Nebensatz vertreten werden kann; andererseits gehört die

⁹ Vgl. Engel, Subjunktion.

¹⁰ Z. B. ist das Präteritum bei *sein*, *haben* und den Modalverben im allgemeinen häufiger als bei den übrigen Verben in den Fällen, wo Austauschmöglichkeit Perfekt/Präteritum besteht.

¹¹ Ich beziehe mich dabei auf die umfangreiche Untersuchung meiner Mitarbeiterinnen Ulrike Hauser und Gabriele Hoppe über die deutschen Vergangenheits-tempora. Diese Arbeit lag im Sommer 1970 im Manuskript vor und wird 1971 erscheinen. Wenn hier übrigens trotzdem auf Fälle wie den soeben ausgeschlossenen (*etwas ausgefressen haben*) eingegangen wird, so liegt darin kein Widerspruch. Ein gewisses Überangebot an Beschreibung berührt die Definition der „Grundstrukturen“ nicht.

Wendung *ihm schwillt der Kamm* sicher nicht zu den Grundstrukturen. Dazwischen aber liegt ein weites Feld, über dessen Zuordnung zu diskutieren ist. Es gibt Regeln für metaphorischen Gebrauch mit weitreichender Geltung; solche Regeln könnten sehr wohl in den Grundstrukturen erscheinen.¹² Zwar wird in Abschnitt 3 darzulegen sein, daß Wortschatzdarstellung in traditioneller Art nicht Bestandteil der Grundstrukturen sein kann und daß neue Kategorien und Methoden für eine deskriptiv adäquate Darstellung des Wortschatzes noch nicht bereitstehen. Dies schließt jedoch nicht aus, daß Teile des Wortbestandes einer Sprache schon heute bearbeitet werden können. Im Rahmen unseres Forschungsunternehmens werden vor allem (im Zusammenhang mit den Satzbauplänen) die deutschen Verben möglichst eingehend beschrieben.

Das Kriterium der Allgemeinheit stellt zwar eine notwendige Voraussetzung für die Zuweisung sprachlicher Erscheinungen zu den „Grundstrukturen“ dar. Es muß aber ergänzt werden durch andere Kriterien, die deutlicher den Bezug zur Anwendung im Unterricht enthalten.

Eine zureichende Bedingung für die Unentbehrlichkeit sprachlicher Strukturen für den Unterricht ist ihre Häufigkeit. Das bedeutet, daß Erscheinungen von nachweisbar hoher Frequenz in jedem Fall zu den Grundstrukturen zählen. Es gibt Erscheinungen von allgemein hoher Frequenz; dazu ist im Deutschen etwa das Präsens zu rechnen, die akkusativischen Satzbaupläne und die Erststellung des „Subjekts“. Andere Erscheinungen weisen nur in bestimmten Textsorten hohe Frequenzen auf: Genitivsätze etwa in juristischen Texten¹³, das Passiv in Handbüchern und Gebrauchsanweisungen, der Konjunktiv I in den Nachrichten der Tagespresse. Die Grundstrukturen sind prinzipiell als textsortenunabhängig zu betrachten. Das bedeutet, daß sie keinesfalls auf bestimmte Textsorten beschränkt sind. Damit ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß die Verteilung der Grundstrukturen in verschiedenen Textsorten untersucht wird. Die Auswahl eines Quellencorpus

¹² Man denke etwa an die Regel, daß soziale Institutionen fast beliebiger Art die Selektionsrestriktion (menschlich) erfüllen, vgl. *Der Landkreis wird sich auch an den Kosten beteiligen*. Hätte Gerhard Helbig diese generelle Regel formuliert, so hätte er in seinem Valenzwörterbuch auf die häufige semantische Kennzeichnung (Abstr. (als Hum.)) verzichten können. Grundsätzlich gilt die Forderung, daß bestehende Merkmalshierarchien für die Vereinfachung des Regelsystems zu verwenden sind.

¹³ Man denke an Sätze wie *Diese Gesetze bedürfen der Zustimmung des Bundesrates*.

sollte demnach möglichst viele Textsorten in gleicher Weise berücksichtigen; nur wo äußere Bedingungen zur Beschränkung zwingen, sollten die gemäß dem Unterrichtsziel vorrangigen Textsorten bevorzugt werden.¹⁴

Bei alldem bleibt aber das Problem der zählbaren Einheiten. Im Bereich der Syntax hat man es verhältnismäßig leicht, hier vor allem hat die traditionelle Grammatik längst eine große Anzahl gültiger Kategorien wie Tempus, Modus, Genus Verbi usw. bereitgestellt. Innerhalb der Lexis aber führt das Zählen der scheinbar primären Einheit „Wort“ oft zu Fehlschlüssen. Dies ist der schärfste und triftigste Einwand gegen Wortzählungen herkömmlicher Art überhaupt.¹⁵ Zähle ich nämlich einfach (lemmatisierte) Wörter, so stehen Synonyme und Fast-Synonyme unvermittelt nebeneinander (von Syntagmen ganz abgesehen, man vergleiche nur: *bald, demnächst, an einem der nächsten Tage, in Bälde* usw.) und weisen, je für sich genommen, oft sehr niedere Frequenzen auf, während die gesamte Synonymengruppe sich als hochfrequent erweist. Der Schluß liegt nahe, daß nicht Wörter, sondern „Bedeutungen“ zu zählen seien. Aber über Festlegung und Abgrenzung lexikalischer und syntagmatischer Bedeutungen wird noch lange nachzudenken sein.

Es bleiben noch sprachliche Erscheinungen zu erörtern, die als unentbehrlich zu bezeichnen sind, obwohl sie keine besonders hohe Frequenz aufweisen. Hierfür gibt es noch keine völlig exakten Kriterien. Vieles hängt natürlich von der Art des Unterrichts, besonders von dessen Niveau ab. Wo aktive und passive Beherrschung einer Sprache angestrebt wird, sollten die grammatischen Subsysteme mit einiger Vollständigkeit vermittelt werden, also z. B. sämtliche sechs Tempora¹⁶, die meisten Satzbaupläne, die drei Modi Indikativ, Kon-

¹⁴ Vgl. hierzu Steger, Dokumentation und Analyse, S. 18—21 und S. 58 f.

¹⁵ Zur Fragwürdigkeit von Wortzählungen s. auch Steger, Dokumentation und Analyse, S. 59.

¹⁶ Ein Tempus ist gewiß auch das sog. Futur II, dessen eigentümliche, von den übrigen Sekundärtempora abweichende Bildung auffällt: in Perfekt und Plusquamperfekt wird ein temporal bestimmtes Verb mit dem zusätzlichen Merkmal [abgeschlossen] oder [vergangen] versehen (*singt — hat gesungen*); im Futur II hingegen wird ein mit dem Merkmal [abgeschlossen] oder [vergangen] versehenes Verb zusätzlich temporal bestimmt (*vergessen haben — wird vergessen haben*). Ein dem Perfekt und Plusquamperfekt entsprechendes „sekundäres Futur“ **hat singen (ge)worden* ist denkbar, aber offenbar in den meisten Sprachen nicht realisiert. Die Systemlücke wird durch Umschreibungen gefüllt: *war im Begriff zu singen*. — Jedenfalls darf das Faktum, daß das Futur II selten vorkommt und auch meist „modal“ verwendet wird, nicht dazu führen, daß es aus dem Bereich der Tempora ausgeschlossen wird.

junktiv I, Konjunktiv II¹⁷, die formal bestimmten Satztypen und Satzarten, die Form der Negation, die wichtigsten Stellungsregeln und manches andere.

Die Tatsache, daß verschiedene grammatische Strukturen zusammen ein Subsystem bilden, kann noch kein Kriterium für ihre generelle Unentbehrlichkeit sein. Wo aber solche Strukturen sich gegenseitig definieren, so daß für zwei Strukturen a und b gilt: $a \rightarrow b$ oder $a \subset b$, sind sie selbstverständlich unentbehrlich. Also kann etwa der Anfangsunterricht, solange es nur um die flexivische Bezeichnung von „Vergangenheit“ geht, mit einem Vergangenheitsstempus (vermutlich dem Präteritum) auskommen. Sobald jedoch die spezielleren Funktionen des Präteritums, die eben weitgehend als „nicht-perfektisch“ aufzufassen sind, eingeführt werden sollen, kann auf das Perfekt (und später auf das Plusquamperfekt) nicht mehr verzichtet werden.

3. Auf die angegebene Art, mit Hilfe der drei Kriterien Allgemeinheit, Frequenz und Unentbehrlichkeit, von denen das dritte mindestens das zweite impliziert, kann ein Maximalkatalog der Grundstrukturen der deutschen Sprache aufgestellt werden. Aus diesem Maximalkatalog wurden Teilbereiche ausgewählt, immer nach Maßgabe der verfügbaren Mittel und Mitarbeiter und aufgrund der Bedarfsmeldungen von didaktischer Seite.

Ich wurde im Sommer 1966 beauftragt, für das vorgesehene Forschungsunternehmen einen Arbeitsplan für vier Jahre auszuarbeiten. Dabei ließ ich mich von der Überzeugung leiten, daß in erster Linie syntaktische Untersuchungen zu betreiben seien. Dies muß immer wieder hervorgehoben werden, weil es ganz offenkundig nicht selbstverständlich ist, weil vielmehr allenthalben — nicht nur bei „Laien“, sondern auch unter Linguisten — die Überzeugung herrscht, daß wir Wortschatzuntersuchungen betrieben. Daß, wer „Grunddeutsch“, „Grundstrukturen“ oder etwas Ähnliches bearbeitet, Wörter untersucht, namentlich Wörter zählt — dies eben gilt als selbstverständlich; die Mißverständnisse, die einfach aufgrund dieses Terminus „Grundstrukturen“ vor allem der Presse unterlaufen sind, könnten ein Buch füllen.

¹⁷ Daß die alte Dichotomie Indikativ/Konjunktiv durch eine Trichotomie abzulösen ist, hat Siegfried Jäger (Konjunktiv) zu Recht betont: die Hauptfunktionen von Konjunktiv I und Konjunktiv II weisen keine wesentlichen Gemeinsamkeiten auf. Gewisse Überschneidungen (Konjunktiv II ersatzweise in indirekter Rede) sind sekundär und berühren die Dreiteilung nicht.

Die weiteren Überlegungen wurden von zwei Fragen bestimmt, erstens: wo bestehen die größten Lücken im Hinblick auf den Deutschunterricht für Ausländer? Zweitens: welche Ziele können voraussichtlich in der vorgesehenen Zeit und mit den verfügbaren Mitteln erreicht werden?

Der Plan, der von der eigens für diesen Zweck gebildeten Sachverständigenkommission gutgeheißen wurde, setzte zwei Schwerpunkte: untersucht werden sollten vor allem der Bereich der Satzstrukturen und die sogenannte Wortstellung. Einbezogen werden konnten außerdem Arbeiten zur Konjugation, die im Institut für deutsche Sprache schon früher angelaufen waren (ursprünglich mit dem Ziel einer Dokumentation der grammatischen Merkmale der deutschen Gegenwartssprache). Schließlich sollten gewisse Fragen der Satzintonation bearbeitet werden, da schon jener erste Plan eine paritätische Bearbeitung des gesprochenen und des geschriebenen Deutsch vorsah, die zu einer vergleichenden Darstellung führen sollte.

In der Folgezeit ist dieser Plan, der die Grundlage für die Bewilligung durch die Stiftung Volkswagenwerk bildete, in zwei Punkten abgeändert worden. Die erste, ungleich wichtigere Änderung betrifft den Bereich der gesprochenen Sprache. Hier traten Schwierigkeiten auf, die der Forschungsstand zur Zeit der Antragstellung einfach nicht hatte voraussehen lassen; Schwierigkeiten einerseits bei der Textgewinnung, andererseits hinsichtlich der Texttypik. Es wurde deutlich, daß dafür zusätzliche umfangreiche Arbeiten notwendig waren. So wurde die Bearbeitung der gesprochenen Sprache insgesamt abgetrennt vom übrigen Teil des Unternehmens. Auch die Verantwortlichkeit wurde geteilt.¹⁸ Von der Stiftung Volkswagenwerk wurde eine Zusatzbewilligung und eine Verlängerung um zwei Jahre erreicht. Die zweite Änderung betrifft die Benennung des Forschungsunternehmens. Die ursprünglich gewählte Bezeichnung „Grunddeutsch“ führte ständig zu Fehlinterpretationen, sie in erster Linie war schuld daran, daß wir mehrfach in Parallele zum Basic English und zu Pfeffers „Grunddeutsch“ gesehen wurden¹⁹; ja wir wurden wieder-

¹⁸ Seither wurden die Arbeiten zur geschriebenen Sprache von Ulrich Engel, die Arbeiten zur gesprochenen Sprache von Hugo Steger geleitet.

¹⁹ Basic English ist nichts als das Vokabular einer in sich abgeschlossenen Minimalsprache, die als allgemeines, wenngleich primitives Kommunikationsinstrument fungieren soll. Pfeffers „Grunddeutsch“ hingegen ist von vornherein auf Erweiterung hin angelegt. Dies und seine Ausrichtung auf den Schulgebrauch hat es mit unseren „Grundstrukturen“ gemein. Der wesentliche Unterschied zwischen

holt als mit dem Pfefferschen Unternehmen identisch angesehen. Wir wählten daher die allgemeinere, weniger „sprechende“ Benennung „Grundstrukturen der deutschen Sprache“.

Es versteht sich, daß der 1966 aufgestellte Minimalkatalog ergänzungsbedürftig und nur durch die äußeren Beschränkungen zu rechtfertigen ist. Über weitere Pläne s. Abschnitt 6.

4. Die Anlage aller Arbeiten zu den Grundstrukturen ist im Prinzip einheitlich. Es sollte einerseits eine systematische Darstellung des Gegenstandes gegeben werden. Wir hofften ursprünglich, daß diese Darstellung sich weitgehend auf schon vorliegende Beschreibungen stützen könnte; im Fortgang der Untersuchungen stellte sich heraus, daß der Gesamtbereich größtenteils neu erarbeitet werden mußte. Andererseits sollte die statistische Verteilung der Einzelformen angegeben werden, weil es für den Deutschunterricht für Ausländer zwar nicht ausschlaggebend, aber doch belangreich ist, welche Formen häufig und welche selten vorkommen, und weil sich aus solchen Erhebungen möglicherweise Textsortenspezifika ergeben, die dann wiederum für einen gezielten Deutschunterricht fruchtbar gemacht werden könnten.

Hinsichtlich der Darbietung im einzelnen wurde den Bearbeitern Freiheit gelassen. Z. B. wurde es nicht nur vom Gegenstand abhängig gemacht, sondern im wesentlichen dem Ermessen des Mitarbeiters anheimgestellt, ob der systematische und der statistische Teil zusammen oder in getrennten Monographien erscheinen sollten.

Dennoch weisen sämtliche Arbeiten wichtige gemeinsame Züge auf. Erstens tragen sie nicht das ausschließliche Kennzeichen einer der herrschenden linguistischen Schulen. Wohl sind alle Untersuchungen zu den Grundstrukturen „generativ“ im bekannten Sinne: sie sind zu verstehen als Teile einer Produktionsgrammatik zur Erzeugung korrekter Sätze, und sie ordnen gleichzeitig diesen Sätzen Strukturbeschreibungen²⁰ zu. Damit erfüllen sie die Bedingungen für eine deskriptiv adäquate Grammatik.²¹ Aber diese Arbeiten sind nicht generativistisch, weil sie in Organisation und Schreibweise von Chomskys Grammatikvorstellung abweichen, wie sie in den „Aspekten“ niedergelegt ist. Wir übernehmen vor allem nicht Chomskys auf intuitiven

(Pfeffers) „Grunddeutsch“ und den „Grundstrukturen“ (des IDS) liegt im Corpus, in den Prioritäten und den Bearbeitungsmethoden.

²⁰ Chomsky, Aspekte, S. 19.

²¹ Chomsky, Aspekte, S. 52 ff.

und weitgehend außerlinguistischen Kriterien beruhenden Begriff der Tiefenstruktur²² und ebensowenig seine Definition der Transformationen als bedeutungsunabhängiger Operationen — eine Definition, deren Schwächen so offenkundig sind, daß sie in den letzten Jahren immer wieder Änderungen der Theorie erfordert haben. Überdies haben wir Einwände gegen das Kategoriensystem der generativistischen Schule, das — wie zugegeben wird — ziemlich unreflektiert aus älteren Grammatiken übernommen wurde. Ein Abweichen von Chomskys Konzeption der Grammatik erscheint uns nicht als Nachteil, um so weniger, als wir die unbestreitbaren Vorzüge der „generativen Grammatik“ berücksichtigen und möglichst weitgehend mitverwenden.²³ Es scheint uns legitim, verschiedene Darstellungsweisen zu vergleichen, und es scheint uns auch nicht verwerflich zu sein, daß sich Teile des Beschreibungsverfahrens erst durch die Auseinandersetzung mit dem Untersuchungsgegenstand ergeben. Einstweilen ist deutlich, daß der Weg der Beschreibung von der Form zum Inhalt geht (so daß Inhaltskategorien erst dadurch legitimiert werden, daß sie sich direkt oder mittels Transformationen formalen Kategorien zuordnen lassen), und daß die Art der Beschreibung im Basisteil eher Merkmale der Dependenzgrammatik als der Phrasenstrukturgrammatik trägt.²⁴ Im übrigen scheint es uns auch kein Manko zu sein, daß sich unser Beschreibungsverfahren weder mit modischen Schlagworten bezeichnen noch ohne weiteres in die derzeit beliebten Dichotomien oder Trichotomien einordnen läßt.

Ferner sind unsere Beschreibungen nicht oder nur sehr sparsam formalisiert. Das darf nicht als Argument gegen die Formalisierung in

²² Vgl. hierzu neuerdings Coserius Kritik, in: Coseriu, *Semantik*.

²³ Die neuerdings von manchen Forschern leithin vorgebrachte Behauptung, die „generative Grammatik“ habe ihre besondere Eignung für die Sprachbeschreibung im allgemeinen und für gewisse Zweige der angewandten Linguistik bereits unter Beweis gestellt, entbehrt jedenfalls jeder Grundlage. Es ist noch nirgends überzeugend dargelegt worden, daß etwa kontrastive Grammatiken, Schulgrammatiken usw. in generativistischer Manier effektiver, einfacher oder in irgend anderer Weise zweckdienlicher seien als Beschreibungen, die sich anderer (nicht unbedingt traditioneller) Methoden bedienen.

²⁴ Die Entscheidung zwischen Dependenz- und Phrasenstrukturgrammatik ist bei weitem nicht so belangvoll, wie es heute gerne dargestellt wird, denn es handelt sich um verschiedene Notationen für grundsätzlich gleiche Sachverhalte. Der wesentliche Unterschied ist, daß in der PSG sprachliche Ketten (Sätze u. ä.) wiederholt auf Ebenen verschiedenen Abstraktionsgrades abgebildet („wiedergeschrieben“) werden, während die DG nichtterminale Ketten von wählbarem Abstraktionsgrad, deren Elemente unmittelbar zueinander in Beziehung stehen, einmal setzt.

der Sprachbeschreibung verstanden werden. Formalisierbarkeit muß immer gefordert werden, weil erst sie die notwendige Exaktheit metasprachlicher Aussagen garantiert. Aber man darf darüber und über einer begrüßenswerten zeitgenössischen Tendenz zu formalisieren nicht vergessen, daß es sich bei formalisierter Schreibung ja um nichts als eine Darstellungsform handelt, die über den Wert einer Untersuchung nichts aussagt und, wie man weiß, auch keinen eigenen Erkenntniswert besitzt. Eine Darstellung darf nicht, bloß weil sie nicht (vollständig) formalisiert ist, als minderwertig betrachtet werden.²⁵

Und schließlich sind unsere Arbeiten insofern inhaltbezogen, als es uns im letzten Grunde um die sprachlichen Inhalte geht, die zweifellos am wichtigsten für die zwischenmenschliche Verständigung sind. Nur sind wir hinsichtlich dieser sprachlichen Inhalte recht enthaltsam, enthaltsamer jedenfalls, als es Vertretern vieler Richtungen lieb sein mag. Der Grund dafür ist schnell genannt. Die Semantik befindet sich heute sichtlich in einer Krise, die wohl zahlreiche erfolversprechende Neuansätze zeigt, und ich verspreche mir dabei besonders viel von der teilweise schon erfolgten Begegnung zwischen inhaltbezogener Sprachwissenschaft und sogenannter struktureller Semantik. Aber die gegenwärtige Forschungssituation trägt ausgesprochenen Übergangscharakter; wir haben noch kein gesichertes Fundament für umfassende Neubearbeitungen. Wir liefen, wenn wir die semantische Seite der behandelten Erscheinungen rückhaltlos einbezögen, Gefahr, keine brauchbaren Ergebnisse zu gewinnen und allenfalls ein getreues Spiegelbild der theoretischen Situation Ende der sechziger Jahre zu liefern. Deshalb führen wir in erster Linie formal oder auch funktional bestimmte syntaktische Kategorien ein und lassen offen, was wir nicht exakt beschreiben können. Denn es geht uns, wie gesagt, um die sprachlichen Inhalte als solche (und nicht um „Bedeutungs“-Einheiten meist vorsprachlicher Natur).²⁶

²⁵ Damit ich nicht mißverstanden werde, sei hinzugefügt, daß selbstverständlich auch eine Arbeit, nur weil sie formalisiert ist, nicht als suspekt zu gelten hat. Aber Formalisierung an sich ist eben nur in sehr beschränktem Umfang ein Qualitätsbeweis.

²⁶ Es wurde schon gesagt und bedarf keiner weiteren Begründung, daß der Semantikforschung eine besonders wichtige Rolle in der Sprachforschung zukommt. Das Institut für deutsche Sprache hat dieser Tatsache Rechnung getragen: semantische Probleme stehen im Zentrum des 1968 begonnenen syntagmatischen Arbeitsvorhabens.

5. Die Untersuchung der „Grundstrukturen“ ist Anfang 1967 begonnen worden; die Arbeiten zum geschriebenen Deutsch sollen nach der Planung Ende 1970 abgeschlossen sein. Nur über diese Arbeiten wird hier berichtet. Die Paralleluntersuchungen zum gesprochenen Deutsch liefen erst 1970 an, nachdem der vorhergehende Zeitraum im wesentlichen für die Bereitstellung des Corpus benötigt worden war. Der Abschluß dieser Untersuchungen ist für Ende 1972 vorgesehen.

Über die Arbeiten zur Konjugation braucht nur wenig gesagt zu werden. Es ist darüber mehrfach berichtet worden²⁷, und die Publikation der meisten Monographien steht bevor. Siegfried Jägers Arbeit über den Konjunktiv in der deutschen Gegenwartssprache und Klaus Brinkers Untersuchung zum Passiv sind im Druck; beide Arbeiten werden noch 1970 erscheinen. Eine umfangreiche Monographie zu den deutschen Vergangenheitstempora (U. Hauser, G. Hoppe) lag Juli 1970 im Manuskript vor; die Veröffentlichung ist für 1971 vorgesehen. Eine Arbeit von H. Gelhaus über das Futur wird 1971 abgeschlossen werden.

Alle diese Arbeiten haben zum wenigsten erwiesen, daß viele gängige Regeln, die in wissenschaftlichen Grammatiken oder in Gebrauchsgrammatiken enthalten sind, ungenau (nämlich zu vage oder zu eng formuliert) oder schlichtweg falsch sind. Außerdem geben die umfangreichen Tabellen zum Tempus- und Konjunktivgebrauch wie auch zum Passivgebrauch erstmals Verteilungen (auch nach Textsorten) in großem Umfang an.

Andere Darstellungen werden folgen. B. Engelen ist dabei, eine systematische Untersuchung der deutschen Satzbaupläne abzuschließen.²⁸ Seine Ergebnisse sind in verschiedener Hinsicht von Bedeutung. Es hat sich gezeigt, daß im Bereich der Satzstrukturen gerade durch den zunächst einseitig syntaktischen Ansatz ein neuer und kaum erwarteter Zugang zur Semantik eröffnet wird. Engelen hat das besonders deutlich gemacht am Beispiel der Präpositionalverben, und

²⁷ Vgl. auch die (vorläufigen) Kurzberichte von Beugel, Gelhaus, Jäger und Suida im Forschungsbericht Nr. 1 des Instituts für deutsche Sprache, erschienen 1968.

²⁸ Zum Gesamtbereich der Satzbaupläne vgl. einstweilen: Engel, Sprachwissenschaft und Deutschunterricht; derselbe, Die deutschen Satzbaupläne; derselbe, Thesen zur Syntax. Engelen's Arbeit wird erheblich umfangreicher sein und in einigen (weniger wesentlichen) Punkten von meiner Darstellung abweichen. Zu Einzelfragen s. Engelen, Zur Semantik; Engelen, Komplexe Sätze; Engelen, Die Satzbaupläne II, 8 und II, 2.

dies nicht nur für das Deutsche; vielmehr wurde in einer kontrastiven Studie klargemacht, daß das in gewissem Umfang auch für verschiedene andere europäische Sprachen gilt.²⁹ Außerdem wird Engelen nicht nur die Satzbaupläne im engeren Sinne behandeln, sondern auch die von mir so genannten und von B. Engelen erstmals systematisch dargestellten Ausbauplätze. Das heißt: es wird die für den Ausländerunterricht ungemein wichtige Frage beantwortet, wann und wie einzelne Ergänzungen durch Nebensätze verschiedener Art und Form substituiert werden können. Damit ist der komplexe Satz in die Untersuchung einbezogen; mit Hilfe des relativ einfachen Mechanismus der Satzbaupläne können so vielstufige Satzgefüge erzeugt werden.³⁰

Zur Verteilung der verschiedenen Satzbaupläne hat sich nicht sehr viel Eindrucksvolles ergeben. Eine Zählung aus dem Jahre 1966³¹ wurde im wesentlichen durch Engelen's Zählungen bestätigt. Neuerdings liegt eine umfangreiche Corpusanalyse zu 8 Werken des „Mannheimer Corpus“³² vor, die von Dr. H. Fenske erarbeitet und auf Lochkarten übertragen und im Rechenzentrum des Instituts für deutsche Sprache maschinell ausgewertet wurde.³³ Diesen Analysen läßt sich immerhin entnehmen, daß die präpositionalen Satzbaupläne (*Ich warte auf dich. Er verrät mich an die Feinde. Er fordert uns zur Unterzeichnung auf.*) in geistig anspruchsvollen Texten, in belehrenden Texten, in Texten wissenschaftlicher Art besonders häufig vorkommen, während in Texten, die der Alltagssprache nahestehen, Adverbialsätze (*Er lebt in Kairo. Er reist nach Kairo. Er stellt die Blumen auf den Tisch.*) eine besonders hohe Frequenz aufweisen. Sonst scheint aber die Verteilung der Satzbaupläne sehr stark sachbezogen, also durch das jeweilige Thema geregelt zu sein. Immerhin

²⁹ S. B. Engelen, Zur Semantik; derselbe, Präpositionalobjekt.

³⁰ Chomsky hat in den Aspects ein entsprechendes Verfahren zur Erzeugung von Satzgefügen vorgeschlagen, das auf „Einbettungstransformationen“ verzichtet, indem es die zyklische Anwendung von Basisregeln und speziell Regeln mit dem Symbol S auf der rechten Seite zuläßt. S. Aspekte, S. 169 ff. und besonders S. 171 ff. Engelen's Verfahren ist unabhängig davon entwickelt worden.

³¹ Engel, Satzbaupläne in der Alltagssprache. Der Aufsatz ist theoretisch überholt, die Frequenzangaben sind aber noch verwendbar.

³² Vgl. Engel, Das Mannheimer Corpus.

³³ Das maschinell erstellte Register liegt im Institut für deutsche Sprache in mehreren Exemplaren vor. Weitere Ausdrücke können gegen Erstattung der Selbstkosten an Interessenten abgegeben werden. — Eine theoretische und methodische Einführung von H. Fenske wird voraussichtlich in Band 6 der Forschungsberichte des IDS erscheinen.

haben wir aufgrund des gewonnenen Materials die Möglichkeit, die Verteilung der Satzbaupläne in größerem Ausmaß zu beobachten, als dies bisher möglich war. Gleichartige Untersuchungen an weiteren Texten sind eingeleitet.

Zu diesem auf Corpusanalyse beruhenden Valenzregister tritt ein Valenzlexikon, das als Erzeugungslexikon angelegt ist und das verhältnismäßig neue Wege geht. Ansätze zu solchen Valenzlexika haben wir da und dort in modernen Wörterbüchern, ziemlich deutlich etwa bei Wahrig³⁴, allerdings hier nicht sehr systematisch; außerdem haben wir das wertvolle Valenzwörterbuch von Helbig und Schenkel, das sicher einen großen Schritt nach vorn bedeutet und uns mancherlei Anregungen gegeben hat. Trotzdem wird sich unser Valenzlexikon nicht nur dem Umfang nach von dem Werk von Helbig und Schenkel unterscheiden.³⁵ Die Arbeiten werden von einem wissenschaftlichen Mitarbeiter und einer größeren Gruppe von Studenten durchgeführt.

Schwierigkeiten zeigten sich bei der Arbeit am Valenzlexikon an drei Stellen. Erstens wirft die Unterscheidung von obligatorischen und fakultativen Ergänzungen Probleme auf.³⁶ Zwar haben wir viele relativ einfache Fälle, etwa *beanspruchen* (mit stets obligatorischem Objekt, denn man kann nicht sagen **Ich beanspruche.*) und *essen*, *singen* u. a. (mit fakultativem Objekt: *Ich esse*. ist so korrekt wie *Ich esse Bohnensuppe.*). Daneben existieren aber sehr viele Grenzfälle, wo die Zuordnung schwierig ist. Zweitens bereiten uns die „Ausbaupläne“ Kopfzerbrechen. Viele Ergänzungen können durch Nebensätze verschiedener Art ersetzt werden: durch *daß*-Sätze, Infinitivsätze, indirekte Fragesätze und (formale) Hauptsätze. Offensichtlich bestehen Beziehungen zwischen Ersetzbarkeit und semantischen Restriktionen, die den dritten Komplex von Schwierigkeiten bilden. Da zeigt es sich z. B., daß gewisse auf das Merkmal <abstrakt> restringierte Ergänzungen immer durch *daß*-Sätze vertreten werden können: *Ich erlaube diese Unterbrechung.* / *Ich erlaube, daß ihr die Sitzung unterbrecht.* Andererseits scheint es, daß Ergänzungen, die

³⁴ Gerhard Wahrig, Bertelsmann — Wörterbuch. S. auch Wahrig, Wörterbucharbeit.

³⁵ Das Valenzwörterbuch von Helbig und Schenkel enthält etwas mehr als 300 Verben. Im Valenzlexikon des Instituts für deutsche Sprache wird mindestens die zehnfache Anzahl von Verben bearbeitet werden. Über andere Abweichungen theoretischer und praktischer Art wird die Einleitung zum Valenzlexikon informieren.

³⁶ Vgl. hierzu und zum folgenden Engel, Die deutschen Satzbaupläne.

auf <menschlich> restringiert sind, überhaupt nicht in Nebensatzform auftreten können. Diese Dinge sind klar und zum Teil schon lange bekannt; gültige semantische Kategorien für die Applikation der Restriktionen stehen aber noch aus. Die von Chomsky zunächst tentativ übernommene Menge semantischer Merkmale „Appellativ — Individuativ — Abstrakt — Belebt — Menschlich“³⁷ ist sicherlich nicht der Weisheit letzter Schluß.

Das Valenzlexikon ist auf eine große Anzahl fähiger Mitarbeiter angewiesen. Gemäß den Planungen wird es 1971 im Manuskript abgeschlossen sein. Es wird dann das umfangreichste Verzeichnis deutscher Verben mit systematischer Angabe ihrer syntagmatischen Beziehungen sein.

Die Untersuchungen zur sogenannten Wortstellung im Deutschen konnten aus mancherlei Gründen erst ziemlich spät begonnen werden. Im Frühjahr 1970 wurde eine systematische Darstellung vorgelegt, die die Stellungsverhältnisse in verschiedenen „Rahmeneinheiten“, von der Wortgruppe bis zum Satzgefüge, behandelt.³⁸ Diese Untersuchung diente als Grundlage einer breit angelegten Corpusanalyse. Auch hier geht es darum, die Verwendungsweisen von Stellungsregeln, damit die Verteilung von Stellungstypen in umfangreichen Texten zu erfassen. In Gemeinschaftsarbeit wurde ein detaillierter Schlüssel entworfen, nach dem die Codierung der als relevant erachteten Merkmale auf Lochkarten erfolgt. Verantwortlich für die sachgemäße Codierung, die von Studenten durchgeführt wird, sowie für die maschinelle Auswertung der so gewonnenen Paralleltexte ist Ursula Winkelstern. In der ersten Phase der „Grundstrukturen“ sollen nur die Folgeverhältnisse der primären Elemente des einfachen Satzes (sie entsprechen im groben den „Satzgliedern“) untersucht werden. Dabei schälen sich drei Hauptkomplexe heraus: die Vorfeldbesetzung, die Nachfeldbesetzung, die Elementenfolge im Mittelfeld. Das Lochkartenmaterial ist allerdings so angeordnet, daß es später ohne weiteres auch die Untersuchung von Stellungserscheinungen auf anderen Beschreibungsebenen erlaubt.

Die allgemeinen Verhältnisse bei der Besetzung des Vorfelds (oder der „Erststelle“) sind durch frühere Forschungen bekannt.³⁹ An der

³⁷ Chomsky, Aspekte, z. B. S. 112.

³⁸ Engel, Regeln zur Wortstellung. Im selben Band 5 der Forschungsberichte des IDS sind zwei weitere Berichte über Wortstellungsuntersuchungen durch Corpusanalyse (U. Winkelstern, B. Busch) enthalten.

³⁹ S. Winter, Relative Häufigkeit.

groben Verteilung (Vorherrschen der Subjektseinleitung, wechselnder Anteil der Adverbialeinleitungen, geringer Anteil der Objektseinleitungen) dürfte sich kaum etwas ändern. Es ist aber anzunehmen, daß sich spezifische Verteilungen in bestimmten Textsorten ablesen lassen. Da die Untersuchungen wesentlich detaillierter und präziser durchgeführt werden, als es bisher üblich war, werden sich außerdem Regularitäten ergeben, zu denen die Forschung bisher keinen Zugang hatte.

Die Besetzung des Nachfelds ist identisch mit der sogenannten Rahmendurchbrechung oder Ausklammerung. Darüber waren aufgrund zahlreicher Untersuchungen⁴⁰ verschiedene Meinungen im Umlauf („Ausklammerung“ sei eine spezifische Tendenz der Gegenwartsprache; sie sei auf den steigenden Einfluß der gesprochenen Sprache auf das geschriebene Deutsch zurückzuführen usw.); manche davon sind neuerdings widerlegt oder in Frage gestellt worden.⁴¹ Aber nie sind Untersuchungen vergleichbaren Umfangs zu diesem Problem angestellt worden; man darf daher damit rechnen, daß sich aus unseren Erhebungen auch hierzu mancherlei neue Erkenntnisse ergeben.

Das Mittelfeld⁴² ist bisher von der Forschung in auffallender Weise vernachlässigt worden. Vielleicht ist das eher zu begrüßen als zu bedauern, weil bisher offenbar geeignete grammatische Kategorien fehlten, und weil es wenig Sinn hat, etwa nach dem Stellungsverhalten „des Subjekts“ zu fragen, solange man nicht weiß, ob das Subjekt als solches überhaupt als Stellungselement fungieren kann. Ernstlich haben sich um die Folgeverhältnisse im Mittelfeld nur wenige gekümmert, und unter den wenigen ragen Vertreter der Prager Schule hervor.⁴³ Sie haben mit der „funktionalen Satzperspektive“ ein zwar früher schon gelegentlich beachtetes, aber nie streng und systematisch ausgewertetes Stellungskriterium eingeführt (Elemente mit höherem Mitteilungswert rücken ans Satzende, genauer: ans Ende des Mittelfeldes), zweifellos zu Recht. Aber die einseitige Betonung dieses einen Kriteriums führte zur Vernachlässigung anderer Stellungsbedingungen. Mindestens scheint es, als ob die erwähnten Forscher über dem

⁴⁰ Als Beispiele für viele seien genannt Beyrich, Ausklammerung; Rath, Ausklammerung; Stolt, Prädikativer Rahmen.

⁴¹ S. Engel, Rahmendurchbrechung.

⁴² Der Terminus ist von Erben, Luther, S. 13, übernommen. Bei Schulz-Griesbach ist vom „Satzfeld“ die Rede, s. S. 390 ff.

⁴³ Vgl. Beneš, Satzperspektive; Beneš, Verbstellung; Daneš, Order of Elements.

inhaltlichen (kommunikativen) Gewicht der Wörter bzw. der Stellungselemente andere Stellungsbedingungen, die auf grammatischen Kategorien beruhen, übersehen oder zu wenig berücksichtigt haben. Letzten Endes kommen die Ergebnisse der Prager Schule anderen, also auch unseren Untersuchungen zugute, und die Divergenz der Akzentuierung ermöglicht es, daß die Forschungen hier und dort sich ergänzen.

Das Mannheimer Unternehmen beruht auf der Voraussetzung, daß sich eine „Normalfolge“ der Elemente im Mittelfeld festlegen läßt. Wir gehen dabei von rund 40 Stellungselementen aus, die aufgrund rein syntaktischer Merkmale indiziert werden; Normalfolge liegt vor, wenn die Indices einer Sequenz eine aufsteigende Zahlenfolge darstellen, etwa:

wir haben eben gestern noch nichts davon gewußt

32 36 58 70 74

Mittelfeld

Abweichungen von der Normalfolge sind in gewissem Umfang möglich. Sie unterliegen Regeln, die teils der funktionalen Satzperspektive („das Gewichtigere steht rechts“), teils einer Grundregel „links determiniert rechts“ folgen. Unsere Untersuchungen zum Mittelfeld gelten im wesentlichen der Frage, welche Abweichungen von der Normalfolge in welchem Ausmaß (und, wenn möglich, in welchen Textsorten) vorkommen. Es ist zu erwarten, daß sich dabei bisher unbekannte Textsortenspezifika ergeben.

Die Codierung sämtlicher Daten zur Wortstellung und ihre Übertragung auf Lochkarten wird noch im Herbst 1970 abgeschlossen werden. Eine Monographie, die sich mit der Auswertung dieser Daten beschäftigt, wird 1971 abgeschlossen werden.

Untersuchungen zur deutschen Wortbildung, die von Dr. I. Kühnhold und Dr. H. Wellmann in der Außenstelle Innsbruck (Leiter: Prof. Dr. J. Erben) durchgeführt werden, können, sobald Ergebnisse vorliegen, für die „Grundstrukturen“ ausgewertet werden.

6. Der soeben gegebene Überblick hat erkennen lassen, daß in diesem ersten Anlauf bei weitem nicht alle wesentlichen Bereiche der deutschen Grammatik bearbeitet werden konnten. Wir haben deshalb auch immer darauf hingewiesen, daß in beschränkter Zeit und mit beschränkten Mitteln nicht alles „erledigt“ werden kann; daher wur-

den in Absprache mit Didaktikern Prioritäten gesetzt, die am Ziel — der Förderung des Deutschunterrichts für Ausländer — orientiert waren.

In einer zweiten Arbeitsphase werden nun die wichtigsten der verbleibenden grammatischen Bereiche in gleicher oder doch in entsprechender Weise aufgearbeitet werden. Es handelt sich in der Hauptsache um folgende Komplexe:

— Morphologie. Hier wird es allerdings kaum darum gehen, das gesamte System der deutschen Flexion neu aufzuarbeiten. Die Registrierung der verschiedenen Paradigmen in ihren Zusammenhängen ist von der traditionellen Grammatik zum größten Teil — und im allgemeinen in brauchbarer Form — geleistet worden. Es wird sich allenfalls um Um- und Neuordnungen schon bekannter Teilsysteme handeln.⁴⁴ Vor allem aber müssen die Stellen der Unsicherheit, die Geltungsbereiche namentlich der fakultativen Formen untersucht werden, es müssen also Antworten gesucht werden auf Fragen wie: In welchem Umfang werden die Genitivmorpheme noch verwendet? Wann wird der Dativ noch flexivisch gekennzeichnet (*am Rand* — *am Rande*)? Lassen sich Pluralvarianten (z. B. *Generale* — *Generäle*) funktionell unterscheiden? usw.

— Weitere Untersuchungen zur Wortbildung. Was gewöhnlich unter dieser Flagge segelt, ist größtenteils eine Art morphologisch begrenzter Etymologie, die wohl Entwicklungen aufzeigt, aber nur in geringem Ausmaß synchrone Gebrauchsregeln anführt. Eben um diese aber ist es dem Ausländerunterricht zu tun: um die gegenwärtig noch produktiven Wortbildungsregeln. Deshalb bedürfen etwa die Adjektivableitungen auf *-bar* und noch mehr die auf *-mäßig* der Beschreibung, während die Adjektive auf *-sam* wie die Substantive auf *-sal* (*Mühsal*, *Trübsal*) als erstarrte Bildungsweisen nicht zu berücksichtigen sind.

— Syntagmatische Erscheinungen, besonders solche, die mit Hilfe des Valenzbegriffs beschrieben werden können. Nachdem in der ersten Phase des Forschungsunternehmens die Valenz der Verben ausführlich erörtert worden ist, werden nun vergleichbare Erscheinungen bei anderen Wortklassen behandelt: Präpositionalattribute beim Substantiv (*Hoffnung auf Frieden*, *Ärger mit/über Oskar*), Attribute verschiedener Art beim Adjektiv (*auf jdn. auf-*

⁴⁴ Beispiele für solche Neuordnungen geben Stopp und Moser, Mhd. Substantivflexion, und Werner, Pluralsystem.

merksam werden, jdm. ergeben sein, jdn. leid sein usw.). Auch die Untersuchung dieser Erscheinungen wird Entscheidendes zur Beschreibung der Struktur deutscher Sätze beitragen.

— Transformationen verschiedener Art. Hier ist vor allem an den Gesamtbereich der Nominalisierungen zu denken, der im Deutschen eine größere Rolle zu spielen scheint als in vielen anderen Sprachen; ferner an sonstige wichtige Transformationen, die durch die bisherigen Arbeiten nicht erfaßt worden sind.

— Der komplexe Satz. Dazu wurden in der ersten Phase wichtige Vorarbeiten geleistet vor allem durch die Beschreibung der Satzbaupläne (Ausbaupläne!), auch bei der Formulierung der Stellungenregeln. Eine Gesamtbeschreibung des komplexen Satzes im Deutschen steht aber noch aus.

— Stellungsprobleme, die bisher noch nicht behandelt wurden. Es handelt sich vor allem um die Abfolge der Elemente in Nominalgruppen und um die Reihenfolge der Einzelsätze im Satzgefüge.

— Kurzsätze. Hier geht es um die keineswegs als defektiv zu betrachtenden Äußerungen ohne Verb wie *ja, nein, danke, bitte, allerdings, natürlich, vermutlich, öfters* usw. Die Forschung hat sich um diese Erscheinungen fast noch gar nicht gekümmert.

7. Es ist noch zu fragen, nach welchem Verfahren unsere Untersuchungen für den Deutschunterricht für Ausländer nutzbar gemacht werden sollen. Natürlich können linguistische Monographien nicht direkt in den Unterricht eingeführt werden, sie können unseres Erachtens nicht einmal als unmittelbare Grundlage für Lehrwerke dienen. Deshalb war schon in der ursprünglichen Planung festgelegt worden, daß dieser linguistischen Beschreibung eine didaktische Auswertung zu folgen habe. Das Goethe-Institut hatte sich 1966 bereit erklärt, diese Auswertung durch geeignete Mitarbeiter durchführen zu lassen. Die Auswertung der ersten linguistischen Monographie (S. Jäger, Konjunktiv) ist bereits begonnen worden, und auch die Organisation der weiteren didaktischen Auswertungen wurde festgelegt.⁴⁵

Die didaktischen Monographien können nicht einfach ein An- oder Überbau zu den linguistischen Arbeiten sein, so daß etwa durch-

⁴⁵ Auf einer Arbeitssitzung mit Vertretern des Instituts für deutsche Sprache und des Goethe-Instituts (22. 9. 70 in München) wurde vereinbart, daß Gerhard Kaufmann, der mit der Auswertung des Konjunktivs zugleich einen Modellentwurf für die folgenden didaktischen Arbeiten zu entwickeln hat, die Leitung dieser

gehende Parallelität und Übereinstimmung der Hauptkategorien mit der einzigen Ausnahme strengerer Unterrichtsbezogenheit zu erwarten wäre. Vielmehr ist grundsätzlich damit zu rechnen, daß die abweichende, im Prinzip umgekehrte Perspektive auch ganz andersartige Kategorien erfordert. Während nämlich die Linguisten von grammatischen, und das heißt angesichts des Forschungsstandes im wesentlichen: von morphologisch definierten Subsystemen ausgehen und nach deren Funktion im Kommunikationsprozeß fragen, stehen bei der didaktischen Auswertung kommunikative Kategorien am Anfang, zu denen sprachliche Korrelate zu suchen sind. Konkret gesprochen: der Linguist, dem die Konjunktivparadigmen gegeben sind, fragt, wie sie kommunikativ eingesetzt werden können, was sie für die zwischenmenschliche Verständigung leisten. Daß dabei die Paradigmen nicht nur auf den (oft unzureichenden) morphologischen Merkmalen, sondern immer zugleich im Hinblick auf ihre Leistungen festgelegt werden, daß also zwischen formbezogenem Paradigma und kommunikativer Funktion eine ständige Wechselwirkung besteht, ist klar.⁴⁶ In jedem Fall aber gibt das morphologisch beschreibbare Subsystem den Rahmen ab für die Überlegungen, wozu der Konjunktiv (besser: die verschiedenen Konjunktive) verwendet werden können. Der „Didaktiker“ hingegen geht von den kommunikativen Inhalten „indirekte Rede“ (Wiedergabe von Gesagtem oder Gedachtem), „konditionales Gefüge“ usw. aus und fragt: Welche sprachlichen Mittel stehen mir zur Verfügung, um diese Inhalte dem Partner mitzuteilen? Denn diese Frage liegt dem Sprechprozeß in jedem Fall zugrunde.⁴⁷ Dabei muß in Kauf genommen werden, daß sich die Gesamtrahmen

Arbeitsgruppe übernehmen wird. Zugleich wurden die konkreten Formen der Zusammenarbeit zwischen der „didaktischen“ Gruppe und den Autoren der linguistischen Monographien besprochen.

⁴⁶ In der Schulz-Griesbachschen Grammatik erscheinen doppelte Konjunktivparadigmen: der Konjunktiv I wird zunächst ohne Rücksicht auf zweideutige Formen festgelegt (S. 19: *ich sage, du sagest, er sage, wir sagen, ihr saget, sie sagen*), in seiner Funktion als Anzeiger für indirekte Rede enthält das Paradigma aber ersatzweise einige Konjunktiv-II-Formen (*ich sagte, du sagest, er sage, wir sagten, ihr saget, sie sagten*, vgl. S. 55 f.). Hinzunehmen müßte man außerdem gewisse *würde*-Formen. Man mag sich nun positiv oder ablehnend zu dem Schulz-Griesbachschen Verfahren stellen: offenkundig ist, daß beide Paradigmen zwar morphologisch beschreibbar, nicht aber aufgrund eines morphologischen Konjunktiv-Merkmals allein identifizierbar sind. So sind die Formen *sage, sagte* (und *würde sagen*!) mehrdeutig und lassen sich nur mit Hilfe inhaltlicher Merkmale disambiguieren.

⁴⁷ Die umgekehrte Frage („Was kann ich mit einer gegebenen sprachlichen Form anfangen?“) bildet lediglich den Ausgangspunkt reflektierten Sprachgebrauchs, etwa in Sprachspielereien oder bei bestimmten Formen der Sprachbetrachtung.

von linguistischer und didaktischer Untersuchung nicht immer völlig decken, schon weil bei der didaktischen Betrachtung die Konkurrenzformen (z. B.: *daß*-Konstruktionen neben dem Konjunktiv I als Anzeiger für indirekte Rede, *man*-Konstruktionen neben dem Passiv usw.) in stärkerem Maße berücksichtigt werden müssen. Entscheidend ist, daß die Kernbereiche auf beiderlei Weise bearbeitet werden. Dies ist durch verschiedene Arbeitsbesprechungen gesichert.

Die didaktischen Monographien, die ebenso wie die linguistischen Untersuchungen in der Reihe „Heutiges Deutsch“ veröffentlicht werden, stehen dann jedem Interessierten zur Verfügung. Sie sind zu verstehen als Grundlage für Lehrwerke verschiedenster Art. Aufgrund des reichhaltigen Beispielsmaterials können sie (eventuell zusammen mit den linguistischen Arbeiten) auch unmittelbar im Unterricht verwendet werden.

8. Auf welche Weise und in welcher Hinsicht unser Forschungsunternehmen den Deutschunterricht für Ausländer verbessern soll, muß deutlich geworden sein. Ich nenne noch einmal die wichtigsten Gesichtspunkte:

8.1 Bisher nicht oder unzureichend bearbeitete oder rezipierte Bereiche der deutschen Grammatik werden dem Ausländerunterricht erschlossen.

Das gilt vor allem für die Struktur von Sätzen und Syntagmen und für die Wortstellung. Für die Satzbaupläne hat zwar Paul Grebe schon 1959 mit seinen „Grundformen deutscher Sätze“ einen ersten, grundlegenden Entwurf geliefert. Aber dieser Entwurf, der von uns verändert und in eine syntaktische Gesamttheorie eingebaut wurde, hat bisher kaum Eingang in den Unterricht gefunden. Dies ist verwunderlich, denn es liegt auf der Hand, daß ein System von rund 30 Satzbauplänen ein sehr praktikables Verfahren zur Erzeugung von Sätzen liefert. Und wenn man einen Blick in deutsche Gebrauchswörterbücher, auch die in den letzten Jahren erschienenen, wirft, so wird schmerzhaft deutlich, daß Hinweise auf syntagmatische Verbindungen lückenhaft, unsystematisch und oft unrichtig sind.

Zur Struktur kleinerer Syntagmen hat die Forschung noch wenig Definitives geliefert. Die für die zweite Phase der „Grundstrukturen“ vorgesehene Bearbeitung von Valenzerscheinungen bei nichtverbalen Wortklassen füllt daher eine offenkundige Lücke.⁴⁸

⁴⁸ Einen Entwurf zur Struktur solcher Syntagmen habe ich vorgelegt im Forschungsbericht 5 des IDS, S. 100 ff.

Daß die deutsche Wortstellung bisher weitgehend als *terra incognita* zu gelten hatte, ist bekannt. Deshalb ist von uns eine Gesamtkonzeption entwickelt worden, die es ermöglichte, zahlreiche Einzelprobleme erstmals zu erklären. Es versteht sich, daß hieran weitergearbeitet werden muß, und daß noch manche Mängel der vorgelegten Darstellung zu beseitigen sind.

8.2 Fehler in als maßgebend erachteten Darstellungen konnten berichtigt werden.

So hat die Untersuchung von Hauser und Hoppe gezeigt, daß viele bisher als obligatorisch geltende Regeln für den Tempusgebrauch unter bestimmten Bedingungen aufgehoben sind.

Im Bereich der Wortstellung wurde die „funktionale Satzperspektive“ („das Gewichtigere rückt nach rechts“) in ihrer Geltung eingeschränkt, vor allem durch die Ermittlung zahlreicher obligatorischer Stellungenregeln. Christian Winkler hat bei der Untersuchung von Tonbandtexten festgestellt, daß die bisher für bindend angesehenen Intonationsregeln im Bereich der Satzschlüsse („Kadenzen“) in vielen Fällen nicht befolgt werden, ohne daß die Verständigung dadurch gefährdet würde. So treten zahlreiche „Entscheidungsfragen“ (Ja/Nein-Fragen) ohne die normgerechte steigende Kadenz auf.

Die Liste solcher Korrekturen ließe sich fast *ad infinitum* erweitern.

8.3 Unsere statistischen Untersuchungen führen nicht nur zur Berichtigung bisheriger intuitiver Urteile, sondern können auch für Überlegungen zur Progression im Unterricht verwendet werden. Zwar bedarf es keiner Betonung, daß nicht in allen Fällen die häufigeren Erscheinungen früher in den Unterricht eingeführt werden können als die übrigen. Aber viele der von Lehrbuchautoren gesetzten Prioritäten beruhen eben auf Frequenzhypothesen, die nie verifiziert wurden. Mindestens sollte, wer Prioritäten setzt, unseres Erachtens über die Häufigkeitsverteilung in umfangreichen Texten Bescheid wissen.

8.4 Eine wesentliche Neuerung unserer Arbeiten besteht darin, daß das umfangreiche Beispielmateriale, das sich aus der Corpusanalyse ergibt, in geeigneter Form, meist in Anhängen zu den Monographien, verfügbar gemacht wird. Wer also auf „belegte“ Unterrichtsbeispiele Wert legt, findet hier ein fast unbegrenztes Reservoir. Es versteht sich, daß Corpusbeispiele nicht immer die brauchbarsten sind; oft liefert auch ein sehr großes Corpus kein Beispiel, das den gemeinten Sachverhalt genügend anschaulich macht. Mindestens sind aber jetzt

Auswahlmöglichkeiten gegeben, und mancher Lehrbuchautor ist des mühsamen (und oft, dies muß gesagt werden, stümperhaften) Fabrizierens von Beispielsätzen zum größten Teil enthoben.

8.5 Die didaktischen Monographien geben Hinweise und Richtlinien für die Darbietung von Sprache im Unterricht. Vielfach scheint, auch in neueren Lehrwerken, immer noch die linguistische Gliederung des Sprachmaterials auch Grundlage der Darbietung im Unterricht zu sein. Die Überlegung des Lehrbuchverfassers, oft auch des Lehrers, dreht sich etwa um die Frage „Wie bringe ich den Schülern das Passiv bei?“ oder „Wie erkläre ich ihnen die Wortstellungsregeln?“. Es ist aber wahrscheinlich sinnvoller zu fragen: „Wie vermittele ich den Schülern die Verbalisierung von Vorgängen (und Handlungen) unter Ausschluß eines ‚Agens‘, also des Kernsatzsubjekts?“ und „Welche Wortstellungsregeln muß ich anwenden, um einen bestimmten Redehalt angemessen zu formulieren?“. Jedenfalls scheint es empfehlenswert, daß im Unterricht und bei der Aufbereitung des Lehrmaterials didaktische Gesichtspunkte in den Vordergrund gestellt werden.

Dieser kurze Abriss sollte zeigen, worin wir den wesentlichen Nutzen der „Grundstrukturen der deutschen Sprache“ sehen. Der Deutschunterricht für Ausländer soll auf die dargelegte Weise eine bessere linguistische Grundlage erhalten; er soll dadurch selbst verbessert werden. Ihn zu vereinfachen, hatten wir nie versprochen (das mag den Pädagogen überlassen bleiben). Wir können nur in unserem eigenen Bereich einige Dinge verändern; und wir können bei alldem die deutsche Sprache nicht einfacher machen, als sie nun einmal ist.

Literatur

Die in den Anmerkungen verwendeten Kurztitel stehen in Klammern jeweils am Ende der bibliographischen Angaben.

Beneš, Eduard: Die Verbstellung im Deutschen, von der Mitteilungsperspektive her betrachtet. — In: Muttersprache 74, 1964, S. 9—21. [Verbstellung]

Beneš, Eduard: Die funktionale Satzperspektive im Deutschen. — In: Deutsch als Fremdsprache 4, 1967, S. 23—28. [Satzperspektive]

Beugel, Gabriele, und Suida, Ulrike: Perfekt und Präteritum in der deutschen Sprache der Gegenwart. — In: Forschungsberichte des IDS 1, 1968, S. 9—18.

Beyrich, Volker: Historische Untersuchungen zur Ausklammerung. — In: Wissenschaftliche Studien des Pädagogischen Instituts Leipzig, 1967, Heft 1, S. 88 ff. [Ausklammerung]

Brinker, Klaus: Das Passiv. — In: Forschungsberichte des IDS 1, 1968, S. 31—38.

Chomsky, Noam: Aspekte der Syntaxtheorie. — Frankfurt 1969. Originaltitel: Aspects of the Theory of Syntax, 1966 (1965). [Aspekte]

Coseriu, Eugenio: Semantik, innere Sprachform und Tiefenstruktur. — In: Coseriu: Sprache, Strukturen und Funktionen, Tübingen 1970, S. 213—224. [Semantik]

Daneš, František: Order of Elements and Sentence Intonation. — In: To Honor Roman Jakobson, Bd. 1, The Hague/Paris 1967, S. 499—512. [Order of Elements]

L'Elaboration du Français Fondamental (1^{er} degré). Etude sur l'établissement d'un vocabulaire et d'une grammaire de base. — Nouvelle édition, Paris 1964.

Engel, Ulrich: Satzbaupläne in der Alltagssprache. — In: Satz und Wort im heutigen Deutsch = Sprache der Gegenwart 1, Düsseldorf 1967, S. 55—73.

Engel, Ulrich: Sprachwissenschaft und Deutschunterricht. — In: Deutschunterricht für Ausländer 18, 1968, S. 153—164.

Engel, Ulrich: Das Mannheimer Corpus. — In: Forschungsberichte des IDS 3, 1969, S. 75—84.

Engel, Ulrich: Das Forschungsunternehmen „Grundstrukturen der deutschen Sprache“. — In: Deutsch für Ausländer 12, 1970, S. 1—6.

Engel, Ulrich: Regeln zur Wortstellung. — In: Forschungsberichte des IDS 5, 1970, S. 7—148.

Engel, Ulrich: Studie zur Geschichte des Satzrahmens und seiner Durchbrechung. — In: Studien zur Syntax des heutigen Deutsch = Sprache der Gegenwart 6, Düsseldorf 1970, S. 45—61. [Rahmendurchbrechung]

Engel, Ulrich: Subjunktion. — In: Mélanges pour Jean Fourquet, Paris 1970, S. 85—100.

Engel, Ulrich: Die deutschen Satzbaupläne. — In: Wirkendes Wort 20, 1970, S. 361—392.

Engel, Ulrich: Thesen zur Syntax. — In: Bulletin phonographique (Posen), 1971 (im Druck).

Engelen, Bernhard: Zur Semantik des deutschen Verbs. — In: Forschungsberichte des IDS 1, 1968, S. 55—83. [Zur Semantik]

Engelen, Bernhard: Eine Möglichkeit zur Beschreibung komplexer Sätze. Mit einigen Bemerkungen zum Verhältnis von Syntax und Semantik. — In: Sprache — Gegenwart und Geschichte = Sprache der Gegenwart 5, Düsseldorf 1969, S. 159—170. [Komplexe Sätze]

Engelen, Bernhard: Die Satzbaupläne II, 8 und II, 2. — In: Studien zur Syntax des heutigen Deutsch = Sprache der Gegenwart 6, Düsseldorf 1970, S. 62—84.

Engelen, Bernhard: Das Präpositionalobjekt im Deutschen und seine Entsprechungen im Englischen, Französischen und Russischen. — In: Forschungsberichte des IDS 4, 1970, S. 3—30. [Präpositionalobjekt]

Erben, Johannes: Grundzüge einer Syntax der Sprache Luthers. Vorstudie zu einer Luther-Syntax. — Berlin 1954. [Luther]

Fries, Charles Carpenter: The Structure of English. An Introduction to the Construction of English Sentences. — London 1963 (1952). [Structure]

Gelhaus, Hermann: Das Futur in der deutschen Gegenwartssprache. — In: Forschungsberichte des IDS 1, 1968, S. 9—24.

Helbig, Gerhard, und Schenkel, Wolfgang: Wörterbuch zur Valenz und Distribution deutscher Verben. — Leipzig 1969. [Valenzwörterbuch]

Jäger, Siegfried: Zum Gebrauch des Konjunktivs in der indirekten Rede. — In: Forschungsberichte des IDS 1, 1968, S. 25—30.

Jäger, Siegfried: Der Modusgebrauch in den sogenannten irrealen Vergleichssätzen. — In: Forschungsberichte des IDS 1, 1968, S. 41—54.

Jäger, Siegfried: Der Konjunktiv in der deutschen Sprache der Gegenwart. Untersuchungen an ausgewählten Texten = Heutiges Deutsch. Linguistische und didaktische Beiträge für den deutschen Sprachunterricht, Reihe I, Band 1, München/Düsseldorf 1971. [Konjunktiv]

Kufner, Herbert L.: The Grammatical Structures of English and German. A Contrastive Sketch. Chicago 1962. — In: Contrastive Structure Series, hrsg. von Charles A. Ferguson. [English and German]

Nickel, Gerhard: Bericht über Ergebnisse der Kontrastiven Analyse sprachlicher Phänomene im Deutschen und Englischen. — In: Deutschunterricht für Ausländer 18, 1968, Heft 5—6, S. 140—152. [Kontrastive Analyse]

PAKS: Projekt für Angewandte Kontrastive Sprachwissenschaft (Project on Applied Contrastive Linguistics), Stuttgart (Berichte in zwangloser Folge).

Pfeffer, J. Alan: Band 1: Grunddeutsch. Basic (Spoken) German Word List. Grundstufe. — Englewood Cliffs/New Jersey 1964.

Band 2: Grunddeutsch. Index of English Equivalents for the Basic (Spoken) German Word List. Grundstufe. — Englewood Cliffs/New Jersey 1965.

Band 3: Grunddeutsch. Basic (Spoken) German Idiom List. Grundstufe. — Englewood Cliffs/New Jersey 1968.

Band 4: Grunddeutsch. German—English Dictionary of Basic (Spoken) German. Grundstufe. — Englewood Cliffs/New Jersey 1969.

Band 5: Grunddeutsch. Basic (Spoken) German Word List II. Mittelstufe. — Preliminary Edition, Pittsburgh 1970.

Rath, Rainer: Trennbare Verben und Ausklammerung. Zur Syntax der deutschen Sprache der Gegenwart. — In: Wirkendes Wort 15, 1965, S. 217 ff. [Ausklammerung]

Schulz, Dora, und Griesbach, Heinz: Grammatik der deutschen Sprache. Neubearbeitung von Heinz Griesbach. — München 81970. [Schulz-Griesbach]

Steger, Hugo: Über Dokumentation und Analyse gesprochener Sprache. — In: Zielsprache Deutsch, 1970, S. 13—21 und S. 51—63. [Dokumentation und Analyse]

Stolt, Birgit: Der prädikative Rahmen und die Reihung = Moderna Språk, Language Monographs 9, 1966. [Prädikativer Rahmen]

Stopp, Hugo, und Moser, Hugo: Flexionsklassen der mittelhochdeutschen Substantive in synchronischer Sicht. — In: Zeitschrift für deutsche Philologie 86, 1967, S. 70—101. [Mhd. Substantivflexion]

Wahrig, Gerhard: Das große deutsche Wörterbuch. — Gütersloh 1967. [Bertelsmann-Wörterbuch]

Wahrig, Gerhard: Neue Wege in der Wörterbucharbeit = Berichte des Instituts für Buchmarktforschung. Sondernummer Juni 1967, Hamburg 1967. [Wörterbucharbeit]

Werner, Otmar: Das deutsche Pluralsystem. Strukturelle Diachronie. — In: Sprache — Gegenwart und Geschichte = Sprache der Gegenwart 5, Düsseldorf 1969, S. 92—128. [Pluralsystem]

Winter, Werner: Relative Häufigkeit syntaktischer Erscheinungen als Mittel zur Abgrenzung von Stilarten. — In: Phonetica 7, 1961, S. 193—216. [Relative Häufigkeit]

Dem Gedächtnis Jost Triers*

Prof. Dr. Jost Trier, Emeritus der Universität Münster, Mitbegründer unseres Instituts, langjähriges Mitglied unseres Kuratoriums und Ehrenmitglied des Wissenschaftlichen Rats, ist am 15. September 1970 verschieden.

Man hat ihn wie Theodor Frings, den vor zwei Jahren Verstorbenen, einen König im Bereich seines Faches genannt. Das Wort konnte für Triers Auftreten im persönlichen Umgang mit Menschen wie in der Öffentlichkeit bei Vorträgen und Vorlesungen gelten, bei denen er zwar auf Wirkung, aber nicht auf Effekt bedacht war. Und diese Wirkung war groß; volle Hörsäle — Triers Wirken fällt ja in eine Zeit, da die „große Vorlesung“ an den Universitäten des deutschen Sprachraums noch nicht problematisch geworden war — charakterisierten seine Lehrtätigkeit. Er war eine herbe Natur; nur wenigen gewährte er Zutritt zu seinem näheren Umkreis, und wie viele empfindsame Menschen war auch er empfindlich. Seine Empfindsamkeit äußerte sich bei dem scheinbar Gefühlsarmen vor allem in einer ausgeprägten, gefühlsbetonten Anhänglichkeit an seine von ihm immer wieder aufgesuchte hessische Heimat.

Trier begann mit einer Doktorarbeit volks- und namenkundlichen Einschlags über seinen Namenspatron, den heiligen Jodocus (1924). Wie tief die volkskundliche Neigung in Triers Wesen verankert war, zeigen nicht nur Arbeiten über das bäuerliche niederdeutsche Haus in den 30er Jahren, sondern auch die Tatsache, daß er von 1932—1945 an der Spitze der Westfälischen Volkskundlichen Kommission stand; auch ein Kleinkunstwerk, seine Rektoratsrede von 1957, „Reihendienst“, in der er die wechselnden akademischen Wahlämter mit

* Dieser Nachruf ist eine erweiterte Fassung des in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ am 21. 9. 1970 erschienenen Gedenkaufsatzes.

Einrichtungen volkstümlicher Subkulturen verglich, ist ein späteres Zeugnis dafür.

Kleinere Arbeiten Triers galten den Flußnamen. Weniger bekannt ist heute seine Probevorlesung literarhistorischer Ausrichtung über „Architekturphantasien in der mittelalterlichen Dichtung“. Sie zeigt Trier schon auf dem Wege, der ihm zu raschem Ruhm verhalf: auf dem der Wortinhaltsforschung, die einen Schwerpunkt seines gelehrten Wirkens darstellt.

Trier gehört zu denen, die in den späten 20er und beginnenden 30er Jahren in der deutschen Sprachwissenschaft jene fast kopernikanisch zu nennende Wendung herbeiführten: zusammen mit Gelehrten wie Gunther Ipsen, Walter Porzig und Leo Weisgerber lenkte er das Interesse von den äußeren sprachlichen Gebilden, den Lauten und Formen, und von den verflommenen Sprachzeiten, denen die Forschung des vorausgegangenen Jahrhunderts vor allem gegolten hatte, hin zu dem Gemeinten, den Sprachinhalten, und zu der lebenden Sprache der Gegenwart, mit der sich die auch hierin von der Romantik geprägte Germanistik vorher systematisch nur in der Form der Mundarten beschäftigt hatte. Freilich, Triers Hauptwerk auf dem Gebiet der Wortinhaltsforschung, „Der deutsche Wortschatz im Sinnbezirk des Verstandes“ (1931) ist historisch orientiert und reicht nur bis in das 13. Jahrhundert; die geplante Fortsetzung ist er uns schuldig geblieben.

Bekannt ist der Untertitel des eben genannten Werkes: „die Geschichte eines sprachlichen Feldes“. Vor allem Trier hat den von Gunther Ipsen geprägten, inzwischen in die internationale sprachwissenschaftliche Terminologie eingegangenen Wortfeldbegriff in die Sprachforschung eingeführt, der jene Erkenntnis ausdrückt, daß Wörter nicht isoliert stehen, sondern im Verbund eines „Feldes“, daß ihre Inhalte sich gegenseitig abgrenzen und bestimmen. Trier hat das ursprünglich extrem formuliert:

„Nicht das Einzelzeichen sagt etwas; nur das System der Zeichengesamtheit kann etwas sagen angesichts des Einzelzeichens.“ — „Das einzelne Wortzeichen (...) ‚bedeutet‘ nur in diesem Ganzen und kraft dieses Ganzen. Außerhalb eines Feldganzen kann es ein Bedeuten überhaupt nicht geben.“¹ „So stehn die Wörter einer Sprache

¹ J. Trier, *Der deutsche Wortschatz im Sinnbezirk des Verstandes I*, Heidelberg 1931, S. 6, S. 5.

nicht einzeln als Sinnträger da, sondern jedes hat seinen Sinn nur daher, daß andere neben ihm Sinn haben.“²

Gewiß schoß die Entdeckerfreude des jungen Gelehrten damit übers Ziel hinaus: Wörter haben auch eine eigenständige inhaltliche Struktur, und sie müssen im übrigen auch in ihrer Schichtung betrachtet werden (schließen sich also eher zu „Wortkammern“ zusammen), und die angenommene Lückenlosigkeit der Feldgliederung des Deutschen hat sich als ein Wunschbild erwiesen. Aber durch Triers Methode, die neue Möglichkeiten inhaltlicher Analyse eröffnet hat, ist eine einseitige Bedeutungsforschung am isolierten Wort überholt. Und „historisch“ meint bei Trier „diachronisch“, denn er versucht, „von Querschnitt“ zu Querschnitt springend die Strukturgeschichte eines Feldes zu geben, wobei ihm „die überkommenen Werke als Einzelwerke“ Ausgangspunkt bei der Führung dieser Schritte sind.³

Die strukturelle Betrachtungsweise, wie sie von Trier mit seiner Wortfeldtheorie im Bereich der Semantik in entscheidender Weise mitbegründet wurde, ist im Kern richtig und erwies sich als außerordentlich fruchtbar. Das zeigen ihre Fortführung durch Leo Weisgerber wie die Versuche exakterer Weiter- und Umbildung durch heutige Vertreter des Strukturalismus, bei dem ja unter dem Einfluß der ebenfalls strukturell bestimmten Prager Schule der phonologischen Lautbetrachtung der 30er Jahre zunächst wieder die Beschreibung des Sprachkörpers, der Lautung und der Formen, im Vordergrund gestanden war und die Fragen der „meaning“ ausgeschaltet worden waren. Der junge Trier sah nach Äußerungen im engen Kreis des Wortfeld in sehr dynamischer Weise zunächst unter dem Bild des Pferderennens. Seinen mündlich mehrfach geäußerten Plan einer ausführlichen Neufassung seiner Wortfeldtheorie zu verwirklichen, war ihm nicht mehr vergönnt; in dem Vortrag „Altes und Neues vom sprachlichen Feld“ hat er 1968 einiges davon niedergelegt. Er hat eine neue Definition des Begriffs „Wortfeld“ gegeben: „Ein Wortfeld ist eine Gruppe von Wörtern, die inhaltlich einander eng benachbart sind und die sich vermöge Interdependenz ihre Leistungen gegenseitig zuweisen“ und betont, daß die Feldbetrachtung nicht „ein Gespinnst der Spekulation“ ist, sondern daß sie „aus der praktischen Forschung selbst mit Notwendigkeit hervorgegangen ist.“⁴

² J. Trier, Sprachliche Felder, in: Zeitschrift für deutsche Bildung 8, 1932, S. 417.

³ J. Trier, Der deutsche Wortschatz im Sinnbezirk des Verstandes (Anm. 1), S. 13 f.

⁴ Vgl. J. Trier, Altes und Neues vom sprachlichen Feld, Duden-Beiträge 34, Mannheim 1968, S. 10 und S. 20.

Ein wie unmittelbares Verhältnis der Germanist Trier zu seinem Forschungsgegenstand deutsche Sprache hatte, zeigt sich in seinem Vortrag über den Gebrauch von Imperfekt und Perfekt im heutigen Deutsch, den er unter dem Titel „Unsicherheiten im heutigen Deutsch“ 1967 auch bei der Jahressitzung des Wissenschaftlichen Rats des Instituts gehalten hat⁵, vor allem aber an den Arbeiten auf seinem dritten Hauptforschungsgebiet, dem sich der ältere Trier vorzugsweise widmete, der Etymologie. Wie Jacob Grimm suchte auch Trier als Etymologe „das Alte als das Dauernde“, wie er es ausdrückt.⁶ Seine Untersuchungen sind methodisch — und hier wird wieder die volkswissenschaftliche Neigung Triers sichtbar — entscheidend von realen Bezügen her bestimmt. Sie waren (das etymologischen Forschungen oft bestimmte, in der Natur der Sache begründete Schicksal) mancher Kritik ausgesetzt, aber es finden sich Kabinettstücke darunter wie die Abhandlungen über Zaun und Mannring, Spiel, Renaissance, Lehm, Holz, Wald, Antenne, und es trifft zu, was in der Laudatio bei der Verleihung des Dudenpreises 1968 gesagt wurde: „Seine eindringlichen wortgeschichtlichen Untersuchungen haben der Etymologie neue Leuchtkraft verliehen und längst verschüttete sprachliche Zusammenhänge aufgedeckt.“⁷

Triers Ansehen war groß. Dies äußerte sich nicht bloß in seiner frühen Aufnahme in die Göttinger Akademie, in ehrenvollen, von ihm abgelehnten Rufen an andere Universitäten, in der Wahl zum Rektor seiner Universität, in der Verleihung des Konrad-Duden-Preises, sondern auch in der Tatsache, daß Trier manche Ämter innehatte, die ihm einen bedeutenden Einfluß auf die Entwicklung des Faches gaben. So war er Mitbegründer und mehrjähriger Vorsitzter (das Wort *Vorsitzender* lehnte er ab — man sage ja auch *Vorsteher* und nicht *Vorstehender*, *Leiter* und nicht *Leitender*) des Deutschen Germanistenverbandes, mehrjähriges Mitglied des Hauptausschusses und des Senats der Deutschen Forschungsgemeinschaft, führendes Mitglied des früheren, von L. Weisgerber geleiteten Arbeitskreises „Sprache und Gemeinschaft“ der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Vorsitzter des vom Bundesministerium des Innern und

⁵ Veröffentlicht in: Sprachnorm, Sprachpflege, Sprachkritik. Jahrbuch 1966/67 = Sprache der Gegenwart 2, Düsseldorf 1968, S. 11—27.

⁶ J. Trier, Jacob Grimm als Etymologe. Abhandlungen der Gesellschaft zur Förderung der Westfälischen Wilhelms-Universität, H. 5, 1964, S. 6.

⁷ Hans Reschke, Oberbürgermeister der Stadt Mannheim, in: Duden-Beiträge 34, Mannheim 1968, S. 5.

der Ständigen Konferenz der Kultusminister berufenen Arbeitskreises für Rechtschreibregelung. Solche organisatorische Tätigkeit hatte in Jost Triers Wirken ihren wohl begründeten Ort. Seine prinzipiell homologische Betrachtungsweise, für die der Gegenstand nicht isoliert existiert, sondern als Teil des Gefüges, ließen ihn nicht nur Sprache und Dichtung, sprachliche und volkskundliche Forschung, Beschäftigung mit Gegenständen der Vergangenheit und der Gegenwart, sondern auch Forschung und Organisation der Forschung immer als Einheit sehen.

Jost Trier gehörte auch zu denen, die schon früh einen bis auf Leibniz zurückgehenden Plan aufgegriffen hatten und die Gründung eines Instituts für die Erforschung der deutschen Sprache, insbesondere der Gegenwartssprache, anstrebten. 1964 konnte er anlässlich einer Dudenpreisverleihung im Rittersaal des Mannheimer Schlosses die Gründung des „Instituts für deutsche Sprache“ feierlich proklamieren.

Hugo Moser

Das Institut für deutsche Sprache im Jahre 1970

Das Institut hat im Jahr 1970 die Arbeit an laufenden Projekten verstärkt und neue Projekte in Angriff genommen.

Im Herbst 1970 waren am Institut 35 wissenschaftliche Mitarbeiter tätig (Ende 1969: 21), ferner 25 (Ende 1969: 14) nichtwissenschaftliche Mitarbeiter und eine wechselnde Zahl von studentischen Hilfskräften (durchschnittlich 80). Diese Verstärkung rührt vor allem daher, daß ein neues Forschungsunternehmen „Kontrastive Grammatik“ in Angriff genommen und die Abteilung „Linguistische Datenverarbeitung“ ausgebaut wurde. Infolge dieser personellen Verstärkung war die Anmietung weiterer Räume in Mannheim nötig. Auch die Forschungsstelle Freiburg konnte sich räumlich ausdehnen.

Hauptaufgabe des Instituts für deutsche Sprache ist weiterhin die Erforschung der deutschen Gegenwartssprache. Darauf waren die Arbeiten in der Mannheimer Zentrale und in den Außenstellen Bonn, Freiburg und Innsbruck ausgerichtet.

Zentrale Mannheim

Die Arbeiten zur Grammatik der deutschen Gegenwartssprache haben ihren Schwerpunkt in Mannheim. 1970 wurden die Monographien zum Konjunktiv (Dr. S. Jäger), zum Passiv (Dr. K. Brinker), zu den Vergangenheitstempora (Dr. Ulrike Hauser-Suida, Gabriele Hoppe) abgeschlossen. In allen diesen Arbeiten werden Sprachsystem und Sprachgebrauch dargestellt; den Systembeschreibungen treten also umfangreiche Statistiken zur Seite.

Das Forschungsunternehmen „Grundstrukturen der deutschen Sprache“, das die linguistischen Grundlagen für den Deutschunterricht für Ausländer erarbeiten soll, wird, soweit das geschriebene Deutsch betroffen ist, unter der Leitung von Dr. U. Engel ebenfalls in Mann-

heim bearbeitet, während das gesprochene Deutsch in Freiburg untersucht wird (vgl. den Bericht der dortigen Forschungsstelle). Im April 1970 erschien eine systematische Untersuchung zur deutschen Wortstellung (U. Engel); die statistische Auswertung umfangreicher Texte (Ursula Winkelstern) wurde vorangetrieben und war bis Jahresende nahezu abgeschlossen. B. Engelen legte eine Monographie zu den deutschen Satzbauplänen vor; Valenzuntersuchungen zu nichtverbalen Wortklassen wurden begonnen. Das deutsche Valenzlexikon (U. Engel, H. Schumacher) wurde dank der Mitarbeit zahlreicher studentischer Hilfskräfte rasch fortgeführt, nachdem theoretische und methodische Vorüberlegungen den Beginn der eigentlichen Dokumentation verzögert hatten. Bis Jahresende lagen rund 1500 deutsche Verben bearbeitet vor. Das Gesamtlexikon ist auf 5000 bis 6000 Verben berechnet; der Abschluß ist für Ende 1971 vorgesehen.

Das syntagmatische Arbeitsvorhaben (Dr. habil. P. Grebe, Dr. R. Hoberg, A. Ströbl) verfolgt das Ziel, die regelhaften Zuordnungsmöglichkeiten deutscher Wörter zu erfassen. Zur Zeit laufen noch die Untersuchungen zur methodischen Grundlegung. Eine personelle Verstärkung dieser Arbeitsgruppe ist vorgesehen.

Die Aktivität der Abteilung für wissenschaftlich begründete Sprachpflege richtet sich vor allem auf Empfehlungen und Hinweise zum adäquaten Sprachgebrauch auch für breitere Schichten der Bevölkerung sowie auf allgemein faßliche Darstellungen der deutschen Grammatik. Die Kommission für wissenschaftlich begründete Sprachpflege hat die von S. Jäger formulierten „Empfehlungen zum Gebrauch des Konjunktivs“ (erschienen 1970) verabschiedet. S. Jäger hat außerdem einen Plan zur Erforschung der Sprache der Schüler verschiedener sozialer Schichten ausgearbeitet.

Die Abteilung „Linguistische Datenverarbeitung“ (Leiter Professor Dr. G. Ungeheuer, Bonn) besteht seit Oktober 1969; sie hat zur Zeit 11 wissenschaftliche Mitarbeiter. Sie gliedert sich in zwei Arbeitsgruppen, die unter Leitung von Paul Wolfangel M. A. (Gruppe Mannheim) und Univ.-Dozent Dr. D. Krallmann (Gruppe Bonn) stehen.

Durch 2 wissenschaftliche Mitarbeiter, einen Organisationsleiter, eine Sachbearbeiterin, zwei Operateure und eine Schreibkraft wurde die von P. Wolfangel geleitete Mannheimer Arbeitsgruppe, der auch das Rechenzentrum angegliedert ist, im Jahre 1970 auf insgesamt 15 fest angestellte Mitarbeiter erweitert. Außerdem sind 4 Vertrags-

programmierer, ein Mitarbeiter der Firma Siemens (Einsatzvorbereitung) und eine Reihe von wissenschaftlichen Hilfskräften an dem Entwicklungsprojekt beteiligt.

Neben der Kooperation mit dem Institut für Kommunikationsforschung und Phonetik der Universität Bonn wird seit 22. 11. 1969 auch das Projekt „Maschinelle Sprachkartographie“ von Professor Dr. L. E. Schmitt, Marburg, durch die Abteilung unterstützt.

Die Abteilung verwaltet das Rechenzentrum des Instituts für deutsche Sprache, eine mittelgroße Datenverarbeitungsanlage (Typ Siemens 4004/35 mit 65-KB-Speicher). Die Rechanlage wurde 1970 durch 2 Plattenspeicher und Lochstreifenverarbeitungsgeräte ergänzt. Im Dezember 1970 wird ein Schnelldrucker mit auswechselbarer Typenkette für Groß-/Kleinschreibung angeschlossen. Die Auslastung der Anlage durch eigene Arbeiten ist von 6,7 % im November 1969 auf 67 % im Oktober 1970 angewachsen.

Aufgabe der Abteilung ist die anwendungsbezogene Grundlagenforschung im Bereich der Linguistischen Datenverarbeitung, die dringend notwendig ist, damit linguistisch fundierte Kommunikationsprozesse nicht weiterhin mit ad-hoc-Programmen aufgrund für andere Zwecke entwickelter Programmiersprachen untersucht werden müssen. Im Rahmen dieser anwendungsbezogenen Grundlagenforschung, die von Bedeutung für alle Forschungsstellen ist, die sich mit linguistischer Datenverarbeitung befassen, laufen auch zwei Demonstrationsprojekte: das Programmsystem für linguistische Aufgaben und die maschinelle syntaktische Analyse.

Das Programmsystem für linguistische Aufgaben wird unter Leitung von P. Wolfangel im Zusammenwirken mit der Bonner Arbeitsgruppe entwickelt. Die Programmierung konzentrierte sich in der Anfangsphase auf die Datenerschließung. Es wurden Programme zur Umkodierung, Zerlegung, Sortierung, Absuche und Edition von Daten verschiedener Größenordnungen und Struktur erarbeitet. Mit Untersuchungen zur Abspeicherung maschineller Lexika und dem Abruf von Informationen daraus wurde bereits begonnen. Die Kompatibilitätsuntersuchungen für eine Programmiersprache (FORTRAN IV) werden noch in diesem Jahr abgeschlossen.

An der maschinellen Syntaxanalyse arbeiten zur Zeit 3 wissenschaftliche Mitarbeiter. Von ähnlichen Unternehmungen unterscheidet sich das Projekt, das auf einem Entwurf von U. Engel beruht, durch zwei Beschränkungen. Erstens impliziert die Beschränkung auf die

syntaktische Ebene den Ausschluß der gesamten Lexemsemantik mit allen vorderhand noch ungelösten Problemen; dabei ist trotzdem gewährleistet, daß auf einer zweiten Stufe auch semantische Analyse angeschlossen werden kann, sobald der internationale Forschungsstand dies erlaubt. Zweitens kommt das Verfahren ohne allgemeines Wörterbuch aus. Die Listeneingaben beschränken sich auf geschlossene Systeme und ein Verblexikon mit Valenz- und Ausbauangaben. Dadurch bleiben die Eingabedaten insgesamt überschaubar. Infolge der genannten Beschränkungen erscheint sichergestellt, daß das Projekt in absehbarer Zeit abgeschlossen werden kann.

Folgende Persönlichkeiten besuchten im Jahr 1970 die Zentrale Mannheim:

Professor Dr. G. E. Bonnin, St. Lucia (Australien); R. F. Clippinger, Cambridge/Mass.; Professor Janssen, Sacramento; Professor R. L. Jones, Ithaca; Professor Dr. W. P. Lehmann, Austin; Professor Dr. J. Lerot, Leuven; Professor Dr. Liedtke, San Francisco; Professor Dr. Lindgren, Helsinki; Dr. M. Moser, Klagenfurt; Dr. Müller-Ott, Heidelberg; V. S. N. Sarma, B. Sc., M. A., Madras (Indien); H. Steinberg, Tokio; M. E. Wydholl, Birmingham.

Zu längeren Aufenthalten weilten im Institut: Frau Dr. S. László, Budapest; Herr O. Leirbukt, Oslo.

U. Engel

Forschungsstelle Bonn

Die Forschungsstelle Bonn (Leiter Professor Dr. H. Moser; Stellvertreter Dr. M. Hellmann) hat Aufgaben der Wortforschung; insbesondere untersucht sie regionale Besonderheiten der deutschen Gemeinsprache, speziell die Entwicklung des Wortschatzes in der Bundesrepublik und der DDR.

Die Außenstelle erlitt am 27. 2. 1970 einen schweren Verlust durch den Tod ihres Mitarbeiters Dr. Arne Schubert. Einige der von ihm betreuten Arbeitsvorhaben mußten eingestellt werden; die Untersuchung der schweizerischen und österreichischen Besonderheiten übernahmen Frau Dr. Fenske und die seit September vorübergehend eingestellte wissenschaftliche Mitarbeiterin Fräulein Hedwig Hammes. Nachfolger für A. Schubert ist ab 15. 7. Dr. Günther Schmidt. Seine Aufgaben sind vor allem Beobachtungen zum Einfluß des Russischen auf den deutschen Sprachgebrauch, Berücksichtigung einschlägiger russischer Forschungen zur Entwicklung der deutschen Sprache

in Ost und West, Mitwirkung an der kommentierten Bibliographie und an Einzeluntersuchungen.

Der seit Herbst eingestellte Dr. des. Hans Dieter Lutz hat die Aufgabe, die theoretischen und praktischen Möglichkeiten der LDV für unsere speziellen vergleichenden Wortschatzvorhaben, insbesondere für das geplante vergleichende Wörterverzeichnis der Zeitungssprache in Ost und West, zu untersuchen und anzuwenden.

Neu begonnen wurde eine maschinell organisierte Aufstellung des in der Sekundärliteratur behandelten sozialistischen Wortschatzes sowie lexikographische Untersuchungen an bestimmten Erscheinungen in Bedeutungs-Wörterbüchern.

Die übrigen Arbeitsvorhaben wurden weitergeführt. Das Corpus von Zeitungstexten wird zur Zeit um eine Auswahl aus dem Jahrgang 1969 des „Neuen Deutschland“ erweitert. Weiterhin konnten wissenschaftliche Arbeitsvorhaben, besonders von Staatsexamenskandidaten und Doktoranden, mit sortiertem Belegmaterial unterstützt werden. Die kommentierte Bibliographie zum öffentlichen Sprachgebrauch in der BRD und der DDR nähert sich ihrer Fertigstellung (voraussichtlich Frühjahr 1971).

Zu Arbeitsbesuchen weilten in der Außenstelle: Fräulein B. Wehr, Mainz; Herr J. Götz, Düsseldorf; Herr O. Leirbukt, Oslo, und Herr Newman, Australien; zu Informationsbesuchen: Herr Dr. Kanocz, London; Herr Professor Safonov, Denver/USA, und Herr Professor Bonnin, St. Lucia/Australien.

M. Hellmann

Forschungsstelle Freiburg

Die Forschungsstelle Freiburg (Leiter: Professor Dr. H. Steger) untersucht die gesprochene deutsche Gegenwartssprache im Rahmen des Forschungsunternehmens „Grundstrukturen der deutschen Sprache“. Sie stellt ein Corpus weitgehend spontan gesprochener Texte zusammen, das insgesamt etwa 600 000 Wörter umfassen soll (zum Vergleich: das „Mannheimer Corpus“ zum geschriebenen Deutsch umfaßt etwa 1,6 Millionen Wörter, das Bonner Corpus zur Sprache in beiden Teilen Deutschlands zur Zeit etwa 1 Million Wörter). Das Freiburger Corpus wird von Tonbändern transkribiert und für die maschinelle Auswertung über Lochstreifen auf Magnetbänder gespeichert.

Nach Erstellung der endgültigen Fassung des Transkriptionsformulars (Verschriftlichungsvorschriften für gesprochene Texte) im Winter

1969/70 konnte der Dokumentationsvorgang zur gesprochenen Gegenwartssprache erheblich intensiviert werden. Durch die personelle Erweiterung der Forschungsstelle auf inzwischen fünf hauptamtliche und zwölf studentische Kräfte dürfte das Ziel, bis 1971 das Corpus erstellt zu haben, erreichbar sein.

Erarbeitet und verfeinert wurde im Laufe des Jahres ein Archivierungsverfahren für die Texte nach außerlinguistisch definierten Typen; außerdem macht die Analyse des Kommunikationsrahmens erfolgversprechende Fortschritte, so daß die in Freiburg angestrebten texttyp- und situationsorientierten linguistischen Paralleluntersuchungen zu den Mannheimer Arbeiten realisierbar erscheinen. Linguistische Analysen dieser Art sind Voraussetzung für eine sinnvolle Didaktisierung des von Freiburg erstellten Materials, wie in Symposien mit Angehörigen des Goethe-Instituts (im September und Dezember in München und im Oktober und Dezember in Freiburg) deutlich wurde.

Mit der Fertigstellung einiger der Mannheimer Arbeiten zur Schriftsprache begann die Freiburger Forschungsstelle, einen Teil der linguistischen Parallelanalysen theoretisch vorzubereiten und die Untersuchungsmodelle der Mannheimer Arbeiten mit den jeweiligen Verfassern zu diskutieren. Nach Erarbeitung der entsprechenden Programme gehen das maschinelle Ablochen der Texte, das Ausdrucken, das Erstellen von Sequenz- und Wortregistern, die notwendigen Kontrollvorgänge sowie das Abspeichern der Texte auf Magnetband voran.

An Publikationen wurden im Jahre 1970 im Manuskript fertiggestellt ein Textbuch der Freiburger Forschungsstelle mit ausgewählten Beispielen zur gesprochenen Sprache, einem Vorwort und erläuternden Kommentaren zum Segmentierungsverfahren, zum Transkriptionsvorgang, zur Textbeschaffung bzw. zu den dieser zugrunde gelegten Auswahlkriterien, eine Monographie zur Spontaneität in gesprochenen Texten und eine zur Verschriftlichung gesprochener Sprache.

Im Winter 1970/71 wurden des weiteren abgeschlossen eine Untersuchung zur Parenthese anhand von Texten des Freiburger Corpus sowie ein Forschungsbericht, der einen Überblick über den bisher erarbeiteten Stand des Freiburger Projekts geben soll.

In Freiburg wird im wesentlichen die Syntax der gesprochenen Sprache und die Verteilung syntaktischer Erscheinungen in verschiedenen Textsorten untersucht. In engstem Zusammenhang damit stehen die Untersuchungen zur deutschen Satzintonation, die Professor Dr.

Chr. Winkler in Marburg an den Freiburger Texten durchführt. Schon die bis jetzt vorliegenden Ergebnisse zeigen, daß zahlreiche Schulmeinungen über intonatorische Normen korrigiert werden müssen.

Folgende Persönlichkeiten besuchten im Jahr 1970 die Forschungsstelle Freiburg:

Herr Ehrler (Rundfunkbeauftragter der Katholischen Kirche im Südwestfunk, Baden-Baden), Herr Dr. von Faber (Goethe-Institut, München), Fräulein Fuchs (DFG-Stipendiatin, Heidelberg), Herr Dr. Hartmann (Joint Research Project, Nottingham), Herr Heidenreich (Südwestfunk, Studio Freiburg), Herr Kaufmann (Goethe-Institut, München), Herr Dr. Kanocz (BBC London), Fräulein List (Universität Konstanz), Herr Meisel (Universität Frankfurt), Herr van Oos (Universität Löwen), Frau Paneth (Goldsmiths' College, London), Herr Schipper (Kriminalpolizei Freiburg), Herr Dr. Stachowitz (Universität Austin/Texas), Herr Dipl.-Psych. Stapf (PH Freiburg), Herr Dr. Vollmer (Goethe-Institut, Staufien), Fräulein Weiland M. A. (Goethe-Institut, München).

P. Schröder

Forschungsstelle Innsbruck

Die Forschungsstelle Innsbruck (Leiter: Professor Dr. J. Erben) bearbeitet die deutsche Wortbildung. Der inzwischen möglich gewordene stärkere Einsatz von Hilfskräften gestattet es, das Corpus zu vermehren und die Befunde weiter abzusichern. Die Materialbasis wurde vor allem in Hinblick auf die Ausarbeitung des Adjektivs vermehrt und auch durch Belege der Goethezeit ergänzt.

Abgeschlossen werden konnte die Bearbeitung der präfixlosen desubstantivischen und deadjektivischen Verben, für die auch der Vergleich mit der Goethezeit durchgeführt wurde (Dr. H. Wellmann). Das gleiche gilt für die Aufarbeitung der präfixkomponierten Verben, deren Bautypen und Funktionsstände nunmehr auch im Vergleich zur Goethezeit (Adelung) ausgearbeitet vorliegen (Dr. Ingeburg Kühnhold).

Die Untersuchung der Produktivitätsverschiebungen bei den Substantivableitungen ist noch im Gange, ebenso der Versuch einer synchronen Beschreibung der Basisvariation bei Antritt von Suffixen (H. Wellmann).

Folgende Persönlichkeiten besuchten die Forschungsstelle Innsbruck im Jahre 1970:

Professor Dr. H. Draye, Leuven; Professor Mohr, Tübingen; Professor Dr. L. Saltveit, Oslo; Professor Dr. H. Seidler, Wien; Professor Dr. I. Reiffenstein, Salzburg; Professor Dr. W. Weiss, Salzburg.

J. Erben

Veranstaltungen

Das Institut für deutsche Sprache betreibt nicht nur selbst Forschungen zur deutschen Sprache, sondern versucht Forscher aus dem In- und Ausland zu fruchtbarer Kommunikation zusammenzuführen und gleichgerichtete Forschungen soweit wie möglich zu koordinieren. Diesem Zweck dienen Tagungen, vor allem die Jahressitzung des Wissenschaftlichen Rates. Vom 8. bis 11. 4. 1970 fand die Jahressitzung des Wissenschaftlichen Rates statt, die von etwa 80 Teilnehmern besucht war. Das Generalthema war soziolinguistischen Beschreibungsweisen des heutigen Deutsch gewidmet. Die Vorträge enthält der vorliegende Band.

Ein Einführungskurs, auch für Interessenten außerhalb der Abteilung Linguistische Datenverarbeitung, in die Siemens-Betriebssysteme und Programmiersprachen fand im Januar 1970 statt. Am 16. 2. 1970 wurden Aufbau und Organisation der Abteilung LDV und ihre Rolle innerhalb des Instituts neu diskutiert. Am Colloquium „Programmiersprachen für die Linguistische Datenverarbeitung“ am 11./12. 11. 1970 beteiligten sich eine große Anzahl von Fachleuten aus fast allen einschlägigen Forschungsinstitutionen der Bundesrepublik. Neben diesen Sitzungen wurden in ein- bis zweimonatigen Abständen gemeinschaftliche Colloquien der drei Arbeitsgruppen abgehalten, an denen meistens auch interessierte Gäste teilnahmen. Dem weiteren Informationsaustausch dienen die in Mannheim redigierte LDV-Mitteilungen.

Mitarbeiter der Abteilung LDV besuchten Operateur- und Programmierkurse der Firma Siemens, Tagungen der Deutschen Gesellschaft für Dokumentation und die Tagung Literatur und Datenverarbeitung in Aachen.

Vom 9. bis 21. März 1970 veranstaltete das Institut für deutsche Sprache einen von Professor Dr. Hugo Steger geleiteten Orientierungskurs „Methoden der Linguistik“, der von über 80 Assistenten und anderen Angehörigen des Mittelbaus von Universitäten der Bundesrepublik besucht war und ein sehr positives Echo hatte. Vortragende waren u. a. die Professoren H. Baumgärtner, Stuttgart; H. E. Brekle,

Regensburg; H. Eggers, Saarbrücken; H. Glinz, Aachen; K. Heger, Heidelberg; P. von Polenz, Heidelberg; H. Steger, Freiburg; G. Ungeheuer, Bonn; O. Werner, Tübingen; dazu Dr. P. Grebe, Mannheim; Dr. H.-J. Heringer, Heidelberg, und Professor H. Moser, Bonn. Die Teilnehmer am Orientierungskurs und an der Jahressitzung des Wissenschaftlichen Rates haben auch das Rechenzentrum besucht.

Außerdem fanden Arbeitstagungen zu verschiedenen anderen Problemen statt. Über Fragen der Linguistischen Datenverarbeitung konferierten zum Beispiel im November 1970 die Herren Bar-Hillel, Engel, Glinz, Moser, Schnelle, Ungeheuer und Wolfangel.

Ein Symposium am 30. 10. 1970 galt Problemen der Fachsprache der Datenverarbeitung. Referate hielten Dr. Herzog, Sindelfingen; Professor Dr. E. Krückeberg, Bonn; Dr. von Sydow, Konstanz; Professor Dr. Leo Weisgerber, Bonn.

Bei einem Symposium über Probleme der kontrastiven Grammatik (13./14. 11. 1970) hielten Referate: Dr. U. Engel, Mannheim; S. Kanocz, BBC London; Professor Dr. H. L. Kufner, Heidelberg; Professor Dr. J. Lerot, Louvain (Belgien); Professor Dr. G. Nickel, Stuttgart; A. Peck, Cambridge (England); Professor Dr. M. Wandruszka, Tübingen; Professor Dr. J.-M. Zemb, Paris.

Vom 10. bis 12. Dezember 1970 fand ein Symposium über „Sprachgebrauch in der Bundesrepublik und der DDR — Methoden der Erforschung“ statt, zu dem etwa 30 Fachleute, darunter 6 aus dem Ausland, geladen waren. Neben der Möglichkeit, ihre eigenen Arbeiten zur Diskussion zu stellen, war es für die Mitarbeiter der Forschungsstelle Bonn eine wichtige Gelegenheit, sich durch die Erörterung grundsätzlicher und methodischer Probleme ihrer eigenen und benachbarter Disziplinen anregen zu lassen. Referate hielten: Dr. H. Bartholmes, Vänersborg; Professor Dr. E. Dieckmann, Wisconsin/Milwaukee; Dr. M. Hellmann, Bonn; Fräulein S. Marx-Nordin, Göteborg; Professor Dr. H. Reich, Neuß; H. Richter, Bonn; R. Roche, Erbach; Dr. R. Römer, Bonn; Dozentin Dr. B. Stolt, Stockholm; G. Syring, Wiesneck; Professor Dr. E. Zeitter, Heidelberg.

Die Kommission für wissenschaftlich begründete Sprachpflege tagte dreimal. Sie verabschiedete die „Empfehlungen zum Konjunktiv“ und beschäftigte sich außerdem mit einer Definition des Begriffs „Sprachpflege“ und mit der Terminologie der elektronischen Datenverarbeitung.

Außerdem fanden mehrmals Arbeitsbesprechungen der Mitarbeiter am Forschungsunternehmen „Grundstrukturen der deutschen Sprache“ statt.

Mitglieder und Mitarbeiter des Instituts

Das Institut betrauert den Hingang eines seiner Begründer, seines Ehrenmitglieds Professor Dr. J. Trier, Münster, der am 15. September 1970 verstorben ist.

Leitung des Instituts für deutsche Sprache:

Präsident: Professor Dr. Hugo Moser, Bonn

Direktoren: Dr. phil. habil. Paul Grebe, Mannheim; Dr. Ulrich Engel, Mannheim

Ehrenmitglied: Professor Dr. L. Weisgerber, Bonn

Mitglieder des Kuratoriums: Professor Dr. K. Baumgärtner, Stuttgart; Oberregierungsrat Dieffenbach, Kultusministerium Stuttgart; Professor Dr. H. Eggers, Saarbrücken; Professor Dr. J. Erben, Innsbruck; Professor Dr. H. Glinz, Aachen; Professor Dr. Dr. h. c. F. Maurer, Merzhausen; Professor Dr. H. Neumann, Göttingen; Ministerialrat Dr. Petersen, Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft Bonn; Professor Dr. P. von Polenz, Heidelberg; Oberbürgermeister Dr. H. Reschke, Stadt Mannheim; Professor Dr. H. Rupp, Basel; Professor Dr. L. E. Schmitt, Marburg; Staatssekretär Dr. Schäfer, Bonn; Professor Dr. H. Steger, Freiburg; Professor Dr. G. Storz, Leonberg; Professor Dr. G. Ungeheuer, Bonn.

Mitglieder des Wissenschaftlichen Rates: Professor Dr. O. Basler, Freiburg; Professor Dr. H. Bausinger, Tübingen; Professor Dr. W. Besch, Bochum; Professor Dr. W. Betz, München; Professor Dr. H. Brinkmann, Münster; Professor Dr. B. Boesch, Freiburg; Professor Dr. G. Cordes, Kiel; Professor Dr. E. Coseriu, Tübingen; Professor Dr. H. Gipper, Röttgen; Professor Dr. S. Grosse, Bochum; Professor Dr. R. Gruenter, Mannheim; Professor Dr. P. Hartmann, Konstanz; Professor Dr. K. Heger, Heidelberg; Professor Dr. G. Heilfurth, Marburg; Professor Dr. H. M. Heinrichs, Berlin; Professor Dr. O. Höfler, Wien; Professor Dr. W. Höllerer, Berlin; Professor Dr. B. Horacek, Wien; Professor Dr. R. Hotzenköcherle, Zürich; Professor Dr. K. K. Klein, Innsbruck; Professor Dr. J. Knobloch, Bonn; Professor Dr. H. Kolb, Berlin; Dr. K. Korn, Frankfurt/Main; Professor Dr. E. Kranzmayer, Wien; Professor Dr. A. Langen, Scheidt; Professor Dr. E. Müller, Arlesheim; Professor Dr. G. Neumann, Bonn;

Professor Dr. G. Nickel, Stuttgart; Professor Dr. E. Oksaar, Hamburg; Professor Dr. R. Olesch, Köln; Professor Dr. I. Reiffenstein, Salzburg; Dr. W. Ross, Goethe-Institut München; Professor Dr. H. Schnelle, Berlin; Professor Dr. A. Schöne, Göttingen; Dr. D. Schulz, Goethe-Institut München; Professor Dr. E. Schwarz, Erlangen; Professor Dr. H. Seidler, Wien; Professor Dr. H. Seiler, Köln; Professor Dr. S. Sonderegger, Uetikon; Professor Dr. K. Stackmann, Göttingen; Professor Dr. G. Stötzel, Hilden; Professor Dr. F. Tschirch, Schweinheim; Professor Dr. K. Wagner, Mainz; Professor Dr. M. Wandruszka, Tübingen; Professor Dr. H. Weinrich, Köln; Professor Dr. W. Weiss, Salzburg; Professor Dr. O. Werner, Tübingen; Professor Dr. Chr. Winkler, Marburg; Professor Dr. W. Winter, Kiel; Professor Dr. P. Zinsli, Bern; Professor Dr. E. Zwirner, Münster.

Wissenschaftliche Mitarbeiter:

Zentrale Mannheim: Helga Crößmann, Dr. Ulrike Hauser-Suida, Harald Henkel, Brigitte Hilgendorf, Dr. Rudolf Hoberg, Gabriele Hoppe, Dr. Siegfried Jäger, Dominique Janin, Jacques Leduc, Reine-Marie Leduc, Georg Objartel, Dr. Bernhard Paetz, Horst Raabe, Danièle Riffet, Helmut Schumacher, Alex Ströbl, Dr. Irmgard Vogel, Ursula Winkelstern, Bärbel Würstlin M. A., Ingeborg Zint M. A.

Abteilung Linguistische Datenverarbeitung: Timm Krumnack (Bonn), Pantelis Nikitopoulos, Kaija Saukko, Josef Joachim Simon, Paul Wolfangel M. A.

Forschungsstelle Bonn: Dr. Hannelore Fenske, Dr. Manfred Hellmann, Dr. des. Hans Dieter Lutz, Dr. Günther Schmidt.

Forschungsstelle Freiburg: Karl Heinz Bausch, Helge Deutrich, Ute Elmauer, Dr. Rolf Müller, Peter Schröder, Hanno Wulz.

Forschungsstelle Innsbruck: Dr. Ingeburg Kühnhold, Dr. Hans Wellmann.

Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Sprache

1. Sprache der Gegenwart (Verlag Schwann, Düsseldorf):

Band 1, Satz und Wort im heutigen Deutsch, Probleme und Ergebnisse neuerer Forschung, Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache 1965/66.

Band 2, Sprachnorm, Sprachpflege, Sprachkritik, Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache 1966/67.

Band 3, Hans Jürgen Heringer: Die Opposition von ‚kommen‘ und ‚bringen‘ als Funktionsverben, Untersuchungen zur grammatischen Wertigkeit und Aktionsart.

Band 4, Ruth Römer: Die Sprache der Anzeigenwerbung.

Band 5, Sprache — Gegenwart und Geschichte, Probleme der Synchronie und Diachronie, Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache 1968.

Band 6, Studien zur Syntax des heutigen Deutsch, Paul Grebe zum 60. Geburtstag.

Band 7, Jean Fourquet: Prolegomena zu einer deutschen Grammatik.

Band 8, Probleme der kontrastiven Grammatik, Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache 1969.

Band 9, Hildegard Wagner: Die deutsche Verwaltungssprache der Gegenwart, Eine Untersuchung der sprachlichen Sonderform und ihrer Leistung.

Band 10, Empfehlungen zum Gebrauch des Konjunktivs in der deutschen geschriebenen Hochsprache der Gegenwart, Beschlossen von der Kommission für wissenschaftlich begründete Sprachpflege des Instituts für deutsche Sprache, Formuliert von Siegfried Jäger.

Band 11, Rudolf Hoberg: Die Lehre vom sprachlichen Feld, Ein Beitrag zu ihrer Geschichte, Methodik und Anwendung.

Band 12, Rainer Rath: Die Partizipialgruppe in der deutschen Gegenwartssprache.

Band 13, Sprache und Gesellschaft. Beiträge zur soziolinguistischen Beschreibung der deutschen Gegenwartssprache. Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache 1970.

Band 14, Werner Ingendahl: Der metaphorische Prozeß. Methodologie zu seiner Erforschung und Systematisierung.

2. Heutiges Deutsch (Verlage Max Huber — Schwann):

Reihe I, Band 1, Siegfried Jäger: Der Konjunktiv in der deutschen Sprache der Gegenwart.

Reihe I, Band 2, Klaus Brinker: Das Passiv im heutigen Deutsch, Form und Funktion.

Reihe II, Typen gesprochener deutscher Hochsprache I, Erarbeitet vom Institut für deutsche Sprache, Forschungsstelle Freiburg.

3. Forschungsberichte: Band 1—5.